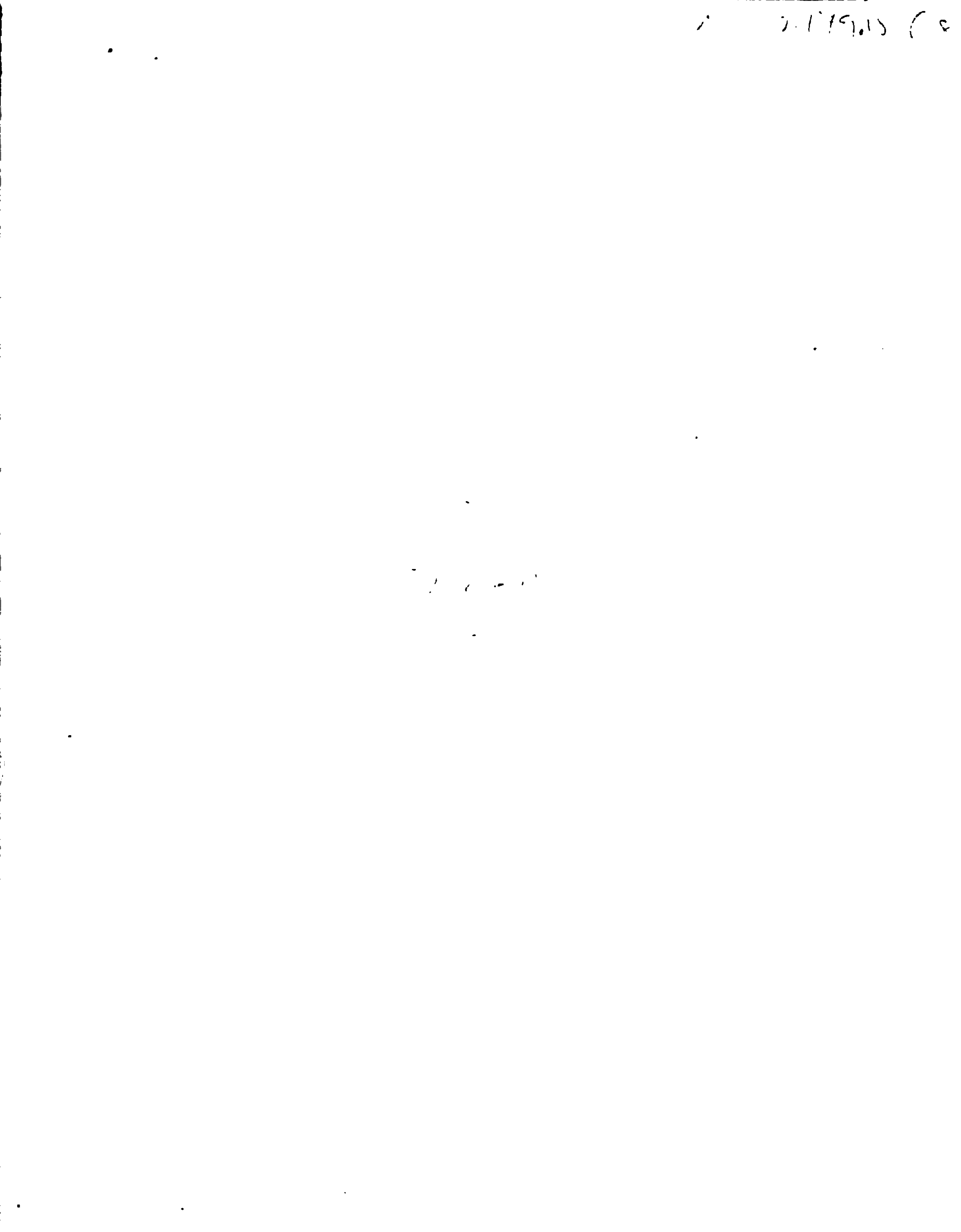




Beschreibende Darstellung

der älteren

Bau- und Kunstdenkmäler

der

Provinz Sachsen

und angrenzender Gebiete.

Herausgegeben

von der

Historischen Commission der Provinz Sachsen.

XVIII. Heft.

Der Mansfelder Gebirgskreis.

Mit 113 in den Text gedruckten Abbildungen, 2 Tafeln und einer geschichtlichen Karte der beiden Mansfelder Kreise.

Halle a. d. S.

Druck und Verlag von Otto Hendel.

1893.

Beschreibende Darstellung

der älteren

Bau- und Kunstdenkmäler

des

Mansfelder Gebirgskreises.

Bearbeitet

von

Prof. Dr. Hermann Grössler,

Gymnasial-Oberlehrer in Eisleben,

und

Dr. Adolf Brinkmann,

Gymnasial-Oberlehrer in Zeitz,

unter Mitwirkung von Gustav Sommer, Bauinspektor a. D. in Sprottau.

Herausgegeben

von der

Historischen Commission der Provinz Sachsen.

Halle a. d. S.

Druck und Verlag von Otto Hendel.

1893.

Vorwort.

Die beschreibende Darstellung der Kunst- und Baudenkmäler der beiden Mansfelder Kreise unterscheidet sich von manchen früheren Veröffentlichungen der Historischen Kommission der Provinz Sachsen nicht unwesentlich dadurch, dass ich derselben eine ziemlich umfangreiche landeskundliche Einleitung vorausgeschickt habe, sowie dadurch, dass auch die geschichtliche Vergangenheit der zur Besprechung gelangenden Orte ausführlicher behandelt worden ist, als es bisher der Fall zu sein pflegte. Da es sich aber mehr und mehr als zweckmässig herausgestellt hat, dass die beschreibende Darstellung der Kunst- und Baudenkmäler unserer Provinz nicht nur ein trockenes Verzeichnis des bau- und kunstgeschichtlich Merkwürdigen zusammenstelle, sondern diesen Überresten einen geschichtlichen Hintergrund gebe, damit dieselben in hellere geschichtliche Beleuchtung treten und richtiger gewürdigt werden können, was auch solchen Funden gegenüber seine Geltung hat, die etwa noch aufgedeckt werden, so glaube ich, dass mir diese Ausführlichkeit seitens sachverständiger Beurteiler keinen Tadel zuziehen wird. Vielmehr lässt sich hoffen, dass mancher Leser, der durch meine Darstellung mit der geschichtlichen Vergangenheit seines Wohnortes einigermassen bekannt geworden ist, den kunstgeschichtlichen Überresten seiner Heimat nunmehr lebendigere Teilnahme schenken und, wenn es nötig ist, ihnen auch seinen Schutz angedeihen lassen wird. Wenn ich dies erreichte, so würde ich glauben, dass die unablässige Arbeit von fast 2 Jahrzehnten, welche in der darstellenden Beschreibung des Mansfelder Gebirgskreises ihren Niederschlag gefunden hat und, so Gott will, auch in der des Seekreises bald an die Öffentlichkeit treten soll, nicht vergeblich gewesen ist. Denn bisher sind viele ausserordentlich merkwürdige Denkmäler der Vergangenheit oft nur aus Unkenntnis ihres Wertes und ihrer Bedeutung für die Kunstgeschichte vernichtet worden. Es ist eine überaus traurige Thatsache, dass dergleichen in unserer Zeit so häufig noch geschehen kann. Nicht nur werden noch aus vorchristlicher Zeit herrührende Erdwälle, welche eine politisch oder religionsgeschichtlich

merkwürdige Stätte umschlossen haben, wie auch früh- oder vorgeschichtliche Grabhügel wegen der fetten Dammerde, aus der sie meist bestehen, rücksichtslos abgefahren, um sie zur Düngung zu verwenden; nicht nur werden uralte Steinsetzungen, Malstätten aus grauer Urzeit, wie auch von Sagen umwobene und mit Spuren vorgeschichtlicher Menschenhand gezeichnete Steine unbedenklich mit Pulver und Dynamit gesprengt, um in bequemer Weise Material zu Wegebauten zu erlangen, sondern auch höchst lehrreiche Grabstätten samt Inhalt werden zerstört, ohne dass ein Mann der Wissenschaft zu Rate gezogen würde, um der Nachwelt wenigstens eine Beschreibung und wissenschaftliche Würdigung dessen zu hinterlassen, was beseitigt werden soll. Nicht minder schonungslos wird mit den Altertümern aus geschichtlicher und christlicher Zeit aufgeräumt. Höchst interessante und lehrreiche Bildwerke aus der Frühzeit der christlichen Bildhauerkunst und Malerei sind bis zur Unkenntlichkeit übertüncht, wertvolle Originalgemälde oft bedeutender Künstler von Lackierern und Anstreichern, weil das billiger zu stehen kommt, „renoviert“ worden. Die Figuren alter Altarschreine werden von den Kirchenbesuchern gelegentlich mit nach Hause genommen, um als Brennholz beim Kaffeekochen zu dienen; die ältesten und noch durchaus brauchbaren Erzeugnisse der Glockengiesserkunst werden zerschlagen und Arbeit suchenden Banausen gegen Anrechnung des Metallwertes hingegeben, weil angeblich oder wirklich das Geläute der Kirche keine ganz reine Terz oder Quinte hat; ganze Altarschreine aus katholischer Zeit oder doch Teile derselben werden beseitigt, weil sie nach der Meinung mancher Geistlichen das evangelische Bewusstsein zu schädigen drohen; uralte Kruzifixe lässt man dem Verderben verfallen, bloss weil sie infolge ihres hohen Alters wurmstichig geworden sind oder von dem heute üblichen Typus abweichen; altromanische Taufbrunnen, welche dem geläuterten Geschmack der Gegenwart zu plump erscheinen, werden zu Viehtränken oder im günstigeren Falle zu Pflanzenkübeln herabgewürdigt; Jahrhunderte lang erhaltene Grabsteine werden zerschlagen, zu Treppenstufen zersägt oder den Figuren die Nasen und Hände abgeschlagen, weil sie einer ausgestorbenen Familie angehören, auf die man keine Rücksicht mehr nehmen zu müssen glaubt und vieles dgl. m. Namentlich gegen die alten Glocken wird ein förmlicher Vernichtungskrieg geführt. In der mehr als anderthalb Jahrzehnte umfassenden Zeit, während der ich diesen Denkmälern der Vergangenheit meine Aufmerksamkeit zugewandt habe, sind etwa ein Dutzend der merkwürdigsten Glocken, die ich noch mit Augen gesehen, auch solche, die ich erst zu besichtigen und zu beschreiben gedachte, in vielen Fällen ohne jeden wirklich triftigen

Grund, in jedem Falle aber, ohne dass man darauf bedacht gewesen wäre, eine Spur oder ein Abbild ihrer Eigenart auf die Nachwelt gelangen zu lassen, vernichtet worden. Wenn das so fortgeht, werden wir in wenigen Jahrzehnten vielleicht keine alte Glocke mehr haben. Der Grund davon liegt zunächst darin, dass viele Geistliche weder ein Verständnis noch auch ein Interesse für die Dinge haben, die doch ihrer Obhut und ihrem Schutze anvertraut sind. Zwar giebt es unter den Geistlichen, diesen berufenen Hütern der kirchlichen Altertümer, manchen kunstverständigen und für das Altertum begeisterten Mann, der als eine seltene Zierde seines Standes in dieser Hinsicht hochzuschätzen ist; aber leider ist ihre Zahl zu klein. Ich habe nicht wenig Geistliche kennen gelernt, die keine Ahnung davon hatten, ob das Kirchengebäude, in welchem sie das Gotteswort verkündigten, hundert oder sechshundert Jahre alt, ob es romanischen, gotischen oder jüngeren Stils sei; auch solche, die trotz ihrer fast ein Menschenleben umfassenden Hirtenthätigkeit niemals auf den Turm ihrer Kirche gestiegen waren, um die Glocken einmal anzusehen, welche allsonntäglich ihre Gemeinde zum Gotteshause rufen; denen trotz fast dreissigjähriger Amtszeit an ihrer Kirche etwas nicht als merkwürdig aufgefallen war, was ein vorübergehender Kunstfreund beim ersten Blick als beachtenswert und eigenartig erkannte. Allerdings muss zu ihrer Entschuldigung dienen, dass sie von der Kenntnis dieser Dinge während ihrer Universitätszeit auch nicht das geringste sich anzueignen verpflichtet sind, dass niemand an sie das Ansinnen stellt, von diesen Dingen etwas wissen zu müssen. Eine um so grössere Erquickung ist es da, wenn man auf einen Geistlichen trifft — und gottlob! ist das in den letzten Jahren öfter der Fall — der aufs eifrigste bemüht ist, das unter den erschwerendsten Umständen sich anzueignen, was die Universität ihm nicht mitgegeben hat.

Infolge der unausgesetzt fortschreitenden Vernichtung der Altertümer ist es daher auch unmöglich zu verbürgen, dass die hier gegebene Beschreibung auch heute noch überall der Wirklichkeit entspricht. Vieles kann inzwischen verschwunden sein und ist verschwunden, was als vorhanden beschrieben ist. Wahrlich, es wird hohe Zeit, dass ein Gesetz wenigstens das spurlose Verschwinden von Altertümern unmöglich macht.

Sehr vorteilhaft würde es sein, wenn das Verfahren der thüringischen Behörden, welche angeordnet haben, dass jedes Pfarr- und Schularchiv ein Exemplar der beschreibenden Darstellung der Bau- und Kunstdenkmäler des Amtsbezirks besitzen muss, zu welchem der Ort gehört, auch in unserer Provinz Nachahmung fände. Denn ich habe Gelegenheit gehabt wahrzunehmen, dass

infolge dieser Verfügung von den Geistlichen und Lehrern mit Eifer die ihnen gebotene Möglichkeit ergriffen worden ist, sich über das, was ihr Wohnort an beachtenswerten Baulichkeiten und Kunsterzeugnissen besitzt, zu unterrichten. Ohne Zweifel ist so das Interesse für die einheimischen Bau- und Kunstdenkmäler dermassen geweckt worden, dass zu hoffen steht, es werde auch fernerhin in erfreulicher Weise zunehmen.

Nach diesen Bemerkungen, die die Sache erforderte, teile ich noch einiges über die Entstehung dieses Werkes mit. Eine grosse Zahl der demselben beigegebenen Abbildungen ist von der geschickten Hand des Herrn Bauinspektors Gustav Sommer gefertigt worden; auch einige antiquarische Notizen rühren von ihm her. Eine kaum minder grosse Anzahl von Abbildungen verdankt der Hand meines Amtsgenossen und Freundes Dr. Adolf Brinkmann in Zeitz, der auch einen beträchtlichen Teil des beschreibenden Textes geliefert hat, ihre Entstehung. Zu den Abbildungen habe ich nur einige Glockeninschriften und unbedeutende Skizzen beigetragen. Damit der Anteil, den ein jeder der Mitarbeiter an der beschreibenden Darstellung gehabt hat, für den Leser zweifellos klar hervortrete, habe ich das bisher nicht gebräuchliche Verfahren angewandt, dass vor jeden Abschnitt der Anfangsbuchstabe des Namens des Urhebers gesetzt worden ist, von dem der Text herrührt. Ein eingeklammertes G deutet an, dass alles, was auf dieses Zeichen folgt, mich zum Verfasser hat; ein eingeklammertes B zeigt die Urheberschaft meines Mitarbeiters Dr. Brinkmann an, ein S deutet an, dass der ihm folgende Abschnitt die Auffassung des Herrn Bauinspektor Sommer wiedergiebt. Sind mehrere Zeichen in einer Klammer vereinigt, so ist die ihnen folgende Ausführung das Ergebnis einer gemeinsamen Erwägung der angedeuteten Verfasser. Allerdings war diese Art der Bearbeitung mit manchen Schwierigkeiten verbunden; dafür aber gewährt diese gemeinsame Arbeit auch die Bürgschaft, dass schwierige Fragen nicht auf Grund einseitiger Auffassung beantwortet worden sind, da wir bemüht gewesen sind, etwa abweichende Auffassungen vorher unter uns auszugleichen. Natürlich sind wir nicht der Meinung, dass wir nicht auch trotz dieser gemeinsamen Erwägung in Irrtum hätten verfallen können, aber wenigstens ist nichts unüberlegt von uns behauptet worden.

Selbstverständlich ist ein Werk, wie das vorliegende, ohne mannigfache Unterstützung nicht möglich.

Mit Dank müssen wir anerkennen, dass uns bei unseren Nachforschungen fast nirgends Hindernisse in den Weg gelegt worden sind, dass wir uns vielmehr fast durchweg eines freundlichen Entgegenkommens zu erfreuen

gehabt haben. Allen den Herren, die uns bei unserer Arbeit irgendwie förderlich gewesen sind, sei darum an dieser Stelle herzlicher Dank gesagt.

Da die von mir der geschichtlichen Darstellung zu Grunde gelegten Quellen und Hilfsmittel ihres Ortes angeführt sind, so habe ich es für überflüssig erachtet, dieselben in einer Übersicht noch besonders zusammenzustellen. Wo ich keine Quellen angegeben habe, liegen frühere Arbeiten von mir, welche zumeist in der Zeitschrift des Harzvereins veröffentlicht worden sind, oder das Urkundenbuch der Klöster der Grafschaft Mansfeld von M. Krühne (Halle, O. Hendel, 1888) zu Grunde. Die dem Werke beigegebene Historische Karte der beiden Mansfelder Kreise ist eine vielfach ergänzende und berichtigende Neubearbeitung derjenigen, welche ich dem erwähnten Urkundenbuche der Mansfelder Klöster beigegeben hatte.

Eisleben, am 31. Oktober 1893.

Hermann Grössler.

Die beiden Mansfelder Kreise lagen längst vollendet und fast druckfertig vor, als ich von der Historischen Kommission der Provinz Sachsen mit der Aufgabe betraut wurde, den kunstgeschichtlichen Teil zu vervollständigen. Dies hatte seinen Grund darin, dass in der Zwischenzeit andere Grundsätze für die Darstellung der Kunstdenkmäler der Provinz zur Geltung gekommen waren. Vorher war mehr ein Inventar der noch vorhandenen älteren Denkmäler gefordert worden als eine eingehende Darstellung. Später hat die Historische Kommission sich für eine umfassendere und tiefer eindringende Behandlung besonders der Baudenkmäler entschieden. Deshalb wurde eine Überarbeitung des kunstgeschichtlichen Teiles nötig. Mein Auftrag beschränkte sich jedoch auf die wichtigsten Denkmäler der beiden Mansfelder Kreise. Infolge dessen haben nur die wichtigeren Kirchen, Schlösser und Burgen Berücksichtigung gefunden. Dies ist der Grund für die hier und da wohl auffallende ungleiche Behandlung, die auch in den Zeichnungen hervortritt. Einigen von diesen liegen photographische Aufnahmen des Herrn Elbelt in Eisleben zu Grunde, der auch die Platten für die unmittelbar reproducierten Darstellungen geliefert hat. Leider ist die Wiedergabe nicht immer gelungen.

Vorwort.

Herrn Professor Grössler, dem bei weitem der grösste Teil der vorliegenden Arbeit seine Entstehung verdankt, bin ich zu lebhaftem Danke verpflichtet für seine eifrige und selbstlose Unterstützung; seine umfassende und gründliche Kenntnis der alten Grafschaft Mansfeld ist so auch mir bei meinen Beiträgen zu gute gekommen.

Zeitz, im November 1893.

Adolf Brinkmann.

Inhalts-Verzeichnis.

Berichtigungen.

Seite II Zeile 19 von oben lies: Rumpin statt Ruppin.
„ XI „ 10 von oben lies: Quell- statt Quelle.
„ XI „ 5 von unten lies: könnte statt konnte.
„ XIV „ 19 von oben lies: Boonstedt statt Bornstedt.
„ XXIII Anm. Zeile 4 von unten lies: Umfang statt Umfaug.
„ XXVII verwandle Nr. 6 der Überschrift in Nr. 7.
„ XXIX Zeile 13 von unten lies: Grade statt Gerade.
„ XXXV verwandle Nr. 7 der Überschrift in Nr. 8.
„ XXXVIII Zeile 11 von oben lies: Hersfeld statt Herfeld.
„ LII verwandle Nr. 8 der Überschrift in Nr. 9.
„ LIV Zeile 11 von oben setze statt des Kommas einen Punkt.
Seite 2 „ 1 von oben lies: Erasmus statt Pancratius.
„ 2 letzte Zeile des Artikels Abberode lies: sind statt hind.
„ 6 Zeile 19 von unten lies: „1107 sie selbst und 1216 auch".
„ 7 „ 11 von oben setze hinter wahrscheinlich ein Komma.
„ 14 „ 10 von unten lies: Nr. 4 statt Nr. 3.
„ 18 „ 2 im Artikel Biesenrode lies: Unter- statt Ober-.
„ 21 „ 7 von oben lies: Namens statt Names.
„ 26 lies hinter Nr. 11: Krypta statt Kryta.
„ 29 Zeile 13 von unten lies: dass statt das.
„ 32 „ 12 von unten tilge das Komma hinter Kirche.
„ 127 „ 2 von oben lies: Nr. 75 statt Nr. 74.
„ 186 „ 8 von oben lies: 1517 statt 1507.
„ 209 „ 11 von unten lies: unwürdigen statt unwürgigen.
„ 209 „ 7 von unten lies: bischofs statt Bischofs.

Landeskundliche Einleitung.

1. Lage, Grenzen und Einwohnerzahl.

Die beiden Mansfelder Kreise gehören in ihrer ganzen Ausdehnung, unbedeutende Tiefebenenstreifen abgerechnet, dem Gebiete des Harzes an.

Der Mansfelder Gebirgskreis liegt zwischen 11° 6′ und 11° 33′ östlicher Länge (von Greenwich) und 51° 29′ und 51° 46′ nördlicher Breite im Flussgebiet der Saale auf dem Unterharz. Er hat 487 qkm Flächeninhalt uud zählte 1867: 42235; 1871: 43324; 1875: 45363; 1880: 52492; 1890: 60758 Einwohner. Westlich grenzt er an den Kreis Sangerhausen und das Herzogtum Anhalt, nördlich an eben dieses und den Kreis Aschersleben, östlich an das Herzogtum Anhalt und den Mansfelder Seekreis, südlich an den Kreis Sangerhausen. Er hat vier Städte (Mansfeld, Hettstedt, Leimbach und Ermsleben), 54 Landgemeinden und 32 selbständige Gutsbezirke, von welchen Arnstein, Degenershausen, Heyda, Hilkenschwende, Meisberg, Neuhaus, Pfersdorf, Popperode, Rammelburg, Rödigen allein liegen.

Der Mansfelder Seekreis liegt zwischen 11° 27′ und 11° 52′ östl. Länge (von Greenwich) und 51° 24′ und 51° 45′ nördl. Breite zwischen der Saale und dem Unterharz im Flussgebiet der Saale, ist 595 qkm gross und hatte im Jahre 1867: 62956; 1871: 66394; 1875: 68611; 1880: 78122; 1885: 89537; 1890: 92295 Einwohner. Er grenzt westlich an den Kreis Sangerhausen und den Mansfelder Gebirgskreis, im Norden an das Herzogtum Anhalt, im Osten an den Saalkreis, im Süden an die Kreise Merseburg und Querfurt. Er hat gleich dem Gebirgskreise 4 Städte (Eisleben, Alsleben, Gerbstedt und Schraplau), 96 Landgemeinden und 20 selbstständige Gutsbezirke, von denen sich 13 an Dorfgemeinden des gleichen Namens anschliessen, während die übrigen allein liegen (Äbtischrode, Etzdorf, Holzzelle, Piesdorf, Welfesholz, Haus Zeitz).

2. Die natürlichen Bodenverhältnisse.[1]

Der Gebirgskreis ist fast völlig von dem Unterharz, d. h. von der zwischen den Thälern der Selke und Wipper sich erhebenden Hochfläche erfüllt, der Seekreis dagegen von dem zwischen Wipper und Saale sich erhebenden

[1] Betreffs der natürlichen Bodenverhältnisse des Mansfelder Landes sind zu vergleichen: 1. Schrader, der Mansfelder Kupferschieferbergbau (in der Zeitschrift für Berg-, Hütten- und Salinenwesen im Preuss. Staate Bd. XVII, 1869. S. 1 ff. 2. Franz Beyschlag, Geologische Übersichtskarte der Gegend von Halle a. S. Die Mansfelder Mulde und ihre Ränder. 1892. 3. C. Gelbke, Die Volksdichte des Mansfelder See- und des Saalkreises. Hallische Inauguraldissertation. Halle 1887. 4. W. Ule, Die Mansfelder Seen. Hallische

mansfeldischen Hügellande, welches man nur als den östlichen Ausläufer des Unterharzes ansehen kann. Durch eine breite, tiefe Mulde, welche das ehemals seeartige Thal der unteren bösen Sieben, der beiden Mansfelder Seen und der Salze bildet, wird letzteres in zwei Teile eingeteilt, einen schmalen südlichen und einen breiten nördlichen. Der südlich von der Mulde sich hinziehende, sattelartige Höhenzug erstreckt sich aus der Gegend des Quellgebiets der bösen Sieben bis nach Hornburg unter verschiedenen Namen, z. B. Winterberg, Bärenhaut, Heide; heutzutage aber bezeichnet man ihn nach dem auf seinem südöstlichen Vorsprunge gelegenen Dorfe Hornburg meist als den Hornburger Sattel. Der breitere Teil nördlich von der Mulde bildet eine ausgedehnte, von tief eingeschnittenen Bächen und Gründen durchfurchte, auf der Scheitelfläche sanft, dagegen zur Saale hin am Rande ziemlich schroff abfallende, wellige Hochfläche, die keinen volksmässigen Namen hat, die man aber gemeinhin als die mansfeldische Hochfläche zu bezeichnen pflegt. Als ihre Fusspunkte sind die Orte Alsleben und Salzmünde an der Saale zu betrachten. Während sich nun anderswo die Hochfläche des Harzes scharf aus ihrer Umgebung heraushebt, ist dies bei dem Unterharze und bei dem mansfeldischen Hügellande nur zum Teil der Fall. Nach Norden zu verläuft sich dieses Hügelland allmählich in die Tiefebene; nach Osten zu fällt es zwischen Salzmünde und Ruppin, namentlich bei Trebitz und Closchwitz, steil zur Saalaue ab, wie auch nach Süden zu sein Abfall zur Mansfelder Mulde ein verhältnismässig bedeutender und steiler (etwa 110 m Höhenunterschied) ist. Ein einigermassen bequemer Zugang zu dem Hügellande aus der Mulde findet sich nur am Westende derselben, wo der Thaleinschnitt des Volkstedter Baches in allmählicher Steigung auf die Hochfläche führt.

Der Grad der Neigung dieses Hügellandes in der Richtung von Westen nach Osten mag aus folgenden Höhenangaben ersehen werden:

1. Nördliche Neigungslinie in der Richtung W.-O. vom Welfesholz b. Hettstedt bis Friedeburg an der Saale:

Welfesholz	217	m
Höhe nordöstlich von Gerbstedt	176	„
Höhe zwischen Pfeifhausen und Friedeburg	158	„
Saalberg bei Friedeburg	155	„
Saalthal bei Friedeburg	ca. 70	„

2. Südliche Neigungslinie in der Richtung W.-O. von Siebigerode bis Salzmünde an der Saale:

Höhe zwischen Siebigerode und Benndorf	303	m
Höhe zwischen Polleben und Eisleben	245	„
Höhe zwischen Wils und Salzmünde	141	„
Salzmünde an der Saale	ca. 80	„

3. Thal der bösen Sieben, der Seen und der Salze:

Die Aue östlich von Eisleben	119	„

Inauguraldissertation. Halle 1888. 5. Willi Ule. Die Mansfelder Seen und die Vorgänge an denselben im Jahre 1892. Eisleben, Ed. Winkler. 1893. (Mit 3 Karten und 5 Abbildungen.) 6. M. Görcke, Beiträge zur Siedelungskunde des Mansfelder See- und des Saalkreises. Halle 1889. 7. G. Müller, Nordthüringen u. Südharz. (Vortreffliche Karte im Verlag von M. Grätenhan, Eisleben 1893).

Spiegel des Salzigen Sees	88 bezw. 84	m
Salzethal bei Zappendorf	85	„
Salzemündung	ca. 80	„

Der Höhenunterschied zwischen den südlichen Scheiteln der Hochfläche und der Seenmulde beträgt demnach etwa 110 m, der Höhenunterschied zwischen Welfesholz (217 m) und Friedeburg (70) 147 m; der zwischen Siebigerode (303) und Salzmünde (80) 222 m, gewiss ein beträchtlicher Abfall, der aber deshalb nicht so leicht wahrnehmbar wird, weil der Ostrand, an dessen Fusse die Saale hinfliesst, wie schon bemerkt, steil (in einer Höhe von etwa 70 m) zur Saale abfällt.

Um nun auch den Grad des Abfalls von Südwest nach Nordost einigermassen zu kennzeichnen, mögen noch einige Höhenangaben in dieser Richtung folgen.

1.	Höhe zwischen Siebigerode und Benndorf . . .	303	m
	Bahnhof Kloster Mansfeld	258	„
	Höhe zwischen Kloster Mansfeld und Polleben .	245	„
	Scheitel zwischen Helmsdorf und Bösenburg . .	198	„
	Höhe westlich von Zabitz	158	„
2.	Höhe südlich von Volkmaritz	220	„
	Höhe nördlich von Elbitz	201	„
	Höhe südlich von Naundorf	184	„
	Höhe zwischen Zernitz und Trebitz	160	„
	Saalthal bei Trebitz	ca. 73	„

Aus den Höhenverhältnissen ergiebt sich, dass beide Kreise, mit Ausnahme des höher sich erhebenden und stark bewaldeten südwestlichen Teiles des Gebirgskreises, der menschlichen Besiedelung leicht zugänglich waren. Betrachten wir nun von diesem Gesichtspunkte aus auch die Art des Bodens, das Gefüge und die Zusammensetzung der Bodenerhebungen, sowie die Art ihrer Einschlüsse, so wird sich zeigen, dass auch diese einer starken Besiedelung in hohem Masse günstig waren.

Die fast ununterbrochene Decke dieses ganzen Gebietes bildet zum allergrössten Teile der Löss, eine gelbliche, mürbe, kalkreiche Ablagerung ohne Geschiebe, aber mit häufig vorkommenden kalkigen Gebilden (Lösspuppen, Lösskindel), welche, wenn sie nach oben kalkärmer wird, eine braune Farbe annimmt. Im Südwesten und Westen, wo häufig ältere Gesteine zu Tage treten, tritt er am meisten zurück; auch fehlt er in der Gegend von Rotenburg und Alsleben, wo tiefere Diluvialbildungen, nämlich Schotter, Sand und Geschiebelehm, die Decke bilden. An anderen Stellen besteht die Oberflächendecke aus Schwemmland, besonders in der Niederung des Saalethals und in der zwischen Eisleben und dem süssen See eingebetteten Mulde, wie auch der Boden der beiden Seebecken zum grossen Teil von alluvialen Bildungen bedeckt ist. Dieser allseitigen Verbreitung fruchtbarer Erdreiche, unter denen der sogenannte Auenlehm in der Eisleber Mulde sich durch besondere Fruchtbarkeit auszeichnet, entspricht eine ausserordentliche Ertragsfähigkeit des Bodens, sodass in beiden Kreisen — die bewaldeten südlichen Teile des Gebirgskreises abgerechnet —

auch die Hochflächen dem Ackerbau dienstbar gemacht worden sind. Die hier bewirkte hohe Blüte der Landwirtschaft mögen folgende Zahlen bezeugen. Bei nur 1,3 Prozent Wiesen, 2,6 Prozent Weiden und 1,3 Prozent Holzungen hat der Seekreis 86,9 Prozent Ackerland und Gärten. Einem Reinertrag pro ha für Preussen mit 17 Mark steht im Seekreise ein solcher mit 46 Mark pro ha gegenüber. Wegen dieser hervorragenden Güte des Bodens wird auch der Zuckerrübenbau fast allenthalben stark betrieben, welcher zur Gründung von Zuckerfabriken in Salzmünde, Langenbogen, Teutschenthal, Erdeborn, Schwittersdorf, Zabitz, Trebitz, Belleben und Alsleben geführt hat. Es hatte also seinen guten Grund, wenn man schon in alten Zeiten neben dem Fischfange, Vogelfange und Glockenklange auch den Flegelklang in der Grafschaft Mansfeld in folgendem Sprüchlein rühmte:

Seeburg hat den Fischfang,
Eisleben den Glockenklang,
Rammelburg den Vogelsang,
Helfta den Flegelklang.

Ebendaher erklärt es sich auch, wie die Rede entstehen konnte, mit wem Gott es gut meine, dem gebe er eine Wohnung in der Grafschaft Mansfeld.

Fragen wir nun aber weiter nach den sonstigen geologischen Bildungen des Mansfelder Landes, so ist zu beachten, dass dasselbe von einer muldenförmig gekrümmten Fläche in der Richtung von Leimbach (im Gebirgskreise) über Hübitz und Schochwitz nach Halle zu durchsetzt wird. Diese Mulde ist an drei Seiten, nämlich an ihrem West-, Nord- und Ostrande, geschlossen, nach Süden und Südosten dagegen (Richtung nach Halle zu) offen. Auf dem westlichen Muldenflügel liegt Eisleben, auf dem nördlichen Hettstedt und Gerbstedt, auf dem östlichen Wettin. Das älteste Glied der in dieser Mulde geschichteten Gesteine ist das Rotliegende und in dessen Gefolge das Weissliegende. Auf diese beiden legt sich in übereinstimmender Lagerung die den Kupferschiefer führende Zechsteinbildung, in allen ihren Gliedern (Kalksteine, Aschen, Gypse, Rauchwacken und Letten) auf das regelmässigste ausgebildet, und diese wieder überdeckt in bedeutender Mächtigkeit fast als einziger Vertreter der Trias der bunte Sandstein. Die wellige Oberfläche der älteren Schichten ist, wie schon angedeutet wurde, zum Teil durch einzelne Tertiärbecken ausgeglichen, in deren Innern man zahlreiche Braunkohlenbecken aufgeschlossen hat. Das Ausgehende des Rotliegenden bildet eine scharfe Grenze dieses geognostischen Gebiets, denn es lässt sich mit Sicherheit über die Ortschaften Hornburg, Bischofrode, Blankenheim, Siebigerode, Mansfeld, Leimbach, Örner, Hettstedt, Gerbstedt und Friedeburg bis über Wettin hinaus verfolgen.[1] Namentlich im Südwesten, im Hornburger Sattel, tritt das Ausgehende des oberen Rotliegenden, z. B. bei Neckendorf, scharf hervor, freilich nur an den Rändern entblösst, während der Rücken durch Löss verdeckt ist. Die am Rande auftretenden Zechsteinschichten sind meist sehr steil, ja fast senkrecht gestellt und durch Verwerfungen in der Richtung SW—NO abgeschnitten. Gegen Südosten ist die Grenze des

[1] Ein anderer Zug geht über Morungen, Gorenzen, Biesenrode, Vatterode, Rödchen bei Leimbach, Greifenhagen, Ritterode, Walbeck bis über Quenstedt hinaus.

Rotliegenden nicht mehr bestimmbar, weil hier der mächtig verbreitete bunte Sandstein über das Kupferschieferflötz hinausgreift. An den oben beschriebenen Rändern der Mulde tritt das Kupferschieferflötz fast überall zu Tage, sodass hier seine Auffindung, wie auch sein Abbau leicht war. Seit 1199 soll mit dem letzteren begonnen worden sein. Der Kupferschieferbergbau hat sich aber seitdem nur auf den West- und den Nordrand der Mulde erstreckt, und zwar von Wolferode über Mansfeld, Hettstedt und Gerbstedt bis in die Nähe von Friedeburg. Die Mächtigkeit der nutzbaren Schieferhöhe beträgt nur etwa 10 cm, der Kupfergehalt 2—3 Prozent mit $^1/_2$ Pfund Silber im Centner Kupfer. Seit Anfang der sechziger Jahre dieses Jahrhunderts hat dieser Bergbau, seitdem die Verwaltung sämtlicher Berg- und Hüttenwerke unter die einheitliche Leitung der „Mansfelder Kupferschiefer bauenden Gewerkschaft“ gekommen ist, einen ausserordentlichen Aufschwung genommen, ist aber infolge des Durchbruchs der Gewässer des Salzigen Sees in die Schächte der meisten Reviere, welcher sich seit dem Mai 1892 in immer stärkerem Masse bemerklich gemacht hat, in grosse Bedrängnis durch die zuströmenden, ungeheuren Wassermassen geraten. Östlich von Hornburg bildet nicht mehr das Rotliegende, sondern „die Thüringer Grenzplatte,“ genauer die Erhebungen der meist mit Löss überdeckten Schraplau-Esperstedt-Kuckenburger Muschelkalkmulde die Grenze des Mansfelder Beckens.

Der die Zechsteinbildungen überdeckende Buntsandstein tritt in den nördlich vom Süssen See bis zu etwa 200 m aufragenden Höhen mächtig hervor und erstreckt sich als mittlerer Buntsandstein in der Richtung NW—SO von Thondorf und Siersleben bis nach Trebitz a. d. Saale (nördlich) und nach Langenbogen a. d. Salzke (südlich), sodass Salzmünde ziemlich genau an der Mitte des Ostrandes dieses Zuges aus mittlerem Buntsandstein liegt. Letzterer wird von einem breiten, zum Teil von jüngeren Bildungen überdeckten Gürtel von unterem Buntsandstein umschlossen, welcher an der Wipper bei Mansfeld, Leimbach und Burgörner beginnt und östlich bei Zaschwitz a. d. Saale bezw. bei Teutschenthal endet. Der nördliche Streifen dieses Gürtels läuft von Burgörner über Heiligenthal, Zabenstedt und Öste bis nach Zaschwitz bei Wettin und in südlicher Richtung weiter bis nach Brachstedt und Schiepzig. Bei Zaschwitz und Schiepzig wird er von dem Bett der Saale durchbrochen. Der südliche Streifen dieses Gürtels zieht sich längs der bösen Sieben und der Seen hin, sodass er dem Hornburger Sattel nördlich parallel vorliegt. Sein im grossen Wachhügel zwischen beiden Seen bis zu 140 m sich erhebender Rücken bildet dort die Scheidewand zwischen den beiden Becken des Süssen und Salzigen Sees, die im Grunde nichts anderes sind als wassergefüllte, durch Hohlwerden der darunter befindlichen Zechsteinschichten entstandene Einsenkungen des unteren Buntsandsteins. An der den Namen Teufelsbrücke führenden Landzunge ist dieser Buntsandsteinrücken von der Wasserverbindung zwischen Salzsee und Bindersee durchbrochen bezw. überdeckt, nur dass er infolge des Sinkens des Seespiegels (seit dem Mai 1892) vermutlich auch an dieser Stelle trockengelegt werden wird. Die beiden grossen Wasserbecken des Süssen und Salzigen Sees sind also geradezu in den südlichen Streifen des unteren Buntsandsteingürtels eingebettet. Der Grund dieser Einbettung ist im allgemeinen schon angedeutet. Im besonderen ist über die Entstehung der Seen noch folgendes zu bemerken. Überall, wo die Lagen

des unteren Buntsandsteins in der Umgebung der Seen zu Tage treten, zeigen sie starke Verschiebungen: die Schichten sind mannigfaltig gebogen und verworfen und fallen nach den verschiedensten Richtungen hin ein bis zu 60⁰ und darüber. Diese Verschiebungen und Verwerfungen sind der Unbeständigkeit der darunter lagernden Zechsteinschichten zu verdanken, welche sämtlich mehr oder weniger durch Sickerwasser angegriffen und ausgelaugt werden können und hier sicherlich stark ausgelaugt worden sind. Dabei kommt in Betracht, dass die anlässlich der Auslaugung erfolgende Verwandlung des Gypses in Anhydrit nicht ohne beträchtliche Ausdehnungen vor sich geht, dass also der Gyps auf seine Decke einen bedeutenden Druck ausübt, diese hebt, sprengt und lockert. Diese Sprengung und Lockerung der deckenden Buntsandsteinschichten wirkte vorbereitend für die Entstehung der Seen. Dazu gesellte sich nun noch die Einwirkung der Sickerwässer auf die im Wasser löslichen Teile der Zechsteinbildung, durch welche allmählich grosse Höhlen (Schlotten) ausgewaschen wurden, welche noch jetzt auf weite Strecken den Untergrund des Mansfelder Landes durchziehen. Dort nun, wo locker gewordene Gesteine über den durch Auslaugung entstandenen Schlotten lagen, sind jene in diese Hohlräume eingestürzt. So entstanden nicht nur die zahlreichen Schichtenstörungen, sondern auch die Einsenkungen des Bodens an der Erdoberfläche, deren bedeutendste, wenn man von den zahlreichen trichterförmigen Erdfällen (z. B. dem „Trichter“ auf der Hüneburg bei Wimmelburg, dem „Scheffel“ und der „Metze“ zwischen Helfta und Erdeborn) absieht, die beiden Becken der Mansfelder Seen sind. Kleinere, ebenfalls mit salzigem Wasser angefüllte Erdfälle sind die Seelöcher bei Lochwitz im Seekreise, von denen man bei der Unkenntnis ihrer Entstehung glaubte, dass sie unterirdisch mit dem Meere in Verbindung stünden.

Im südlichen Teile des Seekreises südlich des Salzigen Sees tritt der Buntsandstein, obschon vorhanden, doch nicht zu Tage, weil ihn eine fast ununterbrochene, von Erdeborn über Oberröblingen, Amsdorf, Wansleben bis nach Teutschenthal und Langenbogen sich erstreckende Diluvialschicht bedeckt, in welche ein ausserordentlich wertvolles Flötz oligozäner Braunkohle von 12 – 20 m Mächtigkeit eingebettet ist, dessen Kohlen wegen ihres beträchtlichen Ölgehaltes zur Theerschwelerei, Paraffin- und Solarölerzeugung verwertet werden. Andere Braunkohlenbecken finden sich: 1. zwischen Helbra, Ziegelrode und Benndorf; 2. zwischen Dederstedt und Schwittersdorf; 3. zwischen Schochwitz und Wils; 4 zwischen Heiligenthal, Lochwitz und Zabenstedt; 5. zwischen Piesdorf und Strenz-Naundorf; 6. in besonderer Mächtigkeit zwischen Saale und Salza in der Gegend von Bennstedt, Zscherben und Nietleben.

Es herrscht also im Seekreise und in den südöstlichen Strichen des Gebirgskreises der bunte Sandstein vor, im grösseren Teile des Gebirgskreises dagegen Thonschiefer und Grauwacke.

Erwähnung verdient übrigens noch, dass die Mansfelder Mulde in ihrer Hauptrichtung von NW. nach SO. von einem Zuge unteren Muschelkalks — zum Teil mit jüngerer Bedeckung — durchstrichen wird. Derselbe beginnt nordöstlich von Eisleben zwischen Hübitz und Polleben, streicht in südöstlicher Richtung nördlich längs des Bettes der Laweke bis nach Schochwitz, wird dann bis zur Salze von (überdecktem) Buntsandstein unterbrochen und tritt östlich

von der Salze bei Zappendorf und Cöllme, wo er überdies von der Salze durchbrochen wird, wieder stark hervor und reicht bis an die Saaleaue in der Nähe von Halle (östlich von Nietleben), in diesem Teile von ausgedehnten Braunkohlenrevieren überdeckt.

Zu feineren Bau-Ausführungen, zum Teil auch zu Bildhauerarbeit, wird gern der Bösenburger (mittlere) Sandstein verwendet; beliebt ist auch das Siebigeröder Rotliegende (Porphyr-Konglomerat) und die der Thüringer Muschelkalk-Grenzplatte entnommene „Mehlpetze", aus der z. B. die Hornburger Kirche gebaut ist. Das gröbere Rotliegende des Hornburger Rückens (Neckendorfer Brüche) findet häufige Verwendung, aber nur bei gröberen Bauten.

3. Die Gewässer.

Ausser der Gestalt der Erdoberfläche und der Beschaffenheit der tiefer liegenden Schichten ist von höchster Wichtigkeit für die Besiedelung die Verteilung, Stärke und Brauchbarkeit der Gewässer. Denn zu den unentbehrlichsten aller Lebens- und Wirtschaftsbedürfnisse gehört das Wasser.

Die fliessenden und stehenden Gewässer beider Mansfelder Kreise gehören mit ganz geringer Ausnahme sämtlich dem Flussgebiete der Saale an, welcher sie alle zufliessen, und welche den Seekreis östlich begrenzt; im besonderen sind die beiden Kreise ganz oder teilweise aus dem Flussgebiete der Salze, der Schlenze, des Schlackenbachs, der Wipper und der Selke zusammengesetzt.

Der Hauptfluss des Gebirgskreises ist die von der südöstlichen Abdachung des Auerberges (Josephshöhe) herabkommende Wipper, welche zum Unterschiede von der thüringischen oder Unstrut-Wipper die mansfeldische oder Harz-Wipper genannt wird. Ihre Quellgegend, der Ostabfall des Auerberges, und ebenso ihr Mündungsgebiet liegen ausserhalb des Kreises. Mit dem Hauptquellbache, welcher den Namen alte Wipper führt, vereinigt sich oberhalb des Fleckens Wippra die von links kommende schmale (die kleine) Wipper. Der Name dieses Flusses hat eine weite Verbreitung, denn abgesehen von der Unstrutwipper und der der Gera zufliessenden Wipfer in Thüringen, ferner einer Wipper im thüringischen Osterlande, welche jetzt wohl die Schwennicke ist, heisst bekanntlich ein Zufluss des Rheins Wupper oder Wipper (danach genannt Wipperfürth), desgleichen ein Fluss in Hinterpommern. Ja sogar die in die Weichsel unterhalb des San auf der rechten Seite mündende Wjeprz dürfte nur eine Wipper in slavischem Gewande sein. Kommt sonach dieser Flussname nur in solchen Gegenden vor, die entweder immer deutsch gewesen sind oder in denen doch Jahrhunderte lang Germanen gesessen haben, so ist eine Ableitung des Namens aus slavischer Sprache unbedingt abzuweisen, da Slaven niemals am Rhein gesessen haben, wie auch der keltische Ursprung des Namens dadurch unwahrscheinlich wird, dass in Pommern, wo doch auch eine Wipper vorkommt, Kelten niemals gesessen haben. Man wird demnach den Namen nur aus der deutschen Sprache zu erklären versuchen dürfen. Die Formen desselben lauten im VIII. Jahrh. Uuipparaha und Uuipparacha, 947 und 979 Uuippera, 1120 Wippere, 1145 Wipfere, 1376 Wyppere, 1382 Wipfera, 1400 Wippera, 1523 Wippra. Als eigentliche Form muss Wippara gelten, da das im VIII. Jahrhundert noch hinzutretende acha oder aha offenbar von einem Schreiber angehängt ist, der als

Mönch im Kloster Hersfeld hessischen oder fränkischen Ursprungs war und den einfachen uralten Namen nach heimischen Mustern umgestaltete. Der Name bedeutet ein in zitternder Bewegung befindliches, eilendes, wippendes Wasser.[1] Der stärkste Zufluss der Wipper auf der linken Seite ist die Eine, welche eine pommersche und eine westfälische Ihne zu Namensschwestern hat und dem Eineborn auf der Hochfläche des Unterharzes entquillt. Weiterhin folgen die Wiebeck (1179 Wibike, ursprünglich vermutlich Widbike = Holzbach, Waldbach, von widu Holz), die Leine (um 1311 Line, vermutlich der mit Leinkraut bewachsene Bach), die Schwennicke oder Schwende (1297 Suanebeke, 1381 Swembeke, 1387 Swenbeke und Schwibeke, 1480 Zweibicke, jetzt in Schwennicke, Schwenke, Schwende entstellt, also ursprünglich = Schwanenbach), der aus Mukarene und Windelsbach (ersterer Name slavisch, letzterer deutsch) zusammenfliessende Glockenbach oder Glackenbach, endlich der Langebach oder Langethalsbach. Auf der rechten Seite fliessen der Eine zu die Diebeck (1257 Dedbeke, 1269 Didbike, 1287 Dipbeke, 1397 Dibbeke, 1486 Diebecke, 1525 Dübicke, 1528 Dubecke in der Bedeutung: tosender, mit Wasserschnellen dahineilender Bach), ferner der Schlossbach (ursprünglich vielleicht die Sule genannt) und endlich der Hengstbach. Schon oberhalb der Eine, ebenfalls auf der linken Seite fallen in die Wipper im Gebirgskreise der Stockbach, der Molmeck (1334 Mulbeke, 1351 Mulenbeke, 1434 Molmecke, 1435 Molmbeg und Mulbeke, 1506 Melmecke, 1573 Molenweck, welcher nach Ausweis der ältesten Formen Mühlenbach bedeutet), der Hadeborn (1523 Hadeborn = Kampf- oder Streitbach), die Walbke (959 Walbiki, 985 Uualbechi, 992 Uualbisci, 999 Uualbiki, 1114 Wallebeche, 1241 Walbike, 1248 Walbeke, vermutlich = wellenschlagender Bach) und endlich noch der Röstebach, der jedoch auch als Schlippenbach bezeichnet wird.

Die Zuflüsse der Wipper auf der rechten Seite sind die Rotha (1400 Rotha, 1495 Roda, 1500 Rothe), der grosse und kleine Saubach, die Horla (1400 Horle), der Haselbach (1347 und 1534 Haselbach), der Brumbach (VIII. Jahrh. Brunbach, 1400 Brunbeke, 1580 Brumpach), der Schwembach, der Ochsenpfuhlbach, welcher aus dem Schuster- und Renneckenbach entsteht und links den Reitzkenbach aufnimmt, weiter abwärts aber noch verschiedene Namen führt (Finzkenbach, kalter Thalbach und zuletzt Ochsenpfuhlbach). Weiterhin folgt der Thalbach, welcher in seinem Oberlaufe der Hirtenbach heisst, aber nach Aufnahme des Hagenbachs, Hippbachs und Trockenbachs den Namen Thalbach empfängt und in der Nähe seiner Mündung in die Wipper Leimbach heisst (973 Lembeki, 1230 Lembecke, 1400 Leymbeke, 1578 Leymbick). Weiter abwärts ist dann noch der Regenbeck mit dem rechts in denselben mündenden Krieggraben zu verzeichnen. Die Selke (Salica) gehört nur auf einer Strecke ihres Mittellaufs dem Gebirgskreise an, wo sie (bei Ermsleben) den Liethebach und Mehrbach (ursprünglich Markbach) aufnimmt.

Die übrigen Zuflüsse der Saale, welche hier noch in Betracht kommen, ge-

---

[1] Näher ist dies begründet in Grössler, Erklärung der Ortsnamen des Mansfelder Gebirgskreises. (Harzzeitschr. XIX, S. 324. 1886.)

hören ohne Ausnahme dem Mansfelder Seekreise an. Die Salze zunächst, welche ebensowohl wie die Saale einen Salzfluss bedeutet und diesen Namen umsomehr verdient, als sie das salzhaltige Wasser der beiden Mansfelder Seen zur Saale führt, wird schon früh urkundlich erwähnt. 979 Salta, 979 Salzigun (munda), 1004 Salta, 1121 Salsaha(munda), 1125 Salze(munde), 1156 Salza(munde), 1210 Salz(munde). Der Name des Flusses schwankt zwischen den Formen hd. Salzaha, Salziga, nd. Saltaha; verkürzt: Salza und Salta. Die Salze entströmt dem kleinen, durch die Landzunge der Teufelsbrücke von dem Hauptbecken des Salzigen Sees geschiedenen Becken des Bindersees, dessen Name vielleicht davon herrührt, dass er die beiden grösseren Seen miteinander verbindet, vielleicht aber auch ursprünglich „Binnensee" hiess mit Bezug auf seine Lage binnen der beiden Seen, deren Entstehungsart bereits angedeutet ist. Der Salzige See, welcher fast die Gestalt eines von W. nach O. sich erstreckenden Rechtecks hat, ist etwa 6 km lang und im Durchschnitt 1,5 km breit; im östlichen Teile erreicht er eine Breite von 2 km. Die Ausdehnung des 88,9 m über der Nordsee gelegenen Wasserspiegels beträgt einschliesslich des Bindersees 8,797 qkm. Der Süsse See, dessen unterscheidender Name erst in neuerer Zeit auftaucht, hat eine Länge von 5 km und ist nicht ganz 1 km breit. Sein Wasserspiegel erstreckt sich über 2,619 qkm und liegt 5,3 m höher als der des Salzigen Sees, mithin 94,2 m über dem Meeresspiegel. Die Tiefe beider Wasserbecken ist im Verhältnis zu ihrer Grösse gar nicht sehr bedeutend. Die grösste Tiefe des Süssen Sees beträgt nur 7,08 m, die des Salzigen 18 m. Ersterer hat seine grösste Tiefe an seiner breitesten Stelle, letzterer die tiefste Stelle, „die Teufe" (18 m) dicht am Oberröblinger Bade; die nächst grösste, das „Heller Loch," Unterröblingen gegenüber in der Mitte des Sees (17,25 m). Im Durchschnitt sind beide Seen ausserordentlich flache Wasserbecken, deren Tiefe von W. nach O. allmählich zunimmt. Der Bindersee ist im Verhältnis zu seiner Kleinheit tief. Er wird von einem unterseeischen, nur 3 m unter dem Wasserspiegel liegenden Sandsteinrücken (der Fortsetzung der Scheide zwischen beiden Seen) durchsetzt. (NB. Vorstehende Flächen- und Tiefenverhältnisse hatte der Salzige See vor dem Mai 1892, in welchem der Durchbruch nach den Schächten begann.) Die Gewässer des Salzigen Sees (968 salsum mare) und des Bindersees haben im wesentlichen denselben schwachen Salzgehalt und etwas säuerlichen Geschmack. Die des Süssen Sees haben einen verhältnismässig hohen Chlorgehalt, nämlich fast dreimal so viel Chloralkali als die des Salzigen Sees. Der gegenwärtige, im Verhältnis hohe Salzgehalt des Süssen Sees ist aber nachweisbar erst innerhalb der letzten Jahrzehnte entstanden, seit die Stollenwasser (Mitte der 70er Jahre) aus den Mansfelder Bergwerken dem See zugeführt wurden; dasselbe gilt von seinem erheblich grösseren Salpetersäuregehalt. Doch war das Wasser dieses Sees wohl niemals süss, trotz seinem Namen, sondern vermutlich von jeher fast ebenso salzig, wie das des Salzsees. Ihren Salzgehalt verdanken beide Seen zahlreichen salzhaltigen Quellen, welche teils sichtbar am Ufer, teils unsichtbar unter dem Seespiegel hervorbrechen und den ausgelaugten Gips- und Salzlagern des Zechsteins, der das ganze Seengebiet unterteuft, entstammen, zumal es keinem Zweifel unterliegen kann, dass sie ihren regelmässigen Wasserstand nicht nur durch ihre Zuflüsse, sondern auch durch unterseeische Speisung behaupten.

Der Salzgehalt beider Seen wird aber nur so lange anhalten, bis die unterirdischen Gips- und Salzlager ausgelaugt sind.

In gewissem Sinne ist der Süsse See, da sich seine Wasser in zwei Abflüssen, Mühlbach und Bach genannt, in die nordöstliche Ausbuchtung des Salzsees, den Bindersee, ergiessen, dessen Zufluss. Von ihm abgesehen ist der stärkste Zufluss des Salzigen Sees die von Süden her in ihn einmündende Weida (um 1190 Wide bei v. Ludewig, Rell, mscpt. X, 678 ff.), deren jetzt fast wasserloser, durch „die vier Dörfer" bei Querfurt sich hinziehender Oberlauf den Namen Weidenbach (1120 Widenbecke, 1179 Widenbeke) führt. Der beträchtlichste, aber noch nicht einmal mit seiner Mündung dem Seekreise angehörende Zufluss derselben ist die Querne. Innerhalb des Seekreises empfängt sie auf der linken Seite den Weitschkebach oder die Rohrpeitsche, deren echter alter Name jedoch ohne Zweifel Farnaha (= mit Farnkraut bewachsenes Wasser) lautet, heutzutage in Pfarrebach verderbt. Nicht weit von seiner Mündung bildete derselbe früher einen jetzt nicht mehr vorhandenen See, den Schafsee (1216 Scovesse, 1125 Scofse, 1255 Schawseh, 1268 Scouese, 1271 Scovesse, 1400 Schoubessehe, 1523 Schobensehe, 1609 Schaubesee), der nicht von Schafen, sondern von einer Person Scôf oder Schaub, vielleicht von dem mythischen Sceáf, dem Stammgotte der einstmals an der Nordsee wohnhaften, ingävonischen Völkerschaften, dem Yngwi-Freyr, den Namen hatte. Ein weiter abwärts noch einmündender Zufluss, der Sick, hat, wie schon sein — übrigens häufig vorkommender — Name beweist, nur zu Zeiten etwas Wasser (ahd. gasig = Sumpf, feuchte Niederung). Aus der Gegend von Hornburg und Holzzelle empfängt der Salzige See noch die Zellgrund.

Der Hauptzufluss des Süssen Sees ist die durch Eisleben fliessende Böse Sieben, deren Quellbäche von den südöstlichen Ausläufern des Unterharzes herkommen. Ihren Namen hat sie angeblich von sieben sie bildenden Bächen, deren vereinigtes Gewässer zu Zeiten so böse sich zeigt, dass es verheerend die Umgegend überschwemmt. Als jene sieben (zeitweilig übrigens wasserlosen) Bäche werden genannt der Vietsbach, der Dippelsbach, der Kliebich (oder Klippbach), die Goldgrund, die Saugrund, der Schlackenbach, der an den Faulenseeer Hütten (1311 Vulensee, 1376 Faulensehe, 1400 Vulense, 1502 Faulensee) bei Eisleben vorüberfliesst, und der Fressbach, der von Oberrisdorf herabkommt. Jedoch diese Siebenzahl ist willkürlich: sie könnte leicht durch die Glume vermehrt werden. Woher der Name eigentlich kommt, lässt sich so lange nicht erklären, so lange man sein Alter nicht kennt. In dem von 1520—1738 reichenden Chronicon Islebiense kommt er noch nicht vor, doch werden in einer Grenzbeschreibung vom Jahre 1623 in der Richtung von Blankenheim nach Eisleben zu die sieben Gründe erwähnt, ein Name, von welchem allmählich der Name (böse) Sieben abgeleitet sein könnte, der Art, dass man sie nach Überschwemmungen als die bösen Sieben bezeichnete. Sehr alt ist der Name keinesfalls, da sie im Mittelalter nachweislich, und an seiner Mündung noch jetzt, Wilderbach hiess (947 Uuildarbah, 968 Uuillerbech und Willerbizi, 979 Uuillerbach, 1120 Willerbeche, 1179 Willerbeke, Willerbike). Als der eigentliche Oberlauf ist der aus dem Tuchssumpf abfliessende Dippelsbach anzusehen, der offenbar nach dem ehemals an diesem Gewässer gelegenen, aber

schon längst eingegangenen Dorfe Tippelsdorf benannt ist, seinen alten natürlichen Namen (Wilderbach) aber zu Gunsten des jüngeren verloren hat. Vielleicht aber ist der Name Sieben, aus slavischem ziwa (die Wilde) enstanden, nur eine Übersetzung des deutschen Namens ins Slavische. Ein zweiter Zufluss des Süssen Sees ist die Neckendorfer Grund, auch Hüttengrund oder Schlackenbach genannt, wiederum sämtlich jüngere Namen, welche den vorauszusetzenden älteren Namen des Baches Helpe (nach diesem scheint das daran gelegene Helpithi, Helpede = Helfta genannt zu sein) verdrängt haben.

Auf der rechten Seite nimmt derselbe noch die Schlangengrund (weiter abwärts Kuhschlucht genannt) und den Topfsteinbach auf, dessen Quellegegend besonders reich an vorgeschichtlichen Funden ist.

Doch auch die Salze selbst empfängt von rechts und links noch je einen bedeutenden Zufluss; das ist der rechts einmündende, aus kleineren Bächen entstehende Würdebach, welcher vermutlich, da an ihm Wordhem (= das Heim auf der Insel) lag, einen eine oder mehrere Inseln bildenden Bach bedeutet, und die dem Nordufer des Süssen Sees parallel fliessende, links mündende Lawêke. Eine einigermassen alte Namensform dieses Gewässers ist leider nicht überliefert, doch darf man vermuten, dass die heutige Form aus lahbeke (= stehende Gewässer, Lachen, bildender Bach) entstanden, also deutsches Ursprungs ist, wie die grösseren Dörfer an demselben.

Die unterhalb der Salze in die Saale mündende Brehna und weiterhin die Saalgrund sollen hier nur erwähnt werden. Wichtiger ist die bei Friedeburg mündende Schlenze, deren früherer Oberlauf, welcher heutzutage den Namen Hanfgraben führt, infolge einer Stollenführung vom Welfesholze bis Gerbstedt versiegt ist. Sie vereinigt sich mit dem (jetzt Schlenze genannten) von Polleben herabkommenden Mühlenbache, dessen alter Name verschollen ist, der aber in Polleben selbst ein Bächlein aufnimmt, das den stolzen Namen Donau führt (vielleicht der alte Name des Mühlenbachs), während er sich weiter abwärts mit der aus dem Ristebach oder Röstebach und dem Grift gebildeten Teichgrund vereinigt; weiterhin empfängt die Schlenze den Fleischbach, dessen Name vermutlich slavisches Ursprungs ist (von pleso See). Von der Bedeutung des Namens Schlenze selbst wird später noch die Rede sein. Endlich ist im nördlichen Teile des Seekreises noch der bei Alsleben mündende Schlackenbach zu erwähnen, der offenbar auch seinen alten Namen verloren hat.

Soviel ergiebt sich aus dieser Namensübersicht mit Sicherheit, dass die bei weitem überwiegende Zahl der Gewässernamen in den Mansfelder Kreisen deutsches Ursprungs ist, und dass nur eine kleine Zahl im Osten des Seekreises einen vermutlich slavischen Namen trägt, wie z. B. der Fleischbach (von slav. pleso See = der Seen bildende Bach) und der Fressbach (von breza, Birke) und vielleicht auch die Glume von poln. glom Flüssigkeit, während als keltisch höchstens der Name der Donau in Polleben in Betracht kommen konnte.

4. Die menschlichen Siedelungen und ihre Namen.

Achten wir nunmehr auf die Verteilung der Siedelungen und die Art ihrer Anlage, so zeigt sich, dass sie fast ohne Ausnahme an fliessenden Gewässern liegen, und zwar entweder an der Quelle derselben oder an den

Erweiterungsstellen ihrer Thäler, d. h. meist da, wo infolge der Aufnahme kleinerer Seitenbäche grössere Flächen zur Aufnahme von Wohnstätten zur Verfügung standen und überdies von dem Seitenbache ein grösserer Vorrat von Wasser geboten wurde. Ferner zeigt sich, dass auch längs der kleineren Seitenbäche Siedelungsreihen stromaufwärts bis zur Quelle gegen die Hochfläche vordringen, indem je nach der Länge des Seitenbaches entweder nur ein Dorf an der Quelle desselben oder ausser diesem noch ein, zwei oder mehr Dörfer in zweckmässigen Abständen von einander sich vorfinden; drittens zeigt sich, dass die an der Quelle eines Baches gelegenen Dörfer fast durchweg von besonderer Grösse sind, offenbar, weil sie am weitesten gegen die Hochebene vorgeschoben sind und darum sämtliches Ackerland bis zur Grenze der von dem nächsten Thale vorgeschobenen Ansiedelung für sich in Besitz nehmen und bei der grösseren Ausdehnung ihrer Flur auch eine grössere Zahl von Bewohnern ernähren konnten.

Wo jedoch die Höhen — so auf dem Muschelkalkplateau am Würdebache — wasserarm sind, sodass dort auf die Dauer sich keine Ansiedelung halten konnte, da zeigt sich die Ausnutzung des einzigen die Flur durchrinnenden Wasserlaufes aufs äusserste getrieben, und darum sind hier die Siedelungen besonders dicht aneinander gedrängt. Jeder einigermassen geräumige Schwemmlandfleck in den Thälern der Würde und ihrer Quellbäche ist daher zur Anlage von Dörfern ausgenutzt worden.

Bei den an der Saale gelegenen Dörfern macht man die Wahrnehmung, dass einige von ihnen, wie z. B. Zaschwitz und Rumpin, ziemlich weit vom Flussbette abliegen, was einfach aus dem Umstande seine Erklärung findet, dass das Vorland stetig wiederkehrenden Überschwemmungen ausgesetzt ist, von welchen die Bewohner auf eine höher gelegene Siedelstätte vertrieben wurden. Die in der Nähe des Flusses gelegenen liegen immerhin hoch genug, sodass sie nur von ungewöhnlich hohem Stromgange erreicht werden. Sicher aber sind alle diejenigen Uferstellen mit Siedelungen besetzt, wo die Saale Neigung zur Inselbildung zeigt, wo also der Fluss infolge geringerer Wassertiefe leichter zu überschreiten ist. Gerade an dieser Stelle sind — eine Wirkung des ständigen Verkehrs — Städte (Alsleben, Rotenburg, Wettin) entstanden.

Was sodann die Anlage der Dorfstellen betrifft, so sind die an der Quelle der Haupt- und Nebenbäche erbauten Dörfer, weil sie auf der Hochfläche beliebigen Raum zur Ausbreitung hatten, mit ihren Wohnhäusern der überwiegenden Mehrzahl nach gruppen- oder ringförmig um die Quelle her erbaut, während die nicht an der Quelle erbauten, sondern in den Thälern gelegenen Ansiedelungen sich streifenförmig in denselben hinziehen, der Art, dass ihre Wohnhäuser auf beiden Seiten des Thales in langer Reihe verteilt sind, ja in vielen Fällen am Gehänge aufsteigen, weil die Mitte des Thales der öfter stattfindenden Überschwemmungen wegen frei bleiben musste.

Gewisse Siedelungen unterlagen natürlich hinsichtlich ihres Entstehens anderen Bedingungen, als der Fruchtbarkeit des Bodens und dem Vorhandensein von Trink- und Wirtschaftswasser, falls nämlich die Natur andere schwerwiegende Vorteile bot, wie z. B. eine den Verkehr anziehende oder doch erleichternde Lage und Bodenbeschaffenheit, oder eine zur Verteidigung gegen feindliche Überfälle und Angriffe geeignete Oberflächengestaltung, oder nur hier

in ausbeutungswürdiger Fülle sich bietende Bodenschätze; dort sind, auch wenn jene sonst so notwendigen Siedelungsbedingungen nur zum Teil oder gar nicht erfüllt waren, dennoch menschliche Ansiedelungen entstanden.

Überblicken wir nun dieselben hinsichtlich ihrer Benennung, so gelangen wir zu der ganz eigentümlichen Wahrnehmung, dass die Zahl derjenigen Ortsnamen, welche die Bodenbeschaffenheit oder Lage der Ansiedelung andeuten, verhältnismässig nicht gross ist. Auf die Lage in einem bestimmten Thale deuten Heiligenthal (1295 Hilgendale) und Pfützthal (1125 Bucedale), sowie die Wüstung Miederthal bei Erdeborn, sämtlich im Seekreis; auf Wasserhaltigkeit des Bodens deutet der Name der Wüstung Harrebrück bei Pansfelde (1311 Hardebruche), Passbruch (1329 dat Bastbrock, to deme Bastbroke) und Morungen (8. Jahrh. Morunga) in dem Gebirgskreise, sowie Brucke (1311 Broch) im Seekreise; nach ihrer Lage an ehemaligen Seen sind benannt die eingegangenen Dörfer Ober-, Mittel- und Unter-Faulensee bei Eisleben (1311 Vulensee) und das ehemalige Kirchdorf, jetzige Vorwerk Schaafsee (1216 Scovesse) im Seekreise. Häufiger ist das Vorkommen von Orten, die nach ihrer Lage an fliessenden Gewässern benannt sind. Im Seekreise freilich treten uns nur Langenbogen (1170 Langebuie), die an der langen Beuge der Salze gelegene Ansiedelung, und Salzmünde (979 Salzigunmunda, 1121 Salsahamunda) entgegen; doch ist vermutlich auch Helfta (8. Jahrh. Helpide) nach dem das Dorf durchfliessenden Gewässer, welches in der Urzeit wohl Helpe hiess, benannt. Im Gebirgskreise scheint eine ähnliche Bildung der Ortsname Sylda (992 Silithi = das an einer Sule oder einem Siel gelegene Dorf) zu sein. Den Namen des Gewässers selbst, an dem sie liegen, führen Wippra (8. Jahrhundert Uuipparacha), Horla (1400 Horle) und Rotha (1400 Rotha) im Gebirgskreise. Hier finden sich auch nicht wenige Ortsnamen mit der Endung hd. bach, nd. beck, nämlich Leimbach (973 Lembeke) und Walbeck (959 Walbiki, 985 Uualbechi) nebst den Wüstungen Brumbach b. Wippra (8. Jahrh. Brunbach), Diebecke b. Altenrode (1157 Dedbecke, 1269 Didbicke), Haselbach b. Wippra (1347 Haselbach), Hammerbich bei Dankerode (992 Hamerbisci), Horbeck bei Molmerschwende, Molmeck bei Hettstedt (1334 Mulbeke, 1351 Mulenbecke), Schömbach bei Gorenzen (1347 Schonenbeke), Schwennicke bei Pansfelde (1297 Svanebeke), Wiebeck bei Tilkerode (1179 Wibike). Verschiedene Bedeutung haben die Ortsnamen auf -ingen oder -ungen, denn entweder bezeichnen sie die örtliche Lage, z. B. Gross-Leinungen im Gebirgskreis (1253 Linunge), das an der Leine gelegene Dorf, ferner das wüste Munis-Leinungen (1400 Munislynungen) bei vorigem, wüst Elfingen bei Abberode (1467 Elfingen = das an einer Elf oder Elbe gelegene Dorf), wüst Redlingen bei Abberode (1497 Redelin = das auf einer kleinen Waldrodung gelegene Dorf), wüst Schneblingen bei Braunschwende (992 Snefliggi = das auf einer schnabelförmigen Landspitze — zwischen der Eine und einem Seitenbache — gelegene Dorf), oder sie bezeichnen mit patronymischer Endung die Familie oder die Angehörigen des Ortsgründers, z. B. wüst Pferdingen bei Abberode im Gebirgskreise (1407 Pferdingen), und Ober- und Nieder-Röblingen im Seekreise (991 Ravininge, 1029 Reuiningin), während die Wüstungen Derlingen (1315 Derlingen), Polingen (1171 Polige, 1206 Pollega) und Melzingen (1523 Maltze, 1609 Meltze),

sämtlich bei Gerbstedt, ungewisser Deutung sind. Von ihrer Lage an einem Borne haben ihren Namen Erdeborn im Seekreise (8. Jahrh. Hardabrunno), Piscaborn im Gebirgskreise (1420 Besekenborn) und die Wüstung Hadeborn (1387 Hadeborne) bei Ritterode im Gebirgskreise. Einzig in seiner Art ist der Ortsname Schraplau (8. Jahrh. Scrabanloch) mit der Bedeutung = Habichtswald.

Bei weitem überwiegend ist in beiden Kreisen die Zahl derjenigen Orte, welche auf menschliche Thätigkeit, auf die Gründung und den Besitz gewisser Personen hinweisen. Da fällt zunächst die beträchtliche Menge von Ortsnamen mit der Endung -stedt und -leben auf, welche auf Gründung dieser Orte durch Angeln und Warnen, zum Teil wohl auch durch Sachsen hinweisen und sicher mit zu den ältesten Ansiedelungen beider Kreise gehören. Es sind dies im Seekreise: Stedten bei Schraplau (8. Jahrh. Stedi), Alberstedt (8. Jahrh. Alberestat), Beesenstedt (11. Jahrh. Bissinstide), Bennstedt (8. Jahrhundert Bannungestat), Dederstedt (1127 Diderstidi), Dornstedt (8. Jahrh. Dornstat), Esperstedt (8. Jahrh. Osperestat), Fienstedt (1222 Finegestad, 1288 Vinstede), Gerbstedt (985 Gerbizstidi), Höhnstedt (1121 Hostede), Köchstedt (8. Jahrh. Cochstat), Volkstedt (8. Jahrh. Vulchestedin), Zabenstedt (1311 Zauenstede) nebst den Wüstungen Alfgestide (1053 Alfarstide), Bornstädt (bei Schraplau?), Cattenstedt bei Friedeburg, Edenstedt bei Seeburg (11. Jahrh. Atinestad und Azinestedi), Loderstedt bei Gerbstedt (1400 Loderstede), Nienstedt bei Gerbstedt (973 Nienstedi), Rinstedt bei Salzmünde (1523 Rinstede) und Warnstedt (auch Bornstedt) bei Alsleben. Im Gebirgskreise begegnen: Arnstedt (992 Arnanstedi), Hettstedt (1046 Heiczstete), Quenstedt (992 Quenstedi), Ober-Wiederstedt (944 Wederstede) und die Wüstung Wesenstedt (1190 Visenstede) bei Hettstedt.

Die Endung -leben haben im Seekreise: Alsleben (961 Alsleuu, 973 Elesleiba, Eleslevo), Aseleben (1120 Asleve), Belleben (Beineleibe, 1305 Benleve) Eisleben (8. Jahrh. Eslebo, 994 Islevo, 1045 Gisleva), Gorsleben (1310 Worsleve), Hedersleben (um 1060 Hadekersleibin, 1140 Hathersleve), Polleben (1150 Panleue, 1189 Ponleue), Wansleben (8. Jahrh. Wenzesleba), Wormsleben (948 Uurmaresleba) und die eingegangenen Orte: Klein-Eisleben bei Eisleben, Fladersleben (1121 Vratersleve, 1234 Vladersleve) bei Zappendorf und Wegeleben, vermutlich bei Seeburg. Der Gebirgskreis hat aufzuweisen: Ermsleben (1045 Anegrimislebo), Siersleben (992 Sigerslevo), Sinsleben (1045 Sinislebo), Welbsleben (964 Welpsleue) und die Wüstungen Klein-Ermsleben (1155 Anegremesleve minor) und Ober-Welbsleben (1400 superior Welpsleve). Ganz eigenartig ist der Name von Gross-Örner und Burg-Örner (10. Jahrh. Arnare, 973 Arneri), der nur in Friesland westlich vom Dollart in der Form Arneron noch vorkommt und vermutlich „zu den Schnittern“ bedeutet. Altertümlich ist auch die Endung -wiek (lat. vicus, griech. οἶκος), welche im Seekreise das Dörfchen Königswiek (1316 Konigeswik) und im Gebirgskreise die Wüstung Wilderschwieg bei Abberode (1046 Wihingeswich, 1311 Wendeswic, 1534 Wilderschwieg) trägt.

Verhältnismässig spärlich vertreten sind die Ortsnamen auf -hausen, denn im Seekreise begegnen wir nur Neehausen (1068 Nifhusan) und Pfeifhausen

(1303 Viffhusen), im Gebirgskreise nur Neuhaus bei Passbruch (1596 Niegenhus) und die überdies junge Gründung Degenershausen bei Meisdorf. Noch seltener ist die Endung -heim; denn der Seekreis hat nur das Haus Wortheim (1219 Wordhem = Heim auf der Insel) jetzt Rittergut Würdenburg in Teutschenthal, der Gebirgskreis ein gleichnamiges Wertheim (1400 Wertheim) bei Meisdorf aufzuweisen.

Meist recht altes Ursprunges sind auch die Ortsnamen mit der Endung burg oder berg mit der Bedeutung „eingefriedigter, bergender Ort". Im Seekreise finden sich: Bösenburg (1164 Bisinburg), Friedeburg (1183 Vredeberch), Hornburg (8. Jahrh. Hornberc), Seeburg (748 Hohseoburg, Hocseburc). Wimmelburg (1038 Wimidiburck) und verschiedene Altenburgen bei Langenbogen, Polleben, Schraplau, die wüste Clotzenburg oder Hüneburg (1215 Clotzenburg) bei Closchwitz, wüst Ertzburg (1400 Detzeborch, 1523 Ertzburg) bei Friedeburg, der Hausberg bei Helfta, Sittigenburg bei Thaldorf. Im Gebirgskreise sind zu nennen: Konradsburg (1080 Conradesburg) und Rammelburg (1259 Rammeneborgh), auch Kupferberg bei Hettstedt (1223 mons qui cupreus dicitur) und Meisberg (1501 zum Eisberge), nebst den wüsten Burgen und Stätten Akkeburg (1216 Ackenborch), Altenburg bei Biesenrode, Käckelsburg bei Horla, Karlsberg bei Mansfeld (1468 Kerlenberg), Hodenburg (937 Hudeburgi) bei Conradsburg, Kuppenburg bei Bräunrode, Mamburg bei Burgörner, Moseburg bei Stangerode (1048 Moseburg), Schalkenburg bei Harkerode, Spiegelburg bei Kloster-Mansfeld und Rückscheburg (1137 Ritthagesburg) bei Gorenzen.

Auf einen befestigten Platz deutet auch die Endung -stein. Im Seekreise kommt dieselbe gar nicht vor, was sich aus der Bodenbeschaffenheit erklärt, im Gebirgskreise begegnen uns nur: Arnstein (1135 Arnstein) und Falkenstein (1120 Valkenstein).

Indem einzelne in beiden Kreisen vorkommende Ortsnamen hier übergangen werden, wenden wir uns zur Betrachtung einer Gruppe, welche in beiden Kreisen ausserordentlich stark vertreten ist, das sind die Ortsnamen mit der Endung -dorf, welche, wie die zum Teil sehr frühzeitige urkundliche Erwähnung vieler so bezeichneter Siedelungen beweist, der Masse nach auf ein hohes Alter Anspruch erheben kann. Hierher gehören im Seekreise die noch bestehenden Orte:

Adendorf (1190 Adendhorp), Amsdorf (8. Jahrh. Amalungesdorpf), Asendorf (8. Jahrh. Asendorpf, 932 Asundorf), Augsdorf (8. Jahrh. Ostauchesdorpf), Benkendorf (979 Panicandorf), Benndorf (1121 Bennendorph), Burgsdorf (1021 Porkesdorp), Eisdorf (1121 Hisdorph), Etzdorf (8. Jahrh. Erhardesdorpf), Helmsdorf (1150 Helmerikesdorp), Lüttgendorf (8. Jahrh. Luzilendorpf, 1120 Luttekendorp), Müllerdorf (979 Millerendorf), Naundorf bei Beesenstedt (1316 Nyendorp), Naundorf bei Strenz (1400 Nyendorp), Piesdorf (1180 Boikistorp), Ober- und Unterrisdorf (8. Jahrh. Risdorpf), Rollsdorf (8. Jahrh. Ruodoldesdorpf), Rottelsdorf (1273 Rotelendorp), Schwittersdorf (1086 Swyterestorpe, 1120 Suithardesdorp), Thaldorf (1380 Daldorp), Zappendorf (1442 Zabendorf).

Dazu kommen noch folgende eingegangene Dörfer: Badendorf b. Wormsleben (1337 Badendorf), Dankelsdorf bei Gerbstedt (1523 Dankelsdorf),

Eickendorf bei Eisleben (1256 Eikendorp), Gottsdorf in Teutschenthal (8. Jahrh. Codimesdorpf), Kachsdorf (bei Wanzleben?), Kirchendorf bei Eisleben (1121 Scarnazandorf, 1298 Czerczendorff), Kuhsdorf bei Teutschenthal, Lipsdorf am Süssen See (8. Jahrh. Leobedagesdorpf), Melmsdorf bei Steuden (1193 Melmerisdorf), Misselsdorf bei Gerbstedt (1046 Mecelesdorp), Mummesdorf bei Gerbstedt, Neckendorf bei Eisleben, Rachsdorf bei Langenbogen (1120 Rovekestorp), Reindorf bei Gerbstedt (1380 Reindorp), Richardsdorf (1301 Richardesdorf bei Eisleben?), Rossdorf bei Eisleben (1121 Rothardesdorf), Rübesdorf bei Belleben (1376 Rybstorp), Rullsdorf bei Polleben, Westdorf bei Erdeborn (1197 Westerendorff), Wissendorf bei Alsleben (1180 Wissendorp).

Im Gebirgskreise sind zu nennen als noch bestehende Orte:

Ahlsdorf (1400 Allerstorp), Endorf (1215 Ennendorp, 1381 Eynendorp), Friesdorf (8. Jahrh. Fridurichesdorpf), Hergisdorf (1252 Herrichsdorf), Meisdorf (1219 Meystorp), Möllendorf (1266 Mellendorp), Pferdsdorf (1311 Perdestorp), Neu-Platendorf (1339 Platendorp), Thondorf (973 Duddendorf).

Zu diesen gesellt sich ebenfalls eine beträchtliche Zahl von Wüstungen: Barnsdorf bei Biesenrode, Bunsdorf bei Wimmelrode, Closdorf, Estrendorf bei Ermsleben (1296 Esterndorp), Garndorf bei Rammelburg, Haindorf bei Biesenrode, Jägersdorf bei Quenstedt, Jossdorf bei Rammelburg, Känsdorf bei Königerode, Kagendorf bei Leimbach, Knochendorf bei Biesenrode, Meissdorf, Neuendorf, Osterdorf bei Harzgerode (1216 Asterendorp), Propstdorf bei Wippra, Reinsdorf bei Piscaborn (1394 Regensdorf), Rodersdorf bei Braunschwende (992 Redgeresdorf), Schneidelsdorf bei Greifenhagen (1387 Sneghelstorp), Steinsdorf bei Piscaborn, Stockdorf am Stockbache (1121 Stocdorph), Tippelsdorf bei Ahlsdorf (1209 Deippoldestorp).

Betrachten wir schliesslich noch diejenigen deutschen Ortsnamen, die auf Waldkultur oder Waldrodung hinweisen, so tritt hier der Seekreis als uraltes Kulturland in ganz auffälliger Weise hinter den Gebirgskreis zurück. Nur drei noch bestehende Orte mit der Endung -rode sind hier zu verzeichnen, nämlich: Äbtischrode bei Eisleben, Bischofrode bei Eisleben (8. Jahrh. Bisgofesdorpf, 1250 mit geänderter Endung Bischoprode, aber noch 1209 Byschopthorp) und Wolferode (1336 Wolverode). Im Gebirgskreise dagegen ist die Zahl derartiger Namen sehr gross, unter ihnen einzelne recht alt. Ihre Namen sind:

Abberode (964 Abenrod), Alterode (1107 Rode, 1216 Aldenrode), Annarode (1400 Anenrode), Biesenrode (1144 Biseroth, 1168 Bisenrode), Blumerode (1239 Blumenrode), Bräunrode (1060 Bruniroht), Dankerode (1327 Dankerode), Friedrichsrode, Harkerode (973 Kerlingorod, 992 Herlicarode), Hartwigerode (1060 Hartuuigeroht), Hermerode (1060 Hamerenroht), Hilmerode (1060 Hillimeroht), Königerode (962 Cuniggarod), Popperode, Ritterode (944 Rodigeresrod), Ritzkerode (1046 Rihdagesrot), Rödichen (1387 dat Rodekin), Siebigerode (1040 Sibichenrode), Stangerode (1216 Stangerod), Ulzigerode (1381 Olczingerode), Vatterode (973 Faderesrod), Wernrode (1032 Wyrinthagarod), Wiesenrode (964 Witserod, 1287 Widizerode), Willerode (1387 Wilrode), Wimmelrode (992 Uuihemannarod), Ziegelrode (1311 villa Rodh prope Helbere, ubi lateres decoquuntur).

Die Zahl der Wüstungen dieser Gruppe ist noch grösser wie die der noch bestehenden Orte. Es sind dies: Allrode bei Abberode, Aschenrode oder Eschenrode bei Walbeck (1170 Esskenrot), Baderode oder Boderode (1177 Boderoth, 1272 Buderode), Bauerode bei Pansfelde (1486 Bouerode), Buberode bei Möllendorf (1394 Bubenrode), Dintzerode bei Arnstein (992 Thensciararod), Duderode bei Pansfelde, Fleckenrode bei Wippra, Gräfenrode bei Rotha, Henckeroda bei Lengefeld, Hilwerdingerode unbekannter Lage, Hohenrode bei Biesenrode, Iskerode bei Königerode (992 Isacanrod), Iwerode bei Arnstein (1387 Ywerode), Kankerode bei Bräunrode (1331 Kankerode), Karpenroth bei Rieder (1019 Gardulfesroth), Knechterode nördlich der alten Wipper (992 Kreftesrod), Kutzenrode bei Harzgerode (983 Kizanrothe), Milrode bei Gr.-Wiederstedt (1439 Mühlrode), Ritzkerode bei Mansfeld, Schalkerode (1387 Schalkerode), Schnakerode (1387 Snackenrode), Schrappenrode bei Steinbrücken, Selrode bei Bräunrode (1387 Selrode, 1486 Sollrode), Sickenrode bei Gorenzen, Stegelrode unbekannter Lage, Teichenrode bei Gross-Leinungen (1520 Deukerode), Udersrode bei Annarode (1262 Otisrode), Vreserode im Harzbann (1400 Vreserode), Wenkerode bei Gorenzen (1523 Wenneckenrode), Wiegerode bei Ulzigerode, Wispelrode bei Greifenhagen (1170 Bischeperot, 1400 Bischoperode), Wolferode bei Königerode.

Zu den Waldrodungen gehören auch die Ortsnamen mit der Endung -feld, da Feld einen zu Falle gebrachten Waldbezirk bedeutet. Im Seekreise, der überaus waldarm ist, kommen dergleichen gar nicht vor; im Gebirgskreise sind zu nennen: Creisfeld (1184 Crebezinvelt, 1214 Creuezenvelt), Mansfeld (Dorf, Stadt und Schloss, 973 Mannesfelt und Manesfelt), Pansfelde (1276 Pamezvelde) und die Wüstungen Hatzkerfelde bei Wippra (8. Jahrh. Hatdesfeld) und Udenfelde (Muthfeld) bei Ahlsdorf (1347 Udenvelde).

Auf Rodung durch Feuer, die gewiss nur in frühester geschichtlicher Zeit üblich war, deuten im Gebirgskreise die Ortsnamen mit der Endung -schwende (von swantjan = schwinden machen). An bestehenden Orten sind zu verzeichnen: Braunschwende (1381 Bruniswende), Hilkenschwende (1523 Hilckenswende), Molmerschwende (1311 Malmerswende) und die Wüstungen Atzelnschwende bei Dankerode (992 Acelanisuenni), Bodenschwende (1370 Badenschwende), Ebernschwende bei Harzgerode (1179 Everensvende) und Gerenschwende bei Königerode (1523 Gerenswende).

Zahlreicher, aber auch viel reicher an Wüstungen ist die auf den höheren Teilen des Vorharzes sich ausbreitende Gruppe von Ortsnamen mit der Endung -hagen oder -hain, welche im Seekreise gleich der vorigen völlig unvertreten ist. Nur eine Ortschaft dieser Gruppe hat sich bis auf die Gegenwart erhalten, das ist Greifenhagen (1184 Grifinhagen). Bei ihr ist, wie bei dem unfern gelegenen Gräfenstuhl (= Grifinstuol) an die Gründung des Ortes durch den karolingischen Prinzen Grifo um 747 zu denken. Wüst sind geworden: der alte Hain bei Gorenzen, Bettlershagen bei Wippra, Horlehagen bei Horla, Lichtenhagen bei Wippra (8. Jahrh. Liochodago), Nachtershagen bei Königerode (1565 Echtershagen), Neuenhagen bei Lichtenhagen, Nusshagen bei Rotha, Printzhain bei Rammelburg, Rehhagen bei Bodenschwende, Richtershain bei Königerode, Schindershagen bei Walbeck, Schmiedes-

hagen bei Bodenschwende, Tautenhain bei Rammelburg, Vitzenhagen bei Königerode (1296 Vizscenhaghen), Wiegenhain bei Morungen (1347 Wigenhain), Wolfshagen bei Walbeck (1387 Wulfeshaghen).

Einzeln vorkommende Ortsnamen werden hier übergangen.

Endlich ist noch der slavischen Ortsnamen zu gedenken. Am zahlreichsten sind dieselben im östlichen Teile des Mansfelder Seekreises. Die am häufigsten vorkommende Ortsnamenendung ist -itz, seltener -ist. Hierher gehören: Elbitz (1288 Elewitz), Freist (992 Frezisci), Gödewitz (1288 Godewitz), Hübitz (992 Hubisci), Ihlewitz (1212 Ilewitz, 1400 Ullewitz), Kloschwitz (1215 Clotzenbitze), Lochewitz (1367 Lochwitz), Oeste (992 Osutiscie), Reidewitz (992 Riedawizi), Schochwitz (1133 Scochwize), Strenz (964 Strenz), Trebitz (1376 Trebiz), Volkmaritz (1376 Volgkmariz), Zabitz (992 Siabudisci), Zaschwitz (1156 Zcestewice), Zellewitz (992 Cedlisciani?), Zickeritz (1174 Cikeriz), Zörnitz (1247 Zcernitz, 1408 Tzorntz) und die Wüstungen: Bandewitz (bei Trebitz?), Clausnitz oder Kleissnitz bei Neehausen, Delitzsch bei Cöllme, Dresewitz bei Gerbstedt, Dröglitz oder Dörlitz bei Zabitz (992 Drogolisci), Ibitz bei Teutschenthal (932 Liubisici), Jerkwitz bei Neehausen, Kribitz (bei Salzmünde?), Mäckeritz bei Gnölbzig (1376 Mokerit), Plossnitz oder Plosse bei Zaschwitz (1400 Plosze), Osnitz bei Teutschenthal (8. Jahrh. Osniza), Predenitz, vermutlich bei Alsleben, Reckewitz zwischen Belleben und Alsleben, Schlenz bei Gerbstedt, Wedewitz (bei Friedeburg?), Welitz bei Dederstedt (1288 Welicz), Zedewitz bei Gödewitz (1156 Tsiteuice), Zins oder Zinnitz bei Schochwitz.

Eine andere Gruppe bilden die Ortsnamen auf -in, -ina, -ine, -ini. Hierher gehören Teutschenthal (8. Jahrh. Dussina, später Deussen), Quiltschina bei Salzmünde (1295 Quiltschene), Rumpin bei Friedeburg (952 Rupina, 1164 Rumpene), Steuden (8. Jahrhundert Studina) und Strausshof bei Gerbstedt (1264 Strosne), dazu die Wüstungen Drosebna bei Alsleben (1376 Drosene), Pforten oder Porte bei Alsleben (973 Purtin), Uden bei Salzmünde (8. Jahrh. Uuodina).

Einzeln vorkommende slavische Ortsnamen sind von noch bestehenden Orten: Cöllme (8. Jahrh. Collimi), Gnölbzig (1135 Glinibs, 1400 Gnelptzk), Kloppan bei Gerbstedt, Krimpe (1609 Krumpen), Nelben (1220 Nelebi), Räther (1320 Reder, 1400 Reyter), Siebenhitze bei Eisleben und auch bei Kloster-Mansfeld (= Galgenstätte). Dazu die Wüstungen Klein-Cönnern bei Gerbstedt (1438 Konrik), Kliste bei Gnölbzig (1370 Klist), Plötzke bei Alsleben (1370 Plotze), Rothewelle bei Gerbstedt (973 Rodonuualli, 1140 Rodewelle 1192 Rodwele), Schlewe bei Strenz (964 Scoleve? 1267 Slavis) u. a. m.

Im Gebirgskreise ist die Zahl der slavischen Ortschaften natürlich viel geringer, da er weiter von der Saale entfernt liegt, doch immerhin grösser, als man vermuten sollte. Erhalten hat sich bis auf die Gegenwart allein Gorenzen (1565 Jorenxs), an Wüstungen finden sich: Kämmeritz bei Walbeck (1196 Kemeriz), Löbnitz bei Annarode (1394 Löbnitz), Löbnitz oder Lopz bei Arnstedt (1339 Lopz, 1387 Lobenitz), Politz bei Arnstein (964 Padelitz, 1264 Podelitz) und Zobeckau oder Zöbigker bei Arnstedt (1060 Zobikeri, 1262 Cebekere).

Stellen wir nun die Gruppen der am häufigsten vorkommenden Ortsnamen [1] einander vergleichend gegenüber, so ergiebt sich folgendes Verhältnis:

Orte mit der Endung	im Seekreise besetzt:	im Seekreise wüst:	im Gebirgskreise besetzt:	im Gebirgskreise wüst:
-leben	9	3	4	2
-stedt	13	8	4	1
-dorf	22	20	9	21
-rode	3	—	27	33
-feld	—	—	4	2
-schwende	—	—	3	4
-hagen	—	—	1	16
-itz, ist	17	18	—	4
-in, -ine, -ene	5	3	—	—
verschied. slavische Endungen	7	5	1	1

Es zeigt sich also, dass bei den Orten auf -leben die Zahl der Wüstungen fast nur ein Drittel der Zahl der besetzten Orte ist, ein Verhältnis, das noch mehr ins Gewicht fällt, wenn man bedenkt, dass mehrere der hierher gehörigen Wüstungen nur gleichnamige Tochterdörfer älterer Siedelungen sind, z. B. Klein-Eisleben, Klein-Ermsleben, Ober-Welbsleben. Ganz ähnlich steht es mit den Orten auf -stedt (17 besetzte Orte gegen 9 eingegangene). Von den Orten mit der Endung -dorf hat sich im Seekreise die grössere Hälfte (22 von 42), im Gebirgskreise dagegen kaum ein Drittel (9 von 30) erhalten. Von denen auf -rode haben sich im Seekreis alle drei ursprünglich vorhandenen erhalten, im Gebirgskreise von etwa 60 ursprünglich vorhandenen kaum die Hälfte (27). Unter den Orten mit der Endung -feld ist die Zahl der noch bestehenden doppelt so gross, als die der eingegangenen (4 gegen 2), bei denen auf -schwende ist die Zahl beider gleich gross (3:3). Dagegen hat sich von den 17 Orten mit der Endung -hagen nur ein einziger auf die Jetztzeit gerettet. Bei den slavischen Orten mit der Endung -itz, -ist zeigt sich im Seekreise die Zahl der besetzten und der wüsten Orte fast gleich (17 : 18), während im Gebirgskreise alle vier Dörfer dieser Gruppe eingegangen sind. Von den übrigen slavischen Orten ist die Mehrzahl erhalten geblieben.

Dieses Verhältnis ist ausserordentlich lehrreich, denn eindringende Forschung gelangt auf Grund desselben zu dem wichtigen Siedelungsgesetz, dass diejenigen Ortsgruppen, welche die geringste Zahl von Wüstungen aufzuweisen haben, die ältesten sind, wogegen diejenigen Orte die verhältnismässig jüngsten Gründungen sind, bei denen die Zahl der Wüstungen die verhältnismässig grösste ist. Der Grund für diese Erscheinung liegt auf der Hand. Da nämlich die ersten Ansiedler

[1] Näheres über die besprochenen Orte geben folgende Untersuchungen:
H. Grössler, Erklärung der deutschen Ortsnamen des Mansfelder Seekreises, und Erklärung der Ortsnamen des Mansfelder Gebirgskreises (Zeitschrift des Harzvereins XVI, S. 102—128 und XIX, S. 323—360. 1883 u. 1886.) Ferner: H. Grössler, Die Wüstungen des Friesenfeldes und Hassegaues (Zeitschr. des Harzver. VIII, S. 335—424 und XI, S. 119 bis 231. 1875 und 1878.) H. Grössler u. A. Brückner, Die slavischen Ansiedelungen im Hassengau. (Archiv für slavische Philologie V, S. 333—369.)

sich die die meisten Vorteile gewährenden und stetige Dauer verbürgenden Plätze aussuchen konnten, an welchen alle natürlichen Bedingungen des Gedeihens vorhanden waren, so erklärt es sich, warum gerade die ältesten Orte im Durchschnitt die festeste Dauer hatten. Denn wohl konnten sie infolge grosses Missgeschicks zeitweilig verlassen, aber niemals auf die Dauer aufgegeben werden. Eingegangen sind nur solche Orte, deren Gewässer — sei es nun in Folge der fortschreitenden Entwaldung, sei es infolge des stärker betriebenen Bergbaues — versiegten; oder solche, deren Bewohnern das dauernde Verweilen an der bisherigen Wohnstätte durch stetig wiederkehrende Überschwemmungen — so z. B. in der Saalaue — unmöglich gemacht wurde; oder solche, deren artbar gemachtes Land sich nachträglich doch zu wenig ertragsreich erwies, als dass die Aufrechterhaltung der Sondersiedelung gelohnt hätte; endlich solche, deren Bewohner räuberischen Angriffen zu sehr ausgesetzt waren und sich leicht an Nachbarorten ansiedeln konnten, von welchen aus der ursprüngliche Zweck der Siedelungsanlage ebensowohl erreicht werden konnte, wie von dem bisherigen Wohnorte aus. Es ist demnach ein starker, aber leicht zu widerlegender Irrtum, wenn fast allgemein angenommen wird, die Entstehung der Wüstungen sei fast ohne Ausnahme auf die verderblicheu Wirkungen des dreissigjährigen Krieges zurückzuführen, denn es dürfte schwer sein, auch nur betreffs einer einzigen diesen Nachweis zu führen; vielmehr sind fast alle Wüstungen in beiden Kreisen ohne eine einzige Ausnahme schon vor dem dreissigjährigen Kriege entstanden und als solche schon vor demselben nachweisbar.

5. Die Anlage der Dörfer und Gehöfte, sowie die Bauart der Häuser.[1]

Die Dörfer in beiden Kreisen kennzeichnen sich da, wo sie von Deutschen gegründet sind, als deutsche meist schon durch die Unregelmässigkeit ihrer Anlage, indem bei ihnen die Anordnung der Höfe durchaus keinem festen Plane unterliegt. Je unregelmässiger und winkliger ein Dorf angelegt ist, um so sicherer kennzeichnet sich dasselbe als ein in die Urzeit zurückreichendes, altdeutsches „Haufendorf.“ Wesentlich verschieden von den Haufendörfern sind die Strassen- oder Doppelzeilendörfer, deren Höfe zu beiden Seiten einer mehr oder weniger langen, regelmässigen Strasse aufgereiht sind, so dass man von der Rückseite eines jeden Hofes unmittelbar auf das Feld gelangen kann. Eine derartige Anlage gehört ohne Zweifel einer jüngeren Zeit der Besiedelung an, zumal dieselbe vielfach sich auch bei manchen ehemals slavischen Dörfern findet, sodass sie möglicherweise den Slaven entlehnt ist. Im entschiedenen Gegensatze zu dem unregelmässig angelegten oder richtiger entstandenen urdeutschen Haufendorfe stehen die anscheinend nur den Slaven eigenen Rundlingsdörfer, in welchen die Höfe um einen inneren, meist mit einem Dorfteiche oder Brunnen versehenen Ring kreis- oder schleifenförmig in einer einzigen fortlaufenden Reihe angeordnet sind, sodass die aus Haus, Hof und Garten zu-

[1] Über Dorfanlagen, Hausbau u. dgl. vergleiche: August Meitzen, das deutsche Haus in seinen volkstümlichen Formen. Berlin, Dietrich Reimer, 1882. 8⁰. K. Rhamm, Dorf und Bauernhof im altdeutschen Lande, wie sie waren und wie sie sein werden. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1890. 8⁰.

sammengesetzten Grundstücke von dem nur durch eine Sackgasse zu erreichenden Dorfplatze aus fächerförmig nach dem Felde zu ausstrahlen, von welchem sie durch einen ebenfalls in Rundlingsform verlaufenden Zaun mit vorgelegtem Graben getrennt sind. Noch jetzt sind manche Dörfer des Mansfelder Seekreises auf den ersten Blick als Rundlingsdörfer zu erkennen, während andere, durch jüngere Anbauten erweiterte, wenigstens in ihrem Kerne bei aufmerksamer Betrachtung des Grundrisses sich als ehemalige Rundlingsdörfer erweisen.

Doch noch eine andere Eigentümlichkeit ermöglicht es, ziemlich leicht ein von Deutschen angelegtes Gehöft von einem durch Slaven angelegten zu unterscheiden. Überall nämlich, wo eigentliche Scheunen für das Gehöft nicht vorgesehen sind oder doch nicht innerhalb des Gehöftes stehen, wird man mit Sicherheit auf slavische Anlage des Gehöftes schliessen dürfen, weil der Slave eigentliche Scheunen, die auf den deutschen Bauerhöfen gerade die grössten und kostspieligsten Gebäude zu sein pflegen, nicht kennt oder, wo er den Gebrauch derselben von den Deutschen übernommen hat, sie in der Regel ausserhalb des Hofes an der Stelle erbaut hat, an welcher seine Feimen oder Diemen standen, mit denen er sich früher zur Aufbewahrung seines Getreides ausschliesslich zu behelfen gewohnt war.

Übrigens ist der deutsche Ursprung eines Dorfes, abgesehen von der Unregelmässigkeit der Anlage, auch noch an der nach dem verschieden abgestuften Besitz der Bewohner bemessenen und nur bei den Deutschen wahrzunehmenden Mannigfaltigkeit in Ausmessung, Aufbau, Einrichtung und Ausstattung der einzelnen Gehöfte und Gebäude zu erkennen, jenachdem Bauern, Hinter- oder Kotsassen (Kossaten) oder gar nur Häusler und Tagelöhner die Erbauer waren.

Da ferner die Bevölkerung der beiden Kreise aus verschiedenen Stammeselementen zusammengesetzt ist, so kann es nicht befremden, dass auch die von den Gründern für das Wohnhaus ausgesuchte Lage innerhalb des Gehöfts, je nach der Stammesart, eine verschiedene ist. Von dem niedersächsischen Einbau freilich, der Menschen und Vieh unter demselben Dache schützend vereint, ist in den beiden Kreisen wohl kaum noch eine Spur zu finden. Dagegen findet sich, noch im Kampfe miteinander begriffen, neben und durch einander thüringische und fränkische Eigenart. Während es dem Franken vor allem darauf ankommt, für die an der Strassenecke seines Giebelhauses befindliche Wohnstube die Aussicht sowohl auf die Strasse, wie auf den Hofraum zu wahren, ist es dem Thüringer vor allem darum zu thun, dass sein Wohnhaus Sonnenlage habe. Alle altbäuerlichen deutschen Häuser in unseren Kreisen haben darum nicht Strassen-, sondern Sonnenrichtung, d. h. das Haus ist mit seinen Giebeln stets nach Osten und Westen gerichtet, mit der Hauptlangseite aber nach Süden, so dass die Fenster der Wohnstube die Mittagssonne erhalten, wobei es also vom Zufall abhängt, ob und in welcher Weise das Haus mit der Strasse in Berührung kommt. Läuft dieselbe zufällig von Nord nach Süd, so kommt das thüringische Bauernhaus quer an die Strasse zu stehen, gerade wie das fränkische Haus, wobei es dem Erbauer gleichgiltig war, ob die Wohnstube den dem Franken unentbehrlichen Ausblick auf die Strasse erhielt. Lief jedoch die Strasse von Osten nach Westen, so wurde das Haus in die gleiche Richtung längs derselben gelegt, so dass die Bewohner von der Nordseite des Hauses in Hof und Garten blickten. Da dieser

Sonnenbau sich sonst nur noch im germanischen Norden, am Niederrhein und in einigen Strichen Oberdeutschlands findet, so ist sein Vorhandensein in unsern Kreisen, der im geschlossenen Dorfe eine ganz unregelmässige Hofanlage mit sich führt, ein starkes Zeugnis für die Abkunft ansehnlicher Teile der ehemaligen Besiedler aus Nordgermanien, im besondern von den schon im dritten oder vierten Jahrhundert nach Chr. G. hier eingewanderten Angeln und Warnen. Freilich ist diese altthüringische Hofanlage an vielen Orten durch allerhand fremde Einflüsse, namentlich durch fränkische, in Verfall geraten, indem man von den Franken mehr und mehr die Giebelrichtung des Hauses nach der Strasse zu entlehnte.

In neuerer Zeit ist nun aber in unseren, wie in den benachbarten Kreisen, eine ganz neue Bauart aufgekommen, welche sich weder an den altthüringischen Sonnenbau, noch an den fränkischen Giebelbau anschliesst, aber die Ost-West-Richtung des ersteren angenommen hat, das ist das moderne Langhaus, eine durch nichts gerechtfertigte Übertragung städtischer Bauweise auf das Dorf. Dieses Haus wendet im Gegensatze zu den alten Wohnhäusern, welche ihre Stirn stets dem Hofe zukehren, die ihrige stets der Strasse zu, so dass alle Haupträume, die Wohnstube voran, den Ausblick auf die Strasse haben, während Küche und Kammern auf den Hof schauen. Bei dieser Art der Anlage ist nicht mehr der Zweck der Wirtschaft und der Überwachung der Hofbewohner massgebend, sondern die Absicht, durch eine stattliche Aussenseite zu glänzen und das Innere des Hofraumes mit seinem Düngerhaufen dem Auge des Vorübergehenden möglichst zu entziehen.

Was nun den Bau des Wohnhauses selbst angeht, so ist der uralte, einst auch hier gebräuchliche Schrot- oder Blockhausbau, dessen Wände aus übereinandergelegten, an den Ecken verzapften Balken bestehen, aus unseren Kreisen längst verschwunden; vielleicht dass auf dem Unterharze in den Walddörfern noch eine Spur desselben wahrzunehmen ist. An die Stelle desselben ist jedoch eine einigermassen verwandte Entwickelung getreten, das ist der Riegel- oder Fachwerkbau, der das Gerüst des Hauses aus einem durch Riegel und Streben verbundenen Ständerwerke herstellt, dessen Ausfüllung in früherer Zeit durch ein um senkrecht eingesetzte Stäbe geschlungenes, mit Strohlehm bekleidetes Geflecht bewerkstelligt wurde, neuerdings aber fast ausnahmslos durch Mauerwerk aus Bruch- oder Backsteinen. Stellenweise wird der Riegelbau für den unteren Stock auch durch Wellerwand, d. h. eine reine Erd- oder Lehmwand mit eingeknetetem, gehacktem Stroh, ersetzt. Natürlich fehlt es auch nicht an dem reinen Bruchstein- oder Backsteinbau. In den Bergbaugegenden ist die Verwendung der fast schwarz aussehenden, ungefügen und leicht splitternden Formschlacke bei geringeren Bauten wegen des billigeren Preises derselben beliebt. In den Städten sieht man noch hier und da bei älteren, zweistöckigen Häusern das Ständerwerk des Oberstocks etwas über den unteren Stock vorgeschoben und die Balkenköpfe, Rahmschwellen und Füllhölzer mehr oder minder künstlerisch behandelt. Die alten, moosbewachsenen Strohdächer aber haben nunmehr, auch auf dem Lande, fast überall dem Ziegeldache Platz machen müssen.

6. Die Abstammung der Bevölkerung und ihre Mundarten.

Was nun die Abstammung und Zugehörigkeit der Bevölkerung in beiden Mansfelder Kreisen betrifft, so waren dieselben um die Zeit von Christi Geburt ohne Zweifel von Hermunduren, also Germanen besetzt. Als Nachkommen dieser Hermunduren sind die Thüringer (Toringer oder Duringe) zu betrachten, welche sich jedoch, vielleicht schon im dritten oder vierten Jahrhundert n. Chr. G., mit suebischen Völkerschaften, die von der Küste der Ostsee und der cimbrischen Halbinsel in das heutige Thüringen gezogen sind, vermischt haben. Der Name der neuen Zuzügler, nämlich der Angeln und Warnen oder Weriner, erhielt sich mehrere Jahrhunderte hindurch in den Namen einiger nach ihnen benannter Gaue, des an der mittleren Unstrut gelegenen Gaues Engilin oder Englehêm (= Angelnheim) und des östlich der Saale gelegenen Gaues Hwerenaveldo (= Gefilde der Weriner), ging aber schliesslich in dem der hermundurischen Duringe unter.[1] Diesen anglischen und warnischen Zuzüglern ist die Gründung derjenigen Ortschaften zuzuschreiben, deren Name die Endung — stedt oder — leben trägt. Schon um den Beginn des fünften Jahrhunderts, wo der Name der Thüringer zuerst genannt wird, muss man sich die Verschmelzung der westlich der Saale angesiedelten Angeln und Weriner mit den Nachkommen der Hermunduren als vollzogen denken, infolge deren ein Fürst aus anglischem Blute zum König des neuen thüringischen Stammes erhoben worden zu sein scheint. Als erster uns bekannter König dieses Thüringerreiches erscheint in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts Basinus oder Bisino, dessen Königssitz höchst wahrscheinlich die im Mansfelder Seekreise gelegene Bösenburg (urkundlich Bisiniburg) war, wie auch die Orte Besenstedt (Bisinistede) und Biesenrode (Bisenrot), desgleichen Königswiek unweit Besenstedt diesem Bisino ihren Ursprung verdanken dürften. Im Jahre 531 aber wurde durch die mit einer sächsischen Abenteurerschar verbündeten Franken dem thüringischen Königreiche ein Ende gemacht, und nun erhielten die Sachsen zum Lohn für die von ihnen gewährte Waffenhilfe alles Land zwischen Saale, Unstrut, Harz und Bode, also auch alles Land, welches heutzutage die beiden Mansfelder Kreise umfassen. Seit dieser Zeit wurde der nördliche Teil des ehemaligen thüringischen Königreichs, das die Wiege des thüringischen Königsgeschlechtes gewesen, zu Sachsen gerechnet und seine Bewohner als Sachsen bezeichnet. Doch schon wenige Jahrzehnte später verliessen die sächsischen Eroberer ihre neugewonnene Heimat, um im Verein mit den ihnen verwandten oder doch befreundeten Langobarden sich in Italien eine noch schönere zu gewinnen. Die fränkischen Könige machten sich diese Gelegenheit sofort zu nutze und siedelten alsbald nach dem Abzuge der Sachsen

[1] Vgl. hierzu folgende Untersuchungen von H. Grössler: Der Name der Gaue Suevon, Hassegau und Friesenfeld. (Neue Mitteil. XVII, S 207—210.) — Wo sassen die Weriner der lex Thuringorum? (Neue Mitteil. XVI, S. 409—419.) — Der gemeinsame Umfaug der Gaue Friesenfeld u Hassegau (Zeitschr. des Harzvereins VI, S. 267—286 (1873) und IX, S. 105—109 (1876.) — Die Besiedelung der Gaue Friesenfeld u. Hassegau (Zeitschr. des Harzver. VIII, S. 92—131.) — Die Binnengrenzen der Gaue Friesenfeld u. Hassegau (Zeitschr. des Harzver. IX, S. 51—105.)

in dem von diesen verlassenen Lande zwischen Bode, Saale, Unstrut und Harz Schwaben und andere Völkerschaften an, die nun auf ihren neuen Besitz ihre Namen übertrugen. Obwohl die Berichterstatter dieser Ereignisse nur die Schwaben ausdrücklich nennen, so lassen sich doch aus später hervortretenden Gau- und Flussnamen die Namen der neuen Einwanderer mit fast unumstösslicher Sicherheit entnehmen. Denn wenn wir sehen, dass in eben dieser Gegend einige Jahrhunderte später die Namen Schwabengau, Hosgau und Friesenfeld auftauchen, so ist klar, dass diese Namen, von den wahrscheinlich schon mit den Sachsen eingewanderten Friesen abgesehen, von den Ansiedlern hergenommen oder gegeben sind, welche die von den Sachsen aufgegebenen Gaue in Besitz genommen hatten und auch, als diese etwa um das Jahr 575 zurückkehrten und ihre ehemaligen Sitze zurückforderten, gegen sie siegreich behaupteten. Den Hauptkern der neuen Ansiedler machten, wie schon bemerkt worden, die Schwaben aus, welche auch als die am weitesten im Norden zurückgebliebene Abteilung des grossen schwäbischen Stammes von den mittelalterlichen Berichterstattern als Nordschwaben (Nordosquavi) bezeichnet werden. Der Gau, welcher von ihnen seinen Namen empfing, lag zwischen Saale, Schlenze, oberer Wipper, Selke und Bode, umfasste also u. a. ausser dem nördlichen Zipfel des heutigen Mansfelder Seekreises fast den ganzen heutigen Mansfelder Gebirgskreis. Ein in diesem gelegenes altes Dorf wurde darum auch zum Unterschiede von einem gleichnamigen, in dem benachbarten Harzgaue gelegenen, Schwaben--Quenstedt (Swaf — Quenstide) genannt. Kaum minder zahlreich, als die Schwaben, müssen die mit ihnen eingewanderten Hosingen (852 Hohsingi) gewesen sein, von welchen das Land zwischen Schlenze, Saale, Unstrut, Forst, Wüste, Heide, oberem Wildenbach und oberer Harzwipper den Namen Hosgau (780 Hohsegowe, Hosgewe, 932 Hosgowe, 947 Hossegawe, 968 Hosgewe, später Hassega und Hassengowe) empfing, ein Gau, der übrigens wegen seiner Grösse in einen nördlichen und einen südlichen geschieden wurde. Die Grenze zwischen dem nördlichen und südlichen Hosgau bildeten die Salze, der Bindersee, der süsse See und noch weiter nach Westen zu der Lauf der bösen Sieben oder, wie sie im früheren Mittelalter genannt wurde, des wilden Baches. Daraus ergiebt sich, dass der jetzige Mansfelder Seekreis zum allergrössten Teile aus dem nördlichen Hosgau hervorgegangen ist. Nur der westliche Streifen dieses Gaues ist zum Gebirgskreise geschlagen worden. Wie zum Ersatz für dieses ihm verloren gegangene Stück des nördlichen Gaues ist dem Seekreise der nördliche Strich des südlichen Hosgaues südlich von der bösen Sieben und den beiden Seen zugelegt worden. Während nun aber der Name der Schwaben und Hosinge sich als Gauname noch Jahrhunderte lang erhielt, hat sich der Name eines anderen germanischen Völkchens, das zugleich mit den Schwaben und Hosingen westlich der Saale eine Heimstätte gefunden hat, nur in einem Flussnamen erhalten, vermutlich weil die Zahl dieser Ansiedler nicht gross genug war, um einen eigenen Gau bilden zu können; das ist der Name einer aus dem heutigen Schlesien (früher Silensi) ausgewanderten Schar von Silingen, deren Andenken in dem Flussnamen Schlenze (an der Grenze zwischen Schwabengau und Hosgau) noch fortlebt.

Den Gau Friesenfeld endlich begrenzten ein Teil des Unstrutlaufs, die kleine Helme, die grosse Helme, der Sachsgraben (zwischen Sangerhausen und

Wallhausen) mit dessen nördlicher Fortsetzung, dem Friesengraben, der Oberlauf des Leinebachs, der wilde Weg (979 Uuillianuuech — zwischen Rotha und Horla) und der Lauf der oberen Wipper, während die böse Sieben ihn auf einer Strecke ihres Laufs von dem nördlichen Hosgau schied. Der nördliche Teil dieses Gaues gehört heutzutage zu dem Mansfelder Gebirgskreise, nämlich Horla mit dem Bodenschwende, Morungen, ein Teil von Leinungen, Wippra, Friesdorf, Piskaborn und Wimmelrode, während Rotha, Passbruch und Neuhaus, Hilkenschwende und Dankerode mit zu dem Schwabengau gehört haben.

Fragt man nun, welche Orte diesen neuen Ansiedlern wohl ihre Entstehung verdanken mögen, so bietet sich die zahlreiche Gruppe derjenigen Ortsnamen, welche mit dem Grundworte — Dorf zusammengesetzt sind, ganz ungesucht dar. Denn dieselbe kommt im Hosgau ausserordentlich häufig, im thüringischen Kernlande dagegen fast gar nicht vor, kann also nicht schon aus der Zeit des thüringischen Königreichs stammen, sondern muss einen späteren, wenn auch weit in das frühe Mittelalter zurückreichenden Ursprung haben, da diese Ortsnamen schon im achten Jahrhundert massenhaft in unseren Kreisen erscheinen. Die weit überwiegende Zahl der so benannten Ortschaften muss also infolge jener grossen Einwanderung in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts entstanden sein, wenn auch manche von ihnen eines etwas späteren Ursprungs sein mögen.

Kaum hatten nun aber die von dem fränkischen Könige zugelassenen Einwanderer Zeit gehabt, sich in der neuen Heimat einzurichten, so erschien im Osten an der Saale, also an der Grenze des vielbegehrten Landes, etwa um das Jahr 600, ein für sie äusserst gefährlicher Feind, das slavische Volk der Serben oder Sorben. Schon um diese Zeit durfte wohl, wie es später geschieht, die Saale als derjenige Fluss bezeichnet werden, welcher Thüringer und Sorben scheide. Doch blieb er nicht Grenzscheide, denn auch über diesen Fluss drangen die Slaven vor und gründeten in dem östlichen Teile des Schwabengaues und Hosgaues, wie überhaupt im östlichen Thüringen, eine bedeutende Anzahl von Niederlassungen, die meist schon an den ihren Namen eigentümlichen Endungen -itz, -in, -ow u. a. erkennbar sind. Wahrscheinlich fand diese Ansiedelung auf der westlichen Seite der Saale schon in den ersten Jahrzehnten des 7. Jahrhunderts statt, in der Periode schmachvoller Schwäche des merowingischen Herrschergeschlechts. Freilich werden nach dem abermaligen Erstarken der fränkischen Reichsgewalt jene gewaltsam eingedrungenen slavischen Ansiedler nur als fränkische Unterthanen, nur durch Anerkennung der fränkischen Könige als ihrer Landesherren, in ihrem durch Eroberung gewonnenen Besitze unbehelligt geblieben sein.

Damals also müssen die slavischen Ansiedelungen in den beiden Mansfelder Kreisen — im Gebirgskreise der Lage entsprechend sehr gering an Zahl — entstanden sein, wenn auch zuzugeben ist, dass auch noch in den nächsten Jahrhunderten kriegsgefangene Slaven zwangsweise in kleinen Vordörfern in der Nähe deutscher Ortschaften angesiedelt worden sein mögen, z. B. in den mehrfach, so in Eisleben, Kloster Mansfeld, Pölsfeld, Allstedt, vorkommenden Sondersiedelungen, welche den Namen Siebenhitze (=Galgenstätte, Platz am Galgen) tragen, da man den verachteten Slaven, welche als Kriegsgefangene angesiedelt wurden, die von den Deutschen gemiedenen Örtlichkeiten zur Niederlassung anzuweisen pflegte.

Die slavischen Einwanderer waren gleichsam die letzte aufgespülte Schicht, die aus der Brandung und Überschwemmung der Völkerwanderung an der mittleren Saale zurückblieb, denn neue Einwanderer in bedeutender Zahl hat späterhin diese Landschaft nicht mehr aufgenommen. Wohl aber trat den Slaven gegenüber mit der fortschreitenden Festigung des fränkischen Reiches ein andauernder und erfolgreicher Rückschlag ein. Eine Reihe fester Burgen wurde auf dem linken Ufer des Flusses erbaut, die nachweisbar oder doch vermutlich einer sehr frühen Zeit angehören und ohne Zweifel die Bestimmung hatten, ein Damm gegen die slavische Sturmflut zu sein, so Alsleben, Friedeburg, Klotzenburg bei Closchwitz, Salzmünde, Lettin (urk. Liudineburg) u. a. m. Infolge dieser Absperrung konnte sich das slavische Volkstum auf dem linken Ufer der Saale, wo es dem Einflusse der deutschen Kultur und den germanisierenden Bestrebungen der christlichen Kirche und der deutschen Grundherren am stärksten ausgesetzt war, nicht behaupten, obgleich es seine Eigenart lange genug zähe zu behaupten verstanden hat, da noch im Jahre 1201 in Teutschenthal, einem trotz seinem deutsch klingenden Namen von Slaven gegründeten und bewohnten Dorfe des Mansfelder Seekreises, dessen ältester urkundlicher Name Dussina, später Dusne und Deusen lautet, Slaven als Bewohner erwähnt werden („decina sclavis de Deusen danda“). Jedesfalls aber ist noch während des Mittelalters die slavische Sprache westlich der Saale erloschen und nur Dorf- und Flurnamen erinnern hier und da noch an die Nationalität der früheren Bewohner.

Wenn sonach schon seit vielen Jahrhunderten die Sprache sämtlicher Bewohner der Mansfelder Kreise die deutsche ist, so sprechen dieselben dennoch nicht alle dieselbe Mundart.[1] Denn nicht nur wird westlich der Linie Piskaborn, Wimmelrode, Biesenrode, Greifenhagen, Meisberg, Ritterode, Walbeck und Arnstedt die unterharzische, in Morungen, Leinungen und Horla die nordthüringische, in Belleben, Piesdorf, Strenz-Naundorf und Alsleben eine mit der anhaltischen verwandten Mundart gesprochen, sondern auch die in der bei weitem grössten Zahl der mansfeldischen Ortschaften gesprochene mansfeldische Mundart lässt sich in drei Untermundarten, die nordmansfeldische, westmansfeldische und ostmansfeldische, scheiden. Die nordmansfeldische Mundart umfasst die Ortschaften des Wipperthales von der Stadt Mansfeld an bis zum Dorfe Ober-Wiederstedt, also Mansfeld, Leimbach, Gross-Örner, Burg-Örner, Molmeck, Hettstedt, Ober-Wiederstedt und ausserdem noch Gerbstedt. Die westmansfeldische umfasst im wesentlichen das Gebiet der bösen Sieben und ihrer Zuflüsse, dringt jedoch südlich von der Stadt Mansfeld bis zur Wipper, ja an einer Stelle über dieselbe vor. Die zu ihr gehörigen sogenannten Grunddörfer Wimmelburg, Creisfeld, Hergisdorf, Ahlsdorf und Ziegelrode gelten manchen für die Heimstätte der eigentlichen und unverfälschten Mansfeldischen Mundart. Die Grenzortschaften dieses Gebietes sind: Hornburg, Holzzelle, Äbtischrode, Bischofrode, Schmalzerode, Bornstedt, Klosterode, Blankenheim, Annarode, Gorenzen, Möllendorf, Vatterode, Gräfenstuhl, Leimbach, Thondorf, Siersleben, Augsdorf,

[1] Vgl. hierzu: R. Jecht, Grenzen u. innere Gliederung der Mansfelder Mundart. (Zeitschr. des Harzver. XX, S. 96—115. 1887.) — H. Grössler, Die Mansfelder Mundart, ihre Grenzen, innere Gliederung und Abkunft. (Mansfelder Blätter IV, S. 1—14. 1890.)

Helmsdorf, Heiligenthal, Lochwitz, Bösenburg, Burgsdorf, Hedersleben, Dederstedt, Volkmaritz, Neehausen, Höhnstedt, Rollsdorf, Seeburg, Aseleben, Erdeborn. Die ostmansfeldische umfasst im wesentlichen das Gebiet der unteren Schlenze und ihres Zuflusses, des Fleischbaches, sowie das Gebiet des Salzigen Sees einschliesslich der Nebenflüsse derselben, nämlich der Weida, des Würdebaches und der Lawèke; nur die Oberläufe dieser Flüsschen fallen zum Teil ausserhalb dieses Gebietes. Die Linie seiner grössten Ausdehnung liegt zwischen den Ortschaften Gnölbzig a. d. Saale im Norden und Dornstedt im Süden. Östlich scheint die Saale die Grenze zu bilden.

Vergleicht man nun den Umfang der ehemaligen Gaue mit dem räumlichen Umfange der hier in Betracht kommenden Mundarten, so stellt sich das überraschende Ergebnis heraus, dass das Gebiet der anhaltischen Mundart fast völlig innerhalb des Schwabengaues fällt, also recht wohl als eine nordschwäbische bezeichnet werden kann, ferner, dass die östlich von Halle im ehemaligen Werinerfelde gesprochene Mundart, die man die Hallische zu nennen pflegt, deren Grenzen nach Osten zu aber erst noch zu ermitteln sind, als werinisch oder warnisch gelten darf; endlich, dass das Mansfeldische als die Sprache der Hosingen angesehen werden muss, weil die Mansfelder Mundart nicht nur den ganzen nördlichen Hosgau, sondern auch einen beträchtlichen Teil des südlichen erfüllt. Ja man darf sogar, noch weitergehend, behaupten, dass die nordmansfeldische Mundart, welche längs der Schlenze zwischen Wipper und Saale gesprochen wird, silingischer Eigenart entsprechen mag, die ostmansfeldische ursprünglich hosingisch, bis zu einem gewissen Grade slavischen Einflüssen ihre Eigenart verdanken mag, da nur in diesem Striche des Mansfelder Sprachgebiets slavische Siedelungen den deutschen massenhaft untermischt sind. Die westmansfeldische, ursprünglich ebenfalls hosingische Mundart endlich scheint ihre eigentümliche Färbung dem erst gegen Anfang des 16. Jahrhunderts erfolgten massenhaften Zuzuge von Bergleuten bairischen Stammes aus Steiermark, Kärnthen u. s. w. zu verdanken. Auf jeden Fall wird man wenigstens annehmen müssen, dass Verschiedenheit der Abstammung die Verschiedenheit der Mundarten hervorgerufen hat.

6. Die Gaue und Gaugerichtsstätten. Die aus den Gauen hervorgegangenen Grafschaften und Herrschaften. Überblick über die Geschichte der Grafschaft Mansfeld.

Über die politischen Verhältnisse der beiden Mansfelder Kreise sei kurz nur Folgendes bemerkt. Ursprünglich – zur Zeit der fränkischen, sächsischen und salischen Kaiser — verwalteten Gaugrafen das Land, aus welchen die beiden Mansfelder Kreise entstanden sind. Der Kern des Gebirgskreises (links der Wipper) gehörte im früheren Mittelalter zum Schwabengau; das westliche Stück südlich der Wipper (die Herrschaften Morungen und Wippra) zum Gaue Friesenfeld, das östliche Stück südlich der Wipper (die Herrschaft Mansfeld bezw. Rückscheburg) zum nördlichen Hosgau.[1] Doch auch die zu den

[1] Vgl. zu dieser und den folgenden Ausführungen die von mir entworfene historische Karte der beiden Mansfelder Kreise. Desgl. (Krumhaar), Die Grafen von Mansfeld und ihre Besitzungen. Eisleben, 1872.

Dörfern Creisfeld und Hergisdorf gehörigen Fluren zwischen Dippelsbach und Goldgrund gehörten ursprünglich zum Friesenfelde.

Das vom Reiche zu Lehen rührende Gaugericht des zum Gebirgskreise gehörenden Teils des Schwabengaues befand sich zu Quenstedt. Im Jahre 1323 nennt der römische König Ludwig (der Bayer) unter den Reichslehen, die er dem Grafen Burchard überträgt (feuda, quae a nobis et sacro imperio se tenere proposuit) auch das Gericht zu Quenstedt (iudicium in Quenstede).

Der Seekreis besteht erstlich aus dem grössten Teile des nördlichen Hosgaues, welcher von der Saale, der Salze, dem Süssen See, der Bösen Sieben (Dippelsbach), der Wipper, dem Krieggraben, dem Hanfgraben und der Schlenze umschlossen wurde; ferner aus der südöstlichen Ecke des Schwabengaues (Grafschaft Alsleben und Herrschaft Friedeburg), aus dem nördlichsten Streifen des südlichen Hosgaues südlich von der bösen Sieben, den Seen und der Salze (Herrschaften Helfta, Seeburg, Schraplau und Reveningen) und endlich aus der Nordostecke des Gaues Friesenfeld südlich vom Goldgrunde und der bösen Sieben bis zur Wolferöder Grund, welche letztere hier das Friesenfeld vom südlichen Hosgaue schied.

Im Seekreise befinden sich zwei uralte Gaugerichtsstätten, von denen die eine der Hauptgerichtsstuhl des nördlichen, der andere der des südlichen Hosgaues war. Die Gaugerichtsstätte des nördlichen Hosgaues ist Bösenburg, ursprünglich höchstwahrscheinlich ein Sitz der thüringischen Könige. Schon um 1180 wird das Landgericht in Bösenburg (placitum in Bisinburg) urkundlich erwähnt, und 1265 nennt Graf Burchard v. Mansfeld als vorsitzender Gaurichter diese Gerichtsstätte das Landding (in placito provinciali, quod dicitur lantdinc, cui tunc presedimus in Beseneborch). Später (1342 und 1348) wird auch der Stuhl zu Bösenburg (stûl tu Beseneborch) ausdrücklich als die Grafschaft im Hosgau (groveschop tu Hosekow und grafscap tû Hûsegowe), auch (1316) als die Grafschaft Friedeburg, die vormals Hosgau geheissen habe („dhe grafschop to Husegowe, de man nu von Vredeberch het") bezeichnet. Nachdem jedoch der Ort Bösenburg mehr und mehr an Bedeutung verloren hatte, hegte man das Bösenburger Landgericht in dem volkreicheren Hedersleben, weshalb in späteren Urkunden meist von der Grafschaft und dem Gerichtsstuhl zu Hedersleben die Rede ist. Doch erhellt die ursprünglich höhere Bedeutung des Bösenburger Gerichts deutlich aus einer Urkunde des Jahres 1320, in welcher bestimmt wird, dass die zum Gericht Hedersleben gehörigen Dörfer und Leute, wenn man sich dort über das Urteil nicht einigen könne, es zu Beseneburch holen sollen. Bösenburg war also die oberste Instanz und der Bezirk des Schultheissenamtes zu Hedersleben ursprünglich wohl nur ein Teil des Bösenburger Gerichtssprengels.

Aber auch die Hauptgerichtsstätte des südlichen Hosgaues liegt innerhalb des Seekreises, das ist der Gerichtstuhl zu Helfta, welcher nach Ausweis verschiedener kaiserlicher Lehnbriefe zu den feuda a sacro imperio gehörte und auch nach verschiedenen erzbischöflich Magdeburgischen Urkunden „vom heiligen römischen Reich zu Lehen rührte." Je nach Bedürfnis scheint man aber in späterer Zeit das Gaugericht auch an anderen Orten des südl. Hosgaues gehegt zu haben, z. B. zu Unter-Röblingen am See, wie sich aus urkundl. Nachrichten ergiebt.

Nach dem Verfall der Gauverfassung bildete sich eine Anzahl erblicher Graf-

schaften und Grundherrschaften aus, welche innerhalb eines bestimmt abgegrenzten Bezirks eine Anzahl zu ihnen gehöriger Ortschaften umfassten. So treten denn seit dem 11. und 12. Jahrhundert verschiedene Geschlechter von hohem Adel hervor, die als Erbherren teils auf freiem Eigen, teils auf Lehen sitzen, so im Gebirgskreise die Edlen von Konradsburg, später Grafen von Falkenstein; die Edelherren von Arnstedt, später Grafen von Arnstein und Edelherren von Biesenrode, die Edelherren von Wippra und die Grafen von Mansfeld. Im Seekreise sind zu nennen: die Grafen von Alsleben, die Edelherren von Friedeburg, von Schochwitz, von Seeburg, von Rebeningen (Röblingen), von Hakeborn u. a. m. Den Grafen von Mansfeld Hoierschen Stammes und einer ihre Erbschaft antretenden Linie der Edelherren von Querfurt war es beschieden, diese verschiedenen Gebiete nach und nach in ihrer Hand zu vereinigen, und darum dürfte ein kurzer Überblick über die Geschichte dieses Geschlechts sich als notwendig heraustellen.

Bis zum Jahre 1069 finden wir in dem nördlichen Hosgau, welcher, wie schon bemerkt, im wesentlichen mit dem heutigen Seekreise zusammenfällt, das Geschlecht der Grafen von Wettin, deren Nachkommen heutzutage im Königreiche Sachsen und in den sächsisch-thüringischen Herzogtümern herrschen, im Besitze der Gaugrafenwürde. Erst unter dem letzten Gaugrafen aus diesem Geschlecht, unter Dedo II., erscheint zum erstenmale im Jahre 1060 ein Dynast namens Hoier von Mansfeld urkundlich als Grundbesitzer in der Umgegend von Mansfeld, woraus man wohl folgern darf, dass die Edelherren von Mansfeld spätestens um die Mitte des 11. Jahrhunderts in den Besitz der Grundherrschaft Mansfeld gelangt sein müssen, und dass der Ursprung des Schlosses Mansfeld, als des Sitzes dieses Dynasten, bis ins 11. Jahrhundert zurückreicht. Woher dieses Geschlecht aber eigentlich stammt, das ist ungewiss. Die Sage sucht es an einen der Helden in König Artus Tafelrunde anzuknüpfen, ja sogar an den Ritter S. Georg, den Schutzheiligen dieses Geschlechts; thatsächlich aber umgiebt völliges Dunkel seinen Ursprung, und nicht einmal das ist festzustellen, ob es ein alteinheimisches oder zugezogenes ist. Doch darf der Vorrede zum Sachsenspiegel Glauben geschenkt werden, welche behauptet, dass die Grafen von Mansfeld sächsischen Ursprungs seien. Auch das ist nicht sicher, ob die Edelherren von Mansfeld, nachdem die Wettiner die Gaugrafschaft im nördlichen Hosgau hatten aufgeben müssen, diesen unmittelbar in der Grafenwürde gefolgt sind, doch ist es im höchsten Gerade wahrscheinlich, dass Hoier I. im Jahre 1069 die Gaugrafschaft im Hosgau erlangt hat, da sein voraussetzlicher Sohn Hoier II. sie ohne Zweifel besessen hat. Die Lücke zwischen Vater und Sohn sucht eine vielleicht mit ächter Überlieferung verquickte Geschichtsfälschung auszufüllen, welche behauptet, im Jahre 1083 habe auf dem Schlosse Mansfeld ein Graf Ernst von Mansfeld gehaust, der dem im Schlosse zu Eisleben eine Zeit lang residierenden und von einem kaiserlichen Heere belagerten Gegenkönige Heinrichs IV., Hermann von Salm-Luxemburg, zu Hilfe gekommen sei und in der heutigen Freistrasse zu Eisleben einen glänzenden Sieg davon getragen habe. Das gekrönte Haupt dieses Gegenkönigs, des sogenannten Knoblauchskönigs, welches als Wahrzeichen der Stadt Eisleben gilt, soll später zum Andenken an seine Anwesenheit an der Nordostecke des Rathauses angebracht worden sein. Erst im Anfange des 12. Jahrhunderts tritt ein Graf von Mansfeld, Hoier II.,

geschichtlich durchaus gesichert und sofort weithin Aufmerksamkeit erregend, in das Licht der Geschichte. Dieser erste namhafte Vertreter des bis dahin kaum genannten Geschlechts war ein Mann von so hervorragenden Eigenschaften, dass ihm von seinem Kaiser für den Fall der Niederwerfung des aufständischen Sachsenvolkes die Würde eines Herzogs von Sachsen, damals wohl die wichtigste im ganzen Reiche, zugedacht war. Jedoch in der auf mansfeldischem Boden am 11. Febr. 1115 geschlagenen blutigen Schlacht am Welfesholze fand der löwenmutige Hoier den Tod, und der so blendend aufgegangene Glücksstern seines Hauses erblasste alsbald wieder. Denn den übrigen sächsischen Fürsten musste daran liegen, dieses für die kaiserliche Oberherrlichkeit so thatkräftig eingetretene Geschlecht möglichst nieder zu halten. Daraus dürfte es sich erklären, wie dasselbe zunächst wieder in eine gewisse Unbedeutendheit zurücksinken konnte, da des grossen Hoier Sohn, Hoier III., in den Urkunden nicht nur mitunter ohne den Grafentitel erscheint, sondern sich auch genötigt sah, die väterliche Herrschaft Mansfeld und mit ihr vermutlich auch die Gaugrafschaft im Hosgau von dem Hochstifte Halberstadt, dem die Oberherrlichkeit über Mansfeld als Siegespreis zugefallen war, zu Lehen zu nehmen. Sein Nachfolger Hoier IV. führt nicht nur fast ohne Ausnahme, wenn er urkundlich erwähnt wird, den Titel Graf, sondern erscheint auch in Ausübung der Grafenbefugnisse; so z. B. hat er laut einer Urkunde vom Jahre 1181 auf dem Landgerichte zu Bösenburg (Bisiniburg) als Graf den Vorsitz geführt, freilich wohl nur als ein vom Bischof von Halberstadt mit der Ausübung des Grafenamts betrauter Lehngraf. Schon bei Lebzeiten dieses Hoier des IV. scheint sich das Geschlecht in zwei Linien geteilt zu haben, der Art, dass Hoier IV. den Titel eines Grafen von Mansfeld weiterführte und die Stammherrschaft behielt, sein Bruder Ulrich dagegen die Herrschaft Polleben erhielt, zu welcher er noch die Herrschaft Friedeburg durch Heirat hinzuerworben zu haben scheint. Denn nach dieser letzteren Erwerbung nannten sich seitdem seine Nachkommen, die das altmansfeldische Wappen, nämlich sechs in zwei Reihen gesetzte Rauten und auch den altmansfeldischen Helmschmuck, einen offenen Flug, führten, Edle von Friedeburg. Offenbar hat zwischen den beiden Brüdern eine Totteilung stattgefunden, da der Friedeburger Zweig nach dem Aussterben des mansfeldischen diesen nicht beerbte. Etwa 100 Jahre später, in den Jahren 1264–1269 löste sich das aus Hoierschem Blut entsprossene Geschlecht der Friedeburger gänzlich von dem Boden der Heimat los, um ausgedehnten Grundbesitz in den Ostmarken zu erwerben, woselbst verschiedene Orte, wie z. B. Friedeberg und Bornstedt in der Neumark, entweder einfach die Namen der in der alten Heimat besessenen Stammburgen wiedergeben oder, wie Hoyerswerda in der Lausitz, den von Alters her in beiden Linien des Geschlechts gebräuchlichen Mannsnamen Hoier in ihrem Namen dauernd festhielten.

Graf Burchard von Mansfeld, der erste dieses Namens und zugleich der letzte des Hoierschen Stammes, hob das Ansehen seines Geschlechts zuerst wieder in merklicher Weise. Denn nicht nur finden wir ihn im Besitz von Gütern auch ausserhalb des nördlichen Hosgaues, sondern auch wiederholt als Teilnehmer an Reichsversammlungen, während seine auf Hoier II. folgenden Vorgänger offenbar in politischer Zurückgezogenheit gelebt hatten, wenigstens ist eine Beteiligung derselben an Reichsangelegenheiten nicht bekannt. Wie nun schon Hoier II. den

Vorteil seines Hauses im festen Anschluss an das Reichsoberhaupt gesucht hatte, so schloss sich auch Burchard an den Thronbewerber aus dem hohenstaufischen Hause an, welches dem Reiche schon mehrere ruhmvolle Kaiser gegeben hatte. Wenn nun auch durch ihn das Ansehen seiner Familie ohne Zweifel mächtig gehoben worden ist, so musste er doch eines Sohnes und Erben entbehren, der sein Geschlecht und seinen Namen hätte fortführen und den bereits stattlichen Besitz noch hätte vermehren können. Nur zwei Töchter, namens Gertrud und Sophia, hatte ihm seine Gemahlin Elisabeth von Schwarzburg geboren, von denen die ältere an den Burggrafen Hermann v. d. Neuenburg (de novo castro) auf der landgräflichen Veste über Freiburg a. d. U., welcher aus dem Hause der edlen Burggrafen von Meissen stammte, verheiratet war, während sich die jüngere mit dem Burggrafen Burchard von Querfurt, dem Besitzer der Herrschaft Querfurt, vermählte. Nach dem im Jahre 1229 erfolgten Tode ihres Vaters teilten sich die Töchter in das Erbe, und so schien denn die Geschichte einer selbständigen Grafschaft Mansfeld ihr Ende erreicht zu haben. Jedoch im Jahre 1264 erkaufte der Sohn der jüngeren Erbtochter Sophia, wie sein Vater und Grossvater (mütterlicher Seite) Burchard geheissen, nicht nur den Anteil der älteren Erbtochter Gertrud, welchen deren Gemahl Hermann bisher unter dem Titel eines Grafen von Mansfeld verwaltet hatte, sondern auch in den Jahren 1264 und 1266 ausser der Herrschaft Friedeburg den von den Friedeburgern bis dahin besessenen Anteil der alten Grafschaft, und so wurden denn die 30 Jahre und mehr von einander getrennt gewesenen Hälften der Grafschaft wieder zu einem Ganzen vereinigt. Wenn nun auch der Verkauf seitens der Söhne des Burggrafen Hermann nur auf Wiederkauf stattgefunden zu haben scheint, weil sonst diese, wie es der Fall war, den Titel „Grafen von Mansfeld" schwerlich noch eine Weile hätten weiterführen können, so legte sich doch der Burggraf Burchard der Jüngere als thatsächlicher Besitzer der ganzen Grafschaft und Inhaber der Grafenrechte in derselben seit 1264 unter Aufgabe des Titels eines Burggrafen von Querfurt den Titel eines Grafen von Mansfeld bei und führte ihn, wie auch seine Nachkommen, seitdem ausschliesslich. Zugleich fügte er seinem angestammten Querfurter Wappen, welches rote Balken in silbernem Felde zeigte, und dem Querfurter Helme mit 7—8 rotsilbern gestreiften Fähnlein die altmansfeldischen Rauten wie auch den altmansfeldischen Helmschmuck des offenen Fluges hinzu, welch letzterer freilich nur selten auf den Siegeln seiner Nachkommen erscheint. Doch hat er sich in dem jetzigen Siegel der Stadt Eisleben bis auf die neueste Zeit als silberner Flug in blauem Felde erhalten. Man darf also nie ausser Acht lassen, dass das seit 1264 weit über 500 Jahre unter sehr wechselnden Geschicken in der Grafschaft Mansfeld blühende Grafengeschlecht des Namens Mansfeld eigentlich Querfurtischen Stammes ist. Doch nicht nur die Wiedervereinigung der getrennt gewesenen Teile der alten Grafschaft, auch die Wiedererhebung der Herrschaft Mansfeld zu freiem Eigen ist diesem Grafen Burchard zu verdanken. Denn am 28. August 1267 gelang es ihm durch sehr bedeutende Lehnsauftragungen an das Hochstift Halberstadt das Schloss Mansfeld innerhalb Wall und Graben von dem Bischof und Domkapitel zu Halberstadt als freies Eigen einzutauschen und damit die seit der Schlacht am Welfesholze auf den Besitzern von Mansfeld lastende halberstädtische Lehnshoheit wenigstens

für den Stammsitz, die Burg Mansfeld, wieder abzustreifen. Erst mit dieser Errungenschaft war die Möglichkeit gegeben, die Reichsstandschaft anzustreben.

Die nächsten Jahrhunderte zeigen nun auch ein mächtiges Emporblühen des neuen Mansfelder Grafengeschlechts. Zwar teilten sich Burchards III. Söhne derart in ihr Erbe, dass Gebhard die Querfurter Stammgüter für sich nahm, Burchard IV. dagegen die Grafschaft Mansfeld erhielt, doch zeigten der letztere und nicht minder seine Nachkommen bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts hinein sich sehr wirtlich und auf die Vermehrung ihres teils aus freiem Eigen, teils aus Halberstädter und Magdeburger Lehnstücken bestehenden Besitzes sorgsam bedacht; auch nahmen sie an vielen wichtigen Begebenheiten entscheidenden Anteil. 1294 erkaufte Burchard IV. zusammen mit seinen Vettern die Herrschaft Seeburg, 1301 erwarb Burchard VI. die Herrschaft Bornstedt, 1320 die Herrschaft Hedersleben, 1323 vorübergehend die Reichsburgen Allstedt und Morungen und etwa um die gleiche Zeit auch das Schloss Schkeuditz. Nebra a. d. U. besass er in Gemeinschaft mit seinen gleichnamigen Vettern von Schraplau. 1335 erkaufte Burchard VII. von seinem gleichnamigen Vetter die Herrschaft Schraplau mit Unter-Röblingen, und 1346 von den Edelherren von Hakeborn die Herrschaft Helfta. Im Jahre 1364 aber wurde Graf Gebhart von Kaiser Karl IV. nicht nur mit dem Grafenbanne, sondern auch mit der Gerechtigkeit des Bergbaues innerhalb der sogenannten Berggrenze, welche ausser der uralten Gaugrafschaft des nördlichen Hosgaues auch die Herrschaften Helfta und Bornstedt nebst mehreren andern benachbarten Strichen umschloss, belehnt. 1387 erkauften die Grafen Busso und Günther von den Grafen von Regenstein die Freiherrschaft Arnstein, deren Wappen, ein weisser Adler in schwarzem Felde, seitdem in das mansfeldische Gesamtwappen aufgenommen wurde. Um das Jahr 1440 wurden die Herrschaften Wippra und Rammelburg erworben, 1442 kam dazu das dominium utile von Friedeburg und Salzmünde, 1459 durch Kauf von den Grafen von Hohnstein der Burgbezirk Artern mit Vockstedt, 1479 von eben denselben die Freiherrschaft Heldrungen, deren Wappen, den mit einem (rotweiss in zwei Reihen geschachten) Schrägbalken belegten, goldenen, gekrönten thüringischen Löwen in blauem Felde zeigend, als viertes dem mansfeldischen Gesamtwappen einverleibt wurde. Die letzten, nur kürzere Zeit im Besitze der Mansfelder Grafen verbleibenden Erwerbungen waren: 1525 zum zweiten Mal die Herrschaft Allstedt, 1527 der Burgbezirk Rothenburg an der Saale und 1540 das Klosteramt Sittichenbach.

Zeigt sich sonach bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts eine stetige und ansehnliche Zunahme des Besitzes und der Gerechtsame des Grafengeschlechtes, so erlitt dasselbe doch auch manche schwere Schädigung und Minderung seiner Bedeutung teils durch eigene Schuld, teils durch die Ungunst der Umstände.

Bereits 1442 nämlich wurden die Grafen genötigt, die bisher als Freieigen von ihnen besessene Freiherrschaft Arnstein Chursachsen als Lehen aufzutragen. In der Hoffnung sich gegen die immer deutlicher hervortretenden Mediatisierungsgelüste der Wettiner an dem Erzstift Magdeburg einen Rückhalt zu verschaffen, trugen sie 1446 die seit 1267, wie oben gezeigt wurde, als Allod von ihnen besessene Stammherrschaft Mansfeld als Lehen dem Erzstift

Magdeburg auf. Aber dieses grosse Opfer war vergeblich gebracht, denn infolge des Drängens der Herzöge von Sachsen wurde die Oberlehnsherrlichkeit über die Bergwerke sowie über die Herrschaft Morungen u. a. m., die die Grafen bisher vom Reiche zu Lehen getragen hatten, ihnen entzogen und jenen zugesprochen, eine Standesminderung, in die sich die Grafen im Jahre 1484 endlich wohl oder übel fügen mussten.

War nun schon die Umgestaltung ihres freieigenen Besitzes in Lehen ihrem Ansehen und ihren Ansprüchen auf reichsständische Stellung in hohem Grade nachteilig, so fast noch mehr die Zersplitterung ihrer Hausmacht durch wiederholte Teilungen. Schon im Jahre 1420 kamen die drei damals lebenden gräflichen Brüder auf den unglücklichen Gedanken, die Grafschaft unter sich zu teilen, und es entstanden demnach drei besondere Linien. Aber die beiden älteren starben gegen Ende des 15. Jahrhunderts (1492 und 1499) wieder aus, und Graf Günther II., der Spross der jüngsten Linie, welcher den Stamm fortsetzte, vereinigte wieder den ganzen Familienbesitz in seiner Hand. Jedoch diese Gunst des Geschickes wurde bald darnach (1501) durch eine neue, noch tiefer einschneidende Teilung der Grafschaft abermals unwirksam gemacht, denn die gesamte Grafschaft wurde nunmehr in fünf, hinsichtlich der Regierung von einander völlig unabhängige Teile geteilt, von welchen die drei Söhne des vorderortischen Grafen Albrecht des III. drei, die zwei Söhne des andernortischen Grafen Ernst I. zwei erhielten. Die Residenzen der fünf Grafen befanden sich teils auf Schloss Mansfeld selbst, teils auf den Schlössern Arnstein, Heldrungen und Seeburg. Das einzige gemeinsame Band der Grafschaftsfünftel war die Bestimmung, dass Schloss Mansfeld, die Städte Eisleben und Hettstedt, die Bergwerke, desgleichen die Jagd und endlich die Fischerei in den beiden Seeen allen Linien nach wie vor gemeinschaftlich bleiben sollten. Mit dieser Zerstückelung hatte es aber noch nicht einmal sein Bewenden. Denn die vorderortische Linie, welche bis zum Jahre 1563 auf ungeteiltem Besitz gesessen hatte, vollzog zu ihrem Unheil in diesem Jahre eine weitere Teilung, indem jedem der sechs weltlich gebliebenen Söhne des Grafen Ernst II. ein Amt zu eigener Regierung überwiesen und somit sechs neue Linien mit den Residenzen Bornstedt, Eisleben, Friedeburg, Arnstein, Artern und Heldrungen gegründet wurden. Die fast sofortige Wirkung dieses unbesonnenen Schrittes war die, dass die zahlreichen Gläubiger des tiefverschuldeten Vorderortes, um ihre Befriedigung besorgt, auf Zahlung drangen und, weil diese nicht geleistet werden konnte, die Einsetzung erst einer kaiserlichen, dann einer oberlehnsherrlichen Kommission zur Regulierung der Schulden des Vorderorts durchsetzten, weil der Mittel- und Hinterort, da sie selbst stark verschuldet waren, die Gläubiger zu befriedigen und dann selbst die Regierung zu übernehmen nicht im stande waren. Die Schuldenlast des Grafenhauses war zum guten Teil Folge der ungewöhnlich starken Kinderzahl in allen Linien. Sechs Kinder müssen schon als eine niedrige Ziffer gelten; viele brachten es aber auch auf 9, 10, 11, 12, 14, 15, 16; ja ein Graf, Ernst, sogar auf 22 Kinder! Ein solcher Kinderreichtum liess sich mit den festgehaltenen, ja gestiegenen hochgräflichen Ansprüchen auf standesgemässen Unterhalt auf die Dauer nicht vereinigen, und so kann man sich denn nicht wundern, dass die Grafen immer tiefer in Schulden gerieten. Aber doch war die Summe derselben,

welche die Regulierungskommission feststellte — fast $2^3/_4$ Millionen Gulden — über Erwarten gross. Chursachsen benutzte die günstige Gelegenheit, sich die Regierung des grösseren Teils der Grafschaft zu verschaffen. Am 3./13. September 1570 wurden die sechs Grafen des Vorderorts sequestriert, die des Mittel- und Hinterorts mediatisiert, damit von den Einkünften ihrer Ämter nach und nach die Schulden abgetragen würden. Ferner tauschte Chursachsen, um ein einheitliches Geschäft zu haben, gegen Abtretung Hohnsteinschen Gebietes am Südharz durch den Permutationsrezess vom 16./26. Oktober 1573 nicht nur die bisher Halberstädtischen, sondern auch durch einen zweiten Permutationsrezess vom 1./10. Juni 1579 auch noch einen Teil der Magdeburgischen Lehnstücke der Grafschaft Mansfeld ein, und so wurde denn ein Nachkomme des Hauses Wettin Lehnsherr in demselben Gebiete, dessen Regierung seine Vorfahren vor mehr als 500 Jahren den Edelherren von Mansfeld hatten überlassen müssen. Chursachsen besass nach diesen Permutationen drei Fünftel der Grafschaft, während zwei Fünftel derselben magdeburgisch blieben, später aber nach dem Anfall derselben an Brandenburg brandenburgisch-preussisch wurden. Jeder Lehnsherr setzte übrigens sofort einen Oberaufseher ein, der im Namen der Grafen, thatsächlich aber im Interesse seiner Auftraggeber die Regierung zu führen hatte.

Wenn es nun auch einzelnen Zweigen des Grafengeschlechts gelang (so 1691 und 1709), die Reichsfürstenwürde und einflussreiche Stellungen in auswärtigen Diensten zu erlangen, namentlich in spanischen und österreichischen, so blieb doch der Versuch, die Aufhebung der Sequestration, die Wiederanerkennung der Reichsstandschaft und die Einführung in das Fürstenkollegium des Reichstags zu erlangen, ohne Erfolg. Nur die Sequestration des magdeburgischen Anteils wurde am 7. September 1716 von dem Inhaber des Erzbistums Magdeburg, dem Könige Friedrich Wilhelm I. von Preussen, wieder aufgehoben; die Abhängigkeit von den beiden Lehnsherren Preussen und Sachsen dauerte aber fort. Die alle andern Linien überdauernde vorderortische, die katholische Bornstedter Linie, gelangte in Böhmen zu Macht und Ansehn, verfiel jedoch mit ihren dort gelegenen Gütern ebenfalls der Sequestration und starb am 31. März 1780 männlicherseits aus. Der letzte Spross des Geschlechtes führte die die Entwickelung der Familiengeschichte ausserordentlich kennzeichnenden Namen Joseph Wenzel Johann Nepomuk. Nunmehr inkorporierten die beiden Lehnsherren der Grafschaft die von ihnen zu Lehen rührenden Teile der Grafschaft ihren Ländern; die böhmischen Güter des Hauses aber kamen durch die Erbtochter Isabella an das fürstliche Haus Colloredo, welches nicht nur das mansfeldische Wappen dem seinigen hinzufügte, sondern auch den Namen Mansfeld mit dem seinigen dergestalt vereinigte, dass sich der jedesmalige erstgeborne Sohn des Fürsten von Colloredo bei Lebzeiten seines Vaters ganz allein Fürst von Mansfeld, die jüngeren Söhne aber sich Grafen von Colloredo-Mansfeld nennen sollten. Nach vorübergehender Einverleibung des grösseren Teils der Grafschaft in das Königreich Westfalen (1807—1813) fiel dieselbe 1813 und 1815 in ihrem gesamten Umfange an Preussen und wurde in diesem Königreich ein Bestandteil der neugebildeten preussischen Provinz Sachsen.

7. Die Pflanzung des Christentums in den beiden Mansfelder Kreisen. Die Gründung von Pfarrkirchen und ihre Schutzheiligen.

Der Same des Christentums konnte in der Landschaft, welche heutzutage die beiden Mansfelder Kreise umschliesst, mit dauerndem Erfolg selbstverständlich erst in einer Zeit ausgestreut werden, welche eine ununterbrochene und darum nachhaltige Einwirkung auf die heidnischen Gemüter durch feste staatliche Zustände ermöglichte. Eine solche Zeit trat erst im 8. Jahrhundert ein, seitdem die karolingischen Hausmeier an der Ostgrenze des fränkischen Reichs bestimmt abgegrenzte Verwaltungsbezirke geschaffen und durch die Einsetzung von Gaugrafen die Aufsichts- und Schutzgewalt des Staates in diesen Gauen fest begründet hatten. Zwar ist ohne Zweifel schon vorher, im siebenten, ja vermutlich schon im sechsten Jahrhundert, der Versuch gemacht worden, die heidnischen Thüringer und Sachsen für das Christentum zu gewinnen, namentlich durch Sendboten der iroschottischen Kirche, unter denen der h. Kilian hervorzuheben ist, dessen Einwirkung sich sogar bis in das untere Unstrutthal erstreckt zu haben scheint, aber alle diese Versuche waren keine Unternehmungen im grossen Stil, sondern sozusagen nur Privatunternehmungen, denen der Schutz der staatlichen Gewalt nicht zur Seite stand, und hatten darum nur mässigen oder vorübergehenden Erfolg. Aber schon kurz vor der Zeit, in welcher Kilian den Märtyrertod erlitt, war der Mann geboren worden, dem es beschieden sein sollte, nicht nur das thüringische Mittelland, sondern auch grosse Teile des an dasselbe nordöstlich angrenzenden ehemaligen Nordthüringerlandes, im besondern die Gaue Friesenfeld, Hosgau und Schwabengau, dauernd für das Bekenntnis Christi zu gewinnen, das war der etwa um das Jahr 675 zu Kirton in Wessex geborene, aus edlem Geschlechte stammende Angelsachse Wynfrith (Winfried), dessen bekannterer Name Bonifatius nach neueren Forschungen nicht etwa eine anmassende Selbstbespiegelung des Mannes bekundet, als hätte er sich schon vor vollbrachter Arbeit als den geistlichen Wohlthäter der von ihm zu bekehrenden heidnischen Deutschen bezeichnen wollen, sondern nur eine allerdings etwas sonderbare Übersetzung des angelsächsischen Namens ins Lateinische ist = qui boni fati est, bono fato fruitur, also einen Gewinner des Friedens, eines glücklichen Loses, d. h. einen Glücklichen bedeuten soll. Es kann hier nicht der Lebenslauf dieses merkwürdigen Mannes, soweit es der Forschung gelungen ist, ihn festzustellen, erzählt werden. Nur das sei hervorgehoben, dass Bonifatius, von den fränkischen Machthabern auf das kräftigste geschützt und unterstützt, sein Werk mit dem praktischen Verstande und der stahlharten Entschlossenheit eines organisatorischen Genies begann, welches überall das Heidentum an der Wurzel zu treffen und dem Christentum eine bleibende Stätte zu bereiten verstand. Wie weit er persönlich in Thüringen vorgedrungen ist, darüber fehlt jede Nachricht. Nur die Volkssage, die sich freilich nicht überall mit der Wirklichkeit decken wird, bezeichnet als sein Arbeitsgebiet das ganze mittelthüringische Land zwischen Harz und Thüringer Wald, und zwar ostwärts bis zur Saale, nach Nordosten hin bis in das Anhaltische hinein. Doch nicht nur eine ganze Reihe von Bonifatius-Sagen und von Örtlichkeiten, die mit seinem Namen benannt sind, beweist, dass sich das christliche Volk der späteren Zeit den Boni-

fatius als Heidenbekehrer in diesen Landschaften thätig gedacht hat, sondern auch eine ganze Reihe von Bonifatiuskirchen, welche dem bald heilig Gesprochenen im Thüringerlande geweiht worden sind, bezeugt, dass man in diesen Gauen der geistlichen Wohlthaten, die er persönlich oder durch von ihm ausgesandte Sendboten den Vorfahren erwiesen, dankbar hat eingedenk sein wollen, wie auch, dass man von dem in den Himmel versetzten Heiligen Fürsprache und Schutz für die ihm geweihten Kirchen und Gemeinden in aller Folgezeit erwartete. Übrigens bildet auch für die Bonifatiuskirchen, wie für die Bonifatiussagen, die Saale im Osten und die Bode mit ihren Zuflüssen im Norden die Grenze der Verbreitung. Natürlich können die Kirchen, die des Bonifatius eigenen Namen tragen, in den Mansfelder Kreisen allein nicht weniger als vier, nämlich zu Volkmaritz und Friedeburg im Seekreise, zu Vatterode und Schwaben-Quenstedt im Gebirgskreise, nicht von ihm selbst gegründet, sondern erst nach seinem Tode ihm gewidmet sein, aber bald nach demselben sind sie, als Zeichen der Dankbarkeit und Verehrung, gewiss gegründet worden.

Doch wir haben auch zeitgenössische geschichtliche Zeugnisse, dass die Bewohner der Gaue Friesenfeld und Hosgau und zum Teil auch des Schwabengaues schon vor dem Tode des Bonifatius, wenn auch zunächst nur äusserlich, zum Christentum bekehrt worden sind. Denn die Metzer und andere fränkische Annalen berichten, im Jahre 747 sei Grifo oder Grippo, der Halbbruder des fränkischen Hausmeiers Pippin, welcher sich von seinem Bruder benachteiligt glaubte, von einer Schar vornehmer Franken begleitet, zu den Sachsen geflohen, wo er Aufnahme und Anhänger fand und bis zum Jahre 748 verweilte. Sein Wohnsitz während dieser Zeit war ohne Zweifel im Schwabengau, da uns im heutigen Mansfelder Gebirgskreise zwei nördlich der Wipper nahe bei einander gelegene Ortschaften begegnen, deren Name auf den Aufenthalt Grifos daselbst schliessen lässt, nämlich Greifenhagen und Gräfenstuhl, die beide den Personennamen Grifo enthalten, von denen der erstere „Hagen des Grifo", der letztere „Stuhl," d. h. „Wohnsitz oder Residenz des Grifo" bedeutet, was die Annahme gestattet, dass die Volkserinnerung in diesen Namen den denkwürdigen Aufenthalt des eine königliche Machtstellung erstrebenden karolingischen Prinzen festgehalten hat. In diese Zeit nun, während deren Grifo im sächsischen Schwabengaue weilte (747–748), muss der merkwürdige Brief fallen, den Bonifatius an Grifo geschrieben hat. In diesem Briefe bittet der oberste Leiter der Heidenmission in Thüringen und Sachsen den einflussreichen Jüngling, er möge doch die Knechte Gottes, die Priester, Presbyter, Mönche und Mägde Christi, die er nach Thüringen gesandt habe, in seinen Schutz nehmen und gegen alle Bosheit der Heiden verteidigen. („Peto, ut adiuvare studeas sacerdotes, presbiteros, qui sunt in Thuringia, et monachos et ancillas Christi defendere contra paganorum malitiam.")[1] Da nun aber Grifo in Sachsen und zwar im Schwabengau verweilte, so kann Bonifatius unter seinen Sendlingen in Thüringen nur seine im sächsischen Nordthüringen, d. h. im Friesenfelde, Hosgau und Schwabengau thätigen Missionare verstanden haben, wo sie

[1] Brief No. 92 in der Sammlung der Rriefe des Bonifatius. Herausgegeben von Würdtwein 1789.

den Angriffen der heidnischen Sachsen ausgesetzt waren. Dass Priester verschiedenes Grades, Mönche und Nonnen zugleich, als auf diesem Arbeitsgebiete thätig erwähnt werden, zeigt ganz deutlich, dass Bonifatius schon vor 747 die Bekehrung der in diesen Gauen wohnenden Heiden in umfassender Weise in Angriff genommen hat. Im Jahre 748 zog nun aber Pippin mit einem starken Heere durch Thüringen nach Sachsen ins Gebiet der Nordschwaben und veranlasste durch die drohende Entfaltung seiner Macht seinen Halbbruder Grifo, Sachsen zu verlassen und nach Bayern zu fliehen. Auf diesem Zuge zwang er die Nordschwaben zur Unterwerfung und nötigte sie, durch Annahme der Taufe Christen zu werden. Nach einer Sage hat diese Taufe bei Hecklingen a. d. Bode, Stassfurt gegenüber, stattgefunden. („Grippo in Saxoniam venit. Pippinus vero adunato exercitu per Thuringiam in Saxoniam veniens, fines Saxonum, quos Nordosquavos vocant, cum valida manu intravit. — — Saxones vero, qui Nordosquavi vocantur, sub suam ditionem subegit, ex quibus plurimi per manus sacerdotum baptizati ad fidem christianam conversi sunt.")[1] Da nach den fränkischen Annalen erst im Nordschwabengau eine gewaltsame Bekehrung zum Christentum stattfand, so ergiebt sich daraus, dass das Friesenfeld und der Hosgau, also der Gebirgskreis südlich der Wipper und der grösste Teil des Seekreises, schon damals nicht nur ein Zubehör des fränkischen Reiches, sondern auch schon dem Christentume gewonnen waren. Ja, man darf sogar wagen, einen bestimmten Gehilfen des Bonifatius als denjenigen zu bezeichnen, dem die Pflanzung des Christentums in diesen Gauen vorzugsweise zu verdanken ist, das ist der Angelsachse Wigbert, „der mit Bonifatius die Mühen der Mission in Deutschland getragen hat."

Aus edlem anglischen Geschlecht entsprossen, war Wigbert nach dem Berichte eines unbekannten Biographen des Bonifatius im Jahre 724 mit andern Mitarbeitern aus England nach Deutschland berufen worden, wo er 8 Jahre lang, bis 732, als einer von denen, die nach Willibalds Berichte „in Thüringen zerstreut, weit und breit in den Gauen und Dörfern das Wort Gottes predigten,"[2] für die Ausbreitung des Evangeliums thätig gewesen, und dann 732 oder 733 zum Abte des zu einer Bildungsstätte für Geistliche bestimmten Klosters Fritzlar berufen worden ist, wo er im Jahr 747 starb und vor der Kirche des Klosters begraben wurde.[3] Im Jahre 780 wurde der Leib des bald nach seinem Tode als

[1] Annal. Mettenses ad a. 748. M. G. SS. I, 330.

[2] Vita S. Bonifatii auctore Willibaldo presbytero (M. G. SS. II, 345): „sicque rumor praedicationis eius diffamatus est in tantumque inolevit, ut per maximam iam Europae partem fama eius perstreperet et ex Britaniae partibus servorum dei plurima ad eum tam lectorum quam etiam scriptorum aliarumque artium eruditorum virorum congregationis convenerat multitudo. Quorum quippe quam plurimi regulari se eius institutioni subdiderunt populumque ab erratica gentilitatis profanatione plurimis in locis evocavere et alii quidem in provintia Hessorum, alii etiam in Tyringea dispersi late per populum, pagos ac vicos verbum Dei praedicabant."

[3] „S. Wigbertus, ex anglica gente natus, ex miraculis clarus, ecclesiae primus magister et praepositus exstitit" berichtet eine Inschrift an der Kirche zu Fritzlar. Die im Jahre 836 geschriebene Vita Wigberti abbatis Friteslariensis auctore Lupo (M. G. SS. XV, p. 39) berichtet: „Ab horum (Saxonum) posteris, postquam se christianae religioni summiserant,

Heiliger hochverehrten Mannes nach dem im Jahre 770 vom Erzbischof Lullus gegründeten Kloster Hersfeld gebracht, wo die Wunderkraft seiner Gebeine bald die der Reliquien der Apostel Simon und Judas, denen das Kloster Hersfeld ursprünglich geweiht worden war, in dem Masse übertraf, dass das Kloster bald geradezu als das des h. Wigbert bezeichnet wurde, wie auch eine ihm zu Ehren erbaute und nach ihm benannte Kirche zu Hersfeld im Jahre 850 eingeweiht wurde. Von dieser grossen und frühen Verehrung S. Wigberts legt im besonderen der Umstand Zeugnis ab, dass die ältesten Kirchen des Gaues Friesenfeld zu Allstedt, Riestedt und Grossosterhausen sämtlich dem h. Wigbert geweiht und schon im Jahre 777 nebst den zu ihnen gehörigen Zehnten im Friesenfelde und südlichen Hosgau von Karl d. Gr. dem Kloster Herfeld überwiesen worden sind, woraus sich ergiebt, dass diese Wigbertikirchen in der Zeit vom Tode Wigberts bis zu ihrer Vergebung an Hersfeld, also in den Jahren 747—777 erbaut sein müssen, was weiter wahrscheinlich macht, dass die übrigen Wigbertikirchen zu Blankenheim im Gaue Friesenfeld (Kr. Sangerhausen), zu Creisfeld im nördlichen Hosgau (Mansfelder Gebirgskreis) und zu Strenz im Schwabengau (Mansfelder Seekreis) ebenfalls schon dem 8. Jahrhundert oder doch einer nicht viel späteren Zeit ihre Entstehung verdanken. Erwägt man ferner, dass die ursprünglichen Hauptheiligen des Klosters Hersfeld, die Apostel Simon und Judas, schon um die Mitte des 9. Jahrhunderts durch den h. Wigbert in den Hintergrund gedrängt worden sind, so wird wahrscheinlich, dass die den Aposteln Simon und Judas geweihten Kirchen zu Hedersleben und Rottelsdorf, welche doch sicher den Hersfelder Mönchen ihre Gründung verdanken, schon vor der Mitte des zehnten Jahrhunderts gegründet worden sind, da Abt Hagano von Hersfeld bereits im Jahre 946 den Besitz und das Zehntrecht seines Klosters im nördlichen Hosgau und südöstlichen Schwabengau gegen anderweite Entschädigung an König Otto I. abgetreten hat, also nach diesem Jahre gar keine Möglichkeit mehr für die Hersfelder Mönche vorlag, in diesen Gauen Kirchen zu gründen. Mit völliger Sicherheit lässt sich aber auch die Gründung noch einiger anderen Kirchen auf das 8. Jahrhundert, vielleicht schon auf die Zeit des Bonifatius und Wigbert zurückführen, nämlich die der Kirchen zu Wormsleben und Freist im nördlichen Hosgau (jetzt Mansfelder Seekreis), und zu Unter-Wiederstedt im Schwabengau (dicht am Mansfelder Gebirgskreis), welche sämtlich in die Ehre des heiligen Kreuzes geweiht sind. Die Kirchen zu Wormsleben und Wiederstedt sind Jahrhunderte lang die Haupt- und Mutterkirchen des nördlichen Hosgaues und südöstlichen Schwabengaues gewesen, wie sich aus einer Urkunde des Königs Otto I. vom 30. März 948 ergiebt, laut welcher sie die Mutterkirchen zweier Zehntgebiete des Klosters Hersfeld waren. („omne predium hactenus ad monasterium beati Uuicberti confessoris Christi in loco Herolvesfeld dicto pertinens in villa Vurmaresleva ecclesiam-

beatus Wigbertus, claram trahens originem natalium, secularem nobilitatem merito virtutum longe transcendit.“ Die Weissenburger Annalen aber berichten zum Jahre 747: „Sanctus Wibertus migravit a seculo, quem sanctus Bonifacius de Brittannia advocavit sibi in solatium praedicationis, et quia eo maior natu fuit, summa veneratione illum habuit.“

que inibi constructam in pago Hosgouue, aliam quoque in villa Uuidersteti nuncupata cum omnibus ad easdem pertinentibus decimis, que sunt in septentrionali parte rivuli, qui dicitur Uuilderbach.")[1] Ihr Alter aber erhellt aus einer andern Urkunde desselben Königs vom 26. Aug. 960, laut welcher schon Kaiser Karl d. Gr. dem Kloster Hersfeld die Kapellen zu Wormsleben und Wiederstedt mit den dazu gehörigen Zehnten geschenkt hat. („... reverendae memoriae Carolus quondam strenuissimus imperator, antecessor noster, monasterio Herolfesfeldensi, ubi beati Wigberti confessoris Christi corpus humatum est, ... contulit quasdam capellas, quae sunt in pago Hosagewe, quarum una est in Gimmehereslibeen (verschrieben oder verlesen statt Uurmhereslibeu), alia in Uuihteresteti una cum decimis."[2] Aus dieser letzteren Mitteilung ergiebt sich, dass die Kirchen der beiden genannten Dörfer zur Zeit Karls des Grossen, und zwar wenn man die Bezeichnung desselben als Kaiser betont, spätestens in den Jahren 800—814 nicht nur schon vorhanden, sondern auch schon mit einem zu ihnen gehörigen Zehntgebiete ausgestattet waren, was zu der Voraussetzung berechtigt, dass sie schon geraume Zeit vorher gegründet worden. Die harten Strafbestimmungen, welche Karl der Grosse in seiner Capitulatio de partibus Saxoniae ergehen liess, um die heidnischen Sachsen zur Annahme der Taufe und zur Entrichtung des Zehnten zu nötigen, haben, wie aus ihren bald hervortretenden Wirkungen sich ergiebt, sich ohne Zweifel auch auf die Bewohner des Hosgaues und Nordschwabengaues, also auf die Gebiete, aus welchen die heutigen Mansfelder Kreise hervorgegangen sind, erstreckt. Mit dem Tode soll jeder bestraft werden, der sich weigert zur Taufe zu kommen oder sich mit Heiden in eine Verschwörung gegen die Christen einlässt oder solche Bestrebungen begünstigt. (Capitul. VIII: „Si quis deinceps in gente Saxonum inter eos latens non baptizatus se abscondere voluerit et ad baptismum venire contempserit paganusque permanere voluerit, morte moriatur." — Capitul. X: „Si quis cum paganis consilium aduersus christianos inierit vel cum illis in aduersitate christianorum perdurare voluerit, morte moriatur. Et quicumque hoc idem fraude contra Regem vel gentem christianorum consenserit, morte moriatur.") Ausserordentlich hohe Strafgelder sollten ferner je nach ihrem Stande und Vermögen diejenigen entrichten, welche es unterliessen, ihre Kinder innerhalb des ersten Lebensjahres zur Taufe zu bringen, es sei denn, dass es mit Genehmigung des Priesters unterblieben. Leute von edler Geburt sollten 120, Freigeborne 60, Liten 30 Schillinge in diesem Falle zahlen. (Capitul. XIX: „Similiter placuit his decretis inserere, quod omnes infantes infra annum baptizentur. Et hoc statuimus, ut si quis infantem intra circulum anni ad baptismum offerre contempserit sine consilio vel licentia sacerdotis, si de nobili genere fuerit, CXX solidos fisco componat, si ingenuus, LX, si litus, XXX.")

Am drückendsten war aber wohl die Verfügung, dass jeder Sachse ohne Ausnahme des Standes den Zehnten von seinem Vermögen und dem Ertrag seiner Arbeit den Kirchen und Priestern zu entrichten habe. (Capitul. XVI: Similiter secundum mandatum Dei praecipimus, ut omnes decimam partem

[1] v. Heinemann Cod. Dipl. Anhalt. I. Nr. 29. p. 16.
[2] v. Heinemann, Cod. Dipl. Anhalt. I. Nr. 30. p. 22.

Nebenpatron des h. Stephan für das Hochstift Halberstadt war, so kann auch die Gründung der S. Sixtuskirche zu Ermsleben im Gebirgskreise bereits in die Zeit der karolingischen Herrscher fallen, umsomehr, als die Anlage des Turmes dieser Kirche eine uralt- romanische ist.

Hiermit dürfte aber die Zahl der den beiden Kreisen angehörigen und schon in der Karolingerzeit gegründeten Kirchen noch nicht erschöpft sein. Namentlich werden von den dem h. Georg geweihten Kirchen — es giebt deren in Gödewitz, Helfta, Horla, Thal-Mansfeld und Siebigerode — wenigstens die in Helfta und Siebigerode wohl schon dieser Zeit angehören, da Helfta, dessen einzige Kirche jetzt die S. Georgskirche ist, einer der ältesten Orte in der ganzen Gegend ist und der Patronat des Klosters Hersfeld über die Kirche zu Siebigerode nur aus der Zeit herrühren kann, in welcher Hersfeld hier noch Zehnten und Güter besass, also aus der Zeit vor 948. Auch die Siebigeröder Ortssage, dass daselbst vor Zeiten ein Kloster gewesen, deutet auf uralte Beziehungen zu Hersfeld hin. Allerdings war der verstorbene Pastor Krumhaar wohl mit Recht der Meinung, dass Hersfeld in Siebigerode kein Kloster, sondern nur einen Klosterhof oder eine Missionsstation besessen habe. Dazu kommt noch, dass bei dem vor mehreren Jahrzehnten bewirkten Neubau der Siebigeröder Kirche Steinsärge zum Vorschein gekommen sein sollen, deren Form auf die älteste christliche Zeit hingewiesen habe. Leider aber scheinen weder die Särge selbst, noch auch eine genauere Beschreibung oder Zeichnung derselben erhalten zu sein; wenigstens ist mir nie etwas davon zu Gesicht gekommen. Auch die S. Benedictikirche in Schochwitz, die Cäcilienkirche in Stadt Alsleben, die S. Eustachiuskirche in dem eingegangenen Dorfe Wesenstedt bei Hettstedt, die die Mutterkirche der jetzigen Hettstedter Stadtkirche war; ferner die Kirche der Heiligen Ludger und Maternus in Unter-Risdorf und die nicht mehr vorhandene Dorfkirche des h. Vincentius zu Wimmelburg, sämtlich im Seekreise, können noch jener Frühzeit angehören, obwohl ich für diese Möglichkeit keinen andern Grund geltend machen kann als den, dass die genannten Patrone nur in der frühchristlichen Zeit in unserer Gegend beliebt waren. Doch fällt bei Wimmelburg und Unterrisdorf auch noch die nahe Lage bei Helfta und Wormsleben, von denen ersteres der Hauptgerichtsstuhl des südlichen Hosgaues und letzteres die Mutterkirche des nördlichen Hosgaues war, ins Gewicht.

Einen besonderen Aufschwung nahm die Pflanzung, Ausbreitung und Vertiefung des Christentums unter Otto I. d. Gr., denn seiner und seiner Zeitgenossen Fürsorge verdanken nicht nur Pfarrkirchen, sondern auch die ersten Klöster und eine ganze Anzahl neuer Bistümer ihre Entstehung. Was die Pfarrkirchen anbetrifft, so scheinen diejenigen, welche den Heiligen Cyriacus, Laurentius, Mauritius, Pankratius, Sebastian, Veit und Wenzel geweiht sind, der Mehrzahl nach im zehnten oder elften Jahrhundert entstanden zu sein. Denn z. B. die Verehrung des h. Cyriacus hat in unserer Gegend erst durch den bekannten Markgrafen Gero († 965) Platz gegriffen, welcher um 950 und 961 die von ihm gegründeten Klöster zu Frose und Gernrode diesem zum Schutzheiligen seiner Familie erkorenen Märtyrer weihte und im Jahre 963 von seiner Romfahrt einen Arm dieses Heiligen als kostbares Geschenk des Papstes mit heimbrachte. Allerdings kann die anfangs auf dem Berge gelegene Kloster-

kirche zu Wimmelburg, welche dem Cyriacus geweiht war, frühestens in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts erbaut sein; es müsste denn sein, dass die schon in der ersten Hälfte desselben Jahrhunderts in Wimmelburg vorauszusetzende Kirche unbekanntes Ursprungs, welche den Leib des Pfalzgrafen Siegfried († 1038) aufnahm, bereits diesem Heiligen geweiht war. Dagegen fällt die Gründungszeit der S. Cyriacuskirche zu Wolferode, weil sie sicher erst von den Wimmelburger Mönchen gegründet und nach ihrem Klosterheiligen benannt worden, frühestens ins 12. Jahrhundert.

Die Verehrung des h. Laurentius, welchem im Seekreise die Kirchen zu Ober-Teutschenthal und vielleicht auch zu Trebitz; im Gebirgskreise die zu Thondorf und Gorenzen geweiht sind, beginnt in unserer Gegend ebenfalls erst seit dem 10. Jahrhundert, seitdem König Otto I. in der Schlacht auf dem Lechfelde (955) diesem Heiligen ein Kloster zu Merseburg zu erbauen gelobt hatte, welches, nach seiner Erbauung mit der S. Johanniskirche vereint, sich bald zu einem Bistum ausgestaltete. Man wird daher die Gründung der ihm geweihten Pfarrkirchen frühestens ins 10., wahrscheinlicher ins 11. Jahrhundert setzen müssen.

Fast zur selben Zeit, wie die Verehrung des Laurentius, kam auch die des h. Mauritius auf, dem Otto d. Gr. um 936 ein Kloster erbaut hatte, das er erst 968 in ein Erzbistum verwandeln konnte. Diesem Heiligen sind im Gebirgskreise die Kirche zu Arnstedt, im Seekreise die zu Steuden und Gnölbzig geweiht.

Die Verehrung des h. Pankratius scheint, wie die des h. Mauritius, aus der Magdeburger Gegend ebenfalls seit der Mitte des 10. Jahrhunderts in unsere Kreise übertragen worden zu sein, denn im Jahre 941 stiftete der Graf Lothar von Walbeck das Collegiatstift Walbeck bei Weferlingen zu Ehren dieses Heiligen, dem nach und nach (im 11. und 12. Jahrh.) noch andere klösterliche Stiftungen zu Ballenstedt, Hecklingen und Osterwieck geweiht wurden. Die im Seekreise nachweisbaren Pankratiuskirchen zu Dornstedt, Polleben und Lochwitz dürften demnach etwa im 11. Jahrhundert gegründet worden sein. Für ein hohes Alter der erstgenannten spricht im besonderen der Umstand, dass der Grundriss des erst vor wenigen Jahren wegen Baufälligkeit abgebrochenen und durch einen Neubau ersetzten alten Kirchengebäudes die Form des lateinischen Kreuzes hatte.

Dem h. Sebastian ist im Seekreise die Kirche zu Lüttchendorf und im Gebirgskreise vielleicht die zu Wimmelrode gewidmet. Da im Jahre 961 eine Sebastianskirche in Frose schon vorhanden war, so ist eine frühe Gründungszeit auch für diese Kirchen wahrscheinlich.

Sehr alt sind durchweg auch die zum Teil auf Einflüsse des Klosters Corvey deutenden Kirchen, welche dem h. Veit geweiht sind. Bereits 929 weihte der Bischof Tuto von Regensburg diesem Heiligen eine Kirche in Prag und 936 bestand schon die Veitskirche des Klosters Gröningen; 963 erscheint dieser Märtyrer als Schutzpatron des Bibraer Stifts. Man wird daher annehmen dürfen, dass die schon 1120 urkundlich bezeugte Kirche zu Unter-Teutschenthal oder Osniza, sowie die 1180 schon vorhandene Kirche in Schwittersdorf, welche beide dem h. Veit geweiht sind, ihre Gründung dem 10. oder 11. Jahrhundert verdanken.

Dem im Jahre 929 ermordeten und schon 931 als Heiliger verehrten Herzog Wenzel von Böhmen ist nur im Seekreise eine Kirche geweiht, die zu Thaldorf bei Gerbstedt. Wenn auch über die Zeit ihrer Gründung nichts Bestimmtes

ausgesagt werden kann, so sind doch Spuren vorhanden, dass dem jetzigen spätgotischen Gebäude ein romanisches vorangegangen ist.

Nicht viel später hat der Kult des h. Ulrich in unserer Gegend angehoben, der im Jahre 973 gestorben und 993 heilig gesprochen worden ist. Als Erbauungszeit der S. Ulrichskirche in Sangerhausen nahm man bisher meist das Jahr 1080 an, doch ist sie wohl erst um 1120 erbaut worden; über das Alter der alten S. Ulrichskirche in Halle weiss man auch nichts Gewisses, doch wird 1210 ein Pfarrer dieser jedesfalls schon lange zuvor bestehenden Kirche erwähnt. Die einzige, zu Hornburg (im Seekreise) gelegene Kirche, welche diesem Heiligen geweiht ist, kann für ihr hohes Alter keine urkundliche Erwähnung, wohl aber Eigenheiten des Baustils geltend machen, welche ihren Ursprung zweifellos noch in die Zeit des romanischen Stils verweisen.

Ähnlich steht es mit den Kirchen, welche dem im Jahre 1031 gestorbenen und 1131 heilig gesprochenen Godehard geweiht sind. Zwar die Godehardikirche in Eisleben, an deren Stelle jetzt die Nikolaikirche getreten ist, wird 1191, ja ohne ausdrückliche Nennung des Namens schon 1179 urkundlich erwähnt, aber baulich ist von ihr nichts erhalten. Dagegen zeigt die noch durchaus romanische S. Godehardikirche in Amsdorf am Salzigen See durch ihre bauliche Eigenart, dass sie bald nach der Heiligsprechung ihres Schutzheiligen, also in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts erbaut worden sein muss.

Betreffs des h. Aegidius, welchem die Kirchen zu Zickeritz im Seekreise und zu Hergisdorf im Gebirgskreise geweiht sind, pflegt man anzunehmen, dass die älteste ihm geweihte Kirche in Deutschland die 1112 erbaute Ägidienkirche zu Braunschweig sei. Wenn dies nun auch nicht ganz richtig ist, da sich Ägidienkapellen schon etwas früher, so z. B. 1110 in Erfurt, nachweisen lassen, so wird man doch die Gründung der eben erwähnten Dorfkirchen frühestens ins 12. Jahrhundert setzen können.

Von den Kirchen der h. Susanna zu Dederstedt und des h. Valentinus zu Ober-Risdorf lässt sich ihr Vorhandensein zur Zeit der romanischen Bauweise aus verschiedenen Überresten erweisen. Bei der ersteren erscheint schon 1212 ein Erzpriester. Beide sind ohne Zweifel ebenfalls alt.

Was schliesslich noch den h. Nikolaus anbetrifft, dessen Beliebtheit in unseren Gegenden man zumeist auf die Vorliebe bei uns eingewanderter Niederländer für diesen Heiligen zurückzuführen pflegt, woraus dann weiter gefolgert wird, dass er erst in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts als Kirchenpatron bei uns in Aufnahme gekommen sei, da frühere Einwanderungen von Niederländern im Osten Deutschlands nicht nachweisbar seien, so ist diese Behauptung hinsichtlich der S. Nikolaikirche in Eisleben, wo S. Nikolaus sich dem älteren S. Godehard als Schutzpatron zugesellte, und vielleicht auch betreffs anderer Nikolaikirchen zutreffend, z. B. bei den Kirchen in Nelben a. d. Saale, Naundorf bei Strenz und Neehausen im Seekreise, in Burgörner und Piscaborn im Gebirgskreise, aber betreffs der Kirchen zu Asendorf, Seeburg und Unter-Röblingen, sämtlich in der Nähe der Seen gelegen, möchte ich doch annehmen, entweder dass die Verehrung dieses Heiligen in diesen uralten Orten schon früher begonnen hat, oder dass früher beliebte Schutzheilige

durch den in Mode gekommenen neuen verdrängt worden sind, da undenkbar ist, dass die letztgenannten Orte bis dahin ohne Kirche gewesen seien.

Aus den vorstehend von mir gegebenen Nachweisen oder Andeutungen der Gründungszeit bestimmter Kirchen dürfte sich sehr wohl das Gesetz entnehmen lassen, dass die Kirchen, welche biblischen Personen geweiht sind, fast ohne Ausnahme die ältesten sind oder doch mit zu den ältesten gehören, wie auch bei uns alle diejenigen Kirchen der frühchristlichen Zeit zuzuweisen sind, deren Schutz-Heilige uns nur aus der christlichen Legende bekannt geworden sind. Verhältnismässig jünger, wenn auch in gewissen Fällen sehr alt, sind die Kirchen, welche geschichtlich bekannten Personen gewidmet sind. Im allgemeinen kann man sagen, dass jeder Heilige seine bestimmte Zeit hatte, in welcher er sich der Verehrung und des Ansehens erfreute und dass diese Zeit aufrichtiger Verehrung, wenn man von den biblischen und einigen legendarischen Personen absieht, sich bei den meisten nicht viel über ein Jahrhundert erstreckt hat, so dass man geradezu behaupten kann, es habe auch auf dem Gebiete der Heiligenverehrung eine Art Mode oder doch ein der Mode sehr ähnlicher Wechsel geherrscht, welcher deutlich zeigt, dass alle Heiligen — immer wieder die biblischen und altlegendarischen ausgenommen — nur während einer mässig ausgedehnten, gleich auf ihre Heiligsprechung folgenden Zeit sich eines solchen Masses von Verehrung erfreut haben, dass man ihnen Kirchen zu weihen sich veranlasst fand, und dass sie nach verhältnismässig kurzer Zeit von neuen, für wunderkräftiger als die alten gehaltenen Heiligen verdrängt worden sind. Dieses Gesetz der Glaubensmode oder doch des Heiligenwechsels deutet auch Sebastian Brant an, wenn er, um den zu seiner Zeit eingerissenen Grobianismus zu tadeln, sagt:

Ein neuer Heilg heisst Grobian,
Den will jetzt führen jedermann.

Folgen sonach gewisse Heilige in gewisser Altersfolge aufeinander, so berechtigt eine annähernd zutreffende Begrenzung ihrer Verehrungszeiten auch zu einem Wahrscheinlichkeitsschlusse auf das Alter der nach ihnen benannten Kirchen.

Manche zweifellos alte Pfarrkirchen können an dieser Stelle keine Berücksichtigung finden, da ihr Schutzpatron bisher nicht bekannt geworden ist, doch wird die kunststatistische Übersicht zeigen, dass manche von ihnen mehr oder minder die Merkmale der romanischen Zeit an sich haben, sodass ihre frühe Gründung nicht bezweifelt werden kann.

Wenn nun auch noch manche andere Kirchen, sei es wegen des urkundlich bezeugten hohen Alters des Ortes, in welchem sie stehen, sei es wegen ihrer noch Spuren des romanischen Stils zeigenden Bauart für alt gehalten werden dürfen, so lässt sich doch nur bei einzelnen mit Sicherheit ein Zeitpunkt angeben, wie z. B. bei der Kirche zu Alterode (damals noch Rode genannt) im Gebirgskreise, deren Schutzheiliger zwar unbekannt ist, die aber urkundlich bereits im Jahre 1107 als vorhanden erwähnt wird. Immerhin ist es kennzeichnend für das sehr hohe Alter derjenigen Kirchen, welche (wie z. B. die meisten im Seekreise) auf uraltem Kulturboden stehen, wenn man sieht, dass ein auf einer Rodung an-

gelegtes, also auf erheblich jüngerem Kulturboden gegründetes Dorf, wie Alterode, doch schon gegen Anfang des 12. Jahrhunderts eine Kirche besass, die überdies schon geraume Zeit früher gegründet worden sein kann.

Seit wann nun aber die Kirchen in beiden Mansfelder Kreisen der Oberaufsicht von Archidiakonen, welche anscheinend ohne Ausnahme Domherren des Bistums Halberstadt waren, unterstellt worden sind, und seit wann einzelne dieser Archidiakonate, so z. B. der den südlichen Hosgau umfassende Osterbann (bannus orientalis) in erzpriesterliche Bezirke (sedes oder archipresbyteratus) eingeteilt worden sind, das lässt sich ebenfalls nicht mit Bestimmtheit sagen, doch ist soviel sicher, dass schon um 1120 der Archidiakonat Caldenborn, welchem mehrere Orte aus beiden Mansfelder Kreisen zugeteilt waren, als ein schon vorher abgegrenzter geistlicher Bezirk erwähnt wird und dass Archidiakone des Osterbannes seit 1181 und solche des Bannes Eisleben seit 1185 in Urkunden vorkommen, was natürlich nicht ausschliesst, dass die Archidiakonateinteilung um Jahrhunderte älter ist. Erzpriester kommen im Banne Eisleben urkundlich seit 1212 vor.

Manche von diesen Archidiakonaten hatten den Umfang eines ganzen Gaues; so z. B. deckte sich der Archidiakonatbezirk Caldenborn mit dem Gaue Friesenfeld und der Bann Eisleben (vorher Wormsleben) mit dem nördlichen Hosgau. Dagegen war der weit ausgedehntere südliche Hosgau wegen seiner Grösse in eine Anzahl von erzpriesterlichen Bezirken eingeteilt und der noch weit grössere Schwabengau gar in mehrere Archidiakonatbezirke. So war der nordwestliche Teil des Gebirgskreises dem schwabengauischen Archidiakonate Gatersleben, der nordöstliche dem Archidiakonate Aschersleben, der südliche Teil nördlich der Wipper dem Harzbanne (bannus nemoris) unterstellt. Die südlich von der Wipper gelegenen Teile des Gebirgskreises gehörten im Westen zum Archidiakonate Caldenborn, im Osten zum Archidiakonate Eisleben; ja Rotha und der grössere Teil von Gross-Leinungen lagen sogar im Sprengel des Erzbistums Mainz. Der zum Schwabengau gehörige nördliche Teil des Seekreises (nördlich von der Linie Welfesholz-Schlenzemündung) gehörte in den Archidiakonat (Unter-) Wiederstedt, der weiter südlich gelegene Hauptteil bis zur Bösen Sieben, dem süssen See und der Salze zum Archidiakonat Eisleben und der südlich davon gelegene Teil mit den Erzpriesterbezirken Helfta, Röblingen und Holleben (hiervon nur ein Teil) in den Osterbann. Doch gehörte auch ein Stückchen westlich von Wimmelburg und Wolferode in den Bann Caldenborn (wüst bei Bahnhof Riestedt.)

Zur Übersicht folge nunmehr eine der Bequemlichkeit halber alphabetisch geordnete Zusammenstellung der Kirchdörfer beider Kreise nach den Archidiakonaten, in welche sie gehörten, wie sie eine im Jahre 1400 abermals aufgezeichnete, also ältere Verhältnisse wiederholende Matrikel (registrum rescriptum) des Bistums Halberstadt unter Angabe der zu zahlenden Procurationsgebühr aufzählt.[1]

[1] Veröffentlicht von Hilmar v. Strombeck in der Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen, Jahrg. 1862, S. 1—144, woselbst auch allgemeine Mitteilungen über die Archidiakonateinteilung sich finden. — In der Erklärung der Örtlichkeiten greift v. Str. mehrfach fehl.

I. Kirchen des Gebirgskreises.

A. Im Banne Gatersleben:[1]

1. Engremesleve alias Ermsleve 7 sol. (Ermsleben.)
2. Ennendorp. (So ist jedenfalls statt Cunendorp zu lesen = Endorf) 2 sol.
3. Estrendorp 7 sol. (wüst bei Ermsleben.)
4. Meystorp 2 sol. (Meisdorf.)
5. Wertheym 1 sol. (Wüst bei oder ein Teil von Meisdorf.)

B. Im Banne Aschersleben:[2]

1. Arnstede 10 sol. (Arnstedt.)
2. Besenrode 12 sol. halberst. (Biesenrode.)
3. Hetstede 2 sol. (Hettstedt.)
4. Hilmerode 2 sol. (Jetzt ein Teil von Friedrichrode.)
5. Hilwerdingerode 2 sol. a. Hertwigerode. (Jetzt ein Teil von Bräunrode.)
6. Perdestorp 1 sol. (Pfersdorf, wüst unweit vom Rittergute Pfersdorf.)
7. Quenstede 8 sol. (Schwaben-Quenstedt.)
8. Walbeke 2 sol. (Walbeck.)
9. Wederstede 4 sol. (Ober-Wiederstedt.)
10. Superior Welpsleve 2 sol. (Welbsleben.)
11. Inferior Welpsleve 1 sol. (wüst bei Welbsleben.)

C. Im Banne Unter-Wiederstedt:[3]

1. Borchorner 4 sol., et dantur de monasterio Closter Mansfeld, cui dicitur incorporata. (Burg-Örner.)
2. Wesenstede. (Wüst nordöstlich von Hettstedt.)

D. Im Harzbanne (bannus nemoris):[4]

1. Abberode 18 denar. (Abberode.)
2. Alderode tercium dimidium solid. (Alterode.)
3. Arnsteyn 18 denar. (Arnstein.)
4. Bischoperode. (Wüst Wispelrode bei Greifenhagen.)
5. Herkelrode 1 sol. (Harkerode.)
6. Konningerode (fälschlich Ronningerode geschrieben) 18 denar. (Königerode.)
7. Malmeswende. (Molmerschwende.)
8. Pansfelde 1 sol. (Pansfelde.)
9. Ritzenrode (fälschlich Kitzenrode geschrieben). (Ritzgerode.)
10. Rode 18 denar. (Rotha?)
11. Sylde tertium dimid. solid. (Sylda.)
12. Tamkerode 1 sol. (Dankerode.)
13. Wendeswick 1 sol. (Wüst Müllerswiek?)

---

[1] A. a. O. S. 60—63.
[2] A. a. O. S. 40—43.
[3] A. a. O. S. 124.
[4] A. a. O. S. 82—84.

E. Im Banne Caldenborn (Wüst Kaldenborn beim Bahnhofe Riestedt):[1]

1. Epkeborne 4 sol. (Soll wohl Piscaborn sein.)
2. Horle, Horlehagen, quelibet 2 sol. (Horla und das wüste Horlehagen nordöstlich davon.)
3. Luchtenhagen 4 sol. (Wüst Lichtenhagen zwischen Wippra und Gorenzen.)
4. Moringen 1 sol. (Morungen.)
5. Munislynungen 8 sol. (Ein Teil des jetzigen Gross-Leinungen; der andere Teil lag im Erzbistum Mainz in sede Berga inferior.[2])
6. Wippera 3 sol. (Wippra.)

F. Im Banne Eisleben:[3]

1. Allerstorp 8 grossos (antiquos). (Ahlsdorf.)
2. Anenrode (fälschlich Auenrode geschrieben) 8 gr. (Annarode.)
3. Creventenfeld 8 gr. (Creisfeld.)
4. Dodendorp 4 gr. (Thondorf.)
5. Hergesdorp 4 gr. (Hergisdorf.)
6. Leymbeke 8 gr. (Stadt Leimbach.)
7. Claustrum Mansfelt. 1 sexagenam grossorum antiquorum. (Kloster-Mansfeld.)
8. Vallis Mansfelt 1 solidum grossorum. (Stadt Mansfeld.)
9. Odesrode 2 gr. (Wüst zwischen Annarode und Siebigerode.)
10. Orner ad sanctum Andream 30 grossos. (Gross-Örner.)
11. Orner ad sanctum Steffanum 8 grossos (dasselbe).
12. Retlingeborch (Retzlingeborch, Ritzeborch) 10 gr. (Das wüste Rückscheburg bei Möllendorf.)
13. Sersleve. (Siersleben.)
14. Vadderode 30 gr. (Vatterode.)

II. Kirchen des Seekreises.

A. Im Banne (Unter-)Wiederstedt:[4]

1. Adendorp 2 sol. (Adendorf.)
2. Alsleve apud Salam 10 sol. (Alsleben.)
3. Benleve 6 sol. (Belleben.)
4. Delingen 2 sol. (Wüst Derlingen nordöstlich von Gerbstedt.)
5. Detzeborch 2 sol. (Wüst in der Gegend von Gerbstedt oder Friedeburg. Bisher noch nicht nachgewiesen.)
6. Droszewitz 1 sol. (Wüst Dresewitz nördlich von Gerbstedt.)
7. Ffredeberge 4 sol. (Friedeburg.)
8. Superior Grepstede 6 sol. (Ober-Gerbstedt, auch Klein- oder Neu-Gerbstedt genannt.)

---

[1] A. a. O. S. 47—53.
[2] Wenck, Hessische Landesgeschichte II, Urkundenb. Nr. 458.
[3] v. Strombeck, a. a. O. S. 70—74.
[4] A. a. O. S. 106—109.

9. Grepstede ante claustrum 4 sol. (Markt-Gerbstedt.)
10. Gnelpsz 1 sol. (Gnölbzig.)
11. Groue (unrichtig Grone geschrieben). (Wüst Grube südlich von Strenz-Naundorf.)
12. Ullewitz 1 sol. (Ihlewitz.)
13. Loderstede 4 sol. (Wüst Loderstedt nordwestlich von Gerbstedt.)
14. Nyendorp 1 sol. (Naundorf bei Strenz.)
15. Nelbe (unrichtig Nebbe geschrieben). (Nelben.)
16. Boystorp 1 sol. (Piesdorf.)
17. Porte (unrichtig Porce geschrieben). (Wüst Pforte — ehemals Purtin — nordwestlich von Belleben.)
18. Rodewelle 1 sol. (Wüst Rothewelle nördlich vom Welfesholz.)
19. Slentz (unrichtig Lentz geschrieben). Wüst Schlenz, südöstlich dicht bei Gerbstedt.)
20. Warenstede 2 sol. (Wüst Warnstedt nördlich von Alsleben, an der Saale.)
21. Tzykeritz 1 sol. (Zickeritz.)

B. Im Banne Eisleben:

1. Ostorp 16 gr. (Augsdorf.)
2. Bennendorp 8 gr. (Benndorf.)
3. Besenstede 4 grossos solidorum. (Besenstedt.)
4. Beseneborch 8 gr. (Bösenburg.)
5. Pergestorp 8 gr. (Burgisdorf.)
6. Dederstede 30 gr. (Dederstedt.)
7. Eykendorp 8 gr.; est incorporata hospitali in Ysleve. (Wüst Eikendorf nordwestlich von Eisleben.)
8. Isleve ad sanctum Andream 30 grossos. (Altstadt Eisleben.)
9. Isleve ad sanctum Nycolaum 16 grossos. (Eisleben, Friesenstrassenviertel.)
10. Parva Ysleve 1 sol. grossorum. (Wüst Klein-Eisleben, östlich von Eisleben.)
11. Etzenstede (unrichtig Elzenstede und Etzensto geschrieben.) Wüst Esenstedt am süssen See nordwestlich von Seeburg.
12. Vulense (unrichtig Vnlepse geschrieben) 8 gr. (Wüst Faulensee nördlich von Eisleben.)
13. Uinstede (unrichtig Umstede geschrieben) 8 gr. (Fienstedt.)
14. Vresitz 8 gr. (Freist.)
15. Hylgendal 16 gr. (Heiligenthal.)
16. Helbere 16 gr. (Helbra.)
17. Honstede ad B. Virginem 18 gr. } (Höhnstedt.)
18. Honstede ad S. Johannem 18 gr. } (Höhnstedt.)
19. Honstede ad S. Petrum 4 gr. } (Höhnstedt.)
20. Konnigeswik 8 gr. (Königswiek.)
21. Langenbuge 30 gr. (Langenbogen.)

22. Lochwitz 10 gr. (Lochwitz.)
23. Molrendorp. (Müllerdorf.)
24. Neynstede 30 gr. prepositus in Isleve habet. (Wüst Nienstedt nordöstlich von Augsdorf.)
25. Butzendal 4 gr. (Pfützenthal.)
26. Plosze 8 gr. (Wüst Plossa südöstlich von Zaschwitz a. d. Saale.)
27. Plebanus in Ponleve ad sanctum Johannem 30 grossos.
28. Ponleve ad sanctum Steffanum 16 gr.
29. Ponleve ad sanctum Pancracium 16 gr.
30. Ponleve ad sanctum Bartolomeum 16 gr. } (Polleben.)
31. Reyther 4 gr. (Räther.)
32. Richhardestorp 16 gr. (Wüst entweder östlich von Eisleben an der Mündung des Fressbachs oder nordöstlich von Eisleben am oberen Ende des Nonnenthals.)
33. Ristorp ad S. Cirigacum 16 gr.; et est incorporata monasterio in Isleve. (Vermutlich Unter-Risdorf, obwohl der Heiligenname nicht stimmt.)
34. Ristorp ad S. Valentinum 8 gr. (Ober-Risdorf.)
35. Rottelendorp 8 gr. (Rottelsdorf.)
36. Schecwiz 30 gr. (Schochwitz.)
37. Switkersdorp 8 gr. (Schwittersdorf.)
38. Wolkmaritz 16 gr. (Volkmaritz.)
39. Volkstede 16 gr. (Volkstedt.)

C. Im Banne Caldenborn:[1]

1. Erwinsrode 2 sol. (Wüst Erwinsrode oder Bruder-Erwigsrode westlich von Wolferode.)
2. Geverdesrode 2 sol. (Wüst Gebhardsrode nordwestlich von Wolferode.)
3. Hogenwarte 2 sol. abbas in Wimmelborch habet. (Wüst Hohnwarte östlich von Blankenheim.)
4. Horneborge 6 sol. (Hornburg.)
5. Wulverode 2 sol. Abbas in Wimmelborch habet. (Wolferode.)

D. Im Osterbanne (bannus origentalis):

a., in sede Helpede:[2]

1. Bisschoperode 1 sol. (Bischofrode.)
2. Isleve ad S. Petrum 2 sol. (Eisleben, Brückenviertel südlich der Bösen Sieben.)

---

[1] A. a. O. S. 47—53.
[2] A. a. O. S. 84 u. 85.

3. Helpede ad B. Virginem 4 solid. et est incorporata monasterio in Isleve. } (Helfta.)
4. Helpede ad S. Georgium 4 sol. } (Helfta.)
5. Helpede ad S. Gertrudem 4 sol. } (Helfta.)
6. Lutkendorp (unrichtig Luckendorp geschrieben). (Lüttchendorf.)

b. in sede Rebenunge:[1]

1. Alverstede maior 2 sol. (Alberstedt.)
2. Alverstede minor 1 sol. (Wüst Klein-Alberstedt südwestlich von Alberstedt.)
3. Ambgestorp 1 sol. (Amsdorf.)
4. Asseleben 1 sol. (Aseleben.)
5. Dranstede quartum dimidium sol. (Dornstedt.)
6. Erdeborn tercium dimidium solidum. (Erdeborn.)
7. Erdestorp 1 sol. (Etzdorf.)
8. Esperstede tercium dimidium sol. (Esperstedt.)
9. Marchrebenunge 4 sol. (Unter-Röblingen.)
10. capella in Rebenunge 1 sol. (Vermutlich die ehemalige Schlosskapelle in Unter-Röblingen.)
11. Westerrebenunge 18 denarios. (Ober-Röblingen.)
12. Schoubessehe (unrichtig Schonbessche geschrieben.) (Schaafsee.)
13. Schraplaw 8 sol. halberst. (Schraplau.)
14. Seborch 5 sol. (Seeburg.)
15. Stedin 4 sol. (Stedten.)
16. Wandessleve 2 sol. halberst. (Wansleben.)

c. in sede Hulleben (unrichtig geschrieben Hulleken = Holleben:[2]

1. Benstede 3 sol. (Bennstedt.)
2. Tutzental 6 sol. halberst. alias Oszenitz. (Unter-Teutschenthal.)

d. in sede Winitz (Wünsch):[3]

1. Studen 4 sol. (Steuden.)

Nach Einführung der Reformation wurde die Grafschaft Mansfeld — von den ausserhalb der beiden Kreise gelegenen Orten abgesehen — in die Dekanate Rammelburg (Friesdorf), Königerode, Leinungen, Leimbach, Friedeburg, Dederstedt, Helbra und Schraplau eingeteilt.

[1] A. a. O. S. 85 u. 86.
[2] A. a. O. S. 86.
[3] A. a. O. S. 87.

8. Überblick über die Geschichte der mansfeldischen Klöster.[1]

Man darf annehmen, dass wohl erst nachdem die Mehrzahl der grösseren Dörfer mit Pfarrkirchen versorgt worden war, Klöster als Pflegestätten einer in besonderen Formen und Werken der Gottseligkeit sich gefallenden und besondere Ziele erstrebenden Frömmigkeit gegründet worden sind. Da ein Abriss der Geschichte und Zugehörigkeit jedes einzelnen mansfeldischen Klosters an späterer Stelle gegeben werden wird, so soll hier nur eine Zusammenstellung dieser Stiftungen nach ihrer Gründungszeit gegeben werden.

Das älteste aller mansfeldischen Klöster ist vielleicht das Kloster Hornburg oder, wie es später meist genannt zu werden pflegte, Holzzelle oder Zelle Hornburg im Gaue Friesenfeld, falls nämlich jenes Kloster Hornburg im Nordthüringerlande (in pago North. Thuringa), welches im Jahre 877 dem damals neu gegründeten Kloster Drübeck übereignet wurde, das mansfeldische Hornburg ist. Thatsächlich kann nur das mansfeldische Holzzelle oder das Städtchen Hornburg im Harzgau als Standort dieses uralten Klosters in Frage kommen, aber bis jetzt haben weder für dieses noch für jenes überzeugende Gründe beigebracht werden können. Zu Gunsten des mansfeldischen Hornburg spricht erstlich der Umstand, dass in der Umgebung dieses Hornburg das Christentum früher gepflanzt und verbreitet gewesen ist, als am Nordabhange des Harzes, und ferner, dass hier wirklich von unbestimmter Zeit her ein Kloster bestanden hat, von welchem etwa seit der Mitte des 12. Jahrhunderts wenigstens die Namen einiger Pröpste bezeugt und seit 1208 auch einige Urkunden erhalten sind. Leider ist der Urkundenschatz dieses Klosters fast völlig verloren gegangen, sodass es nicht möglich gewesen ist, das Alter dieses Klosters auch nur annähernd festzustellen. Für Hornburg im Harzgau, wo übrigens eine klösterliche Stiftung bisher nicht nachgewiesen worden ist, spricht die nähere Lage bei Drübeck; doch kann auf diese allein in einer Zeit, wo es fast noch gar keine Klöster in der Nähe des Harzes gab, kein grosses Gewicht gelegt werden.[2]

---

[1] Kurze, durch neuere Forschungen zum Teil überholte Überblicke über die Geschichte der mansfeldischen Klöster geben: Krumhaar, Geschichte der Grafschaft Mansfeld im Reformationszeitalter. Eisleben 1855, S. 19 ff. — v. Mülverstedt, Hierographia Mansfeldensis (Zeitschr. des Harzvereins I, 1, S. 23 ff. Einen vielfach berichtigten und erweiterten Überblick giebt M. Krühne in seinem Vorworte zu dem von ihm bearbeiteten Urkundenbuche der Klöster der Grafschaft Mansfeld. (Geschichtsquellen der Prov. Sachsen, XX. Band, S. 5—19, Halle, O. Hendel 1888.) Doch lässt Krühne aus für ihn triftigen Gründen die Propstei Seeburg, das Karmeliterkloster zu Hettstedt und das Augustinerkloster zu Eisleben unberücksichtigt, nimmt dagegen das erst in der letzten Zeit seines Bestehens unter die Vogtei und zuletzt auch in den Besitz der Grafen von Mansfeld geratene, aber ausserhalb der Mansfelder Kreise gelegene Kloster Rode (oder Hildburgerode) unter die mansfeld. Klöster auf. Das freilich nicht zur Grafschaft Mansfeld gehörig gewesene, aber doch im Mansfelder Gebirgskreise liegende Kloster Conradsburg wird von Krühne nicht einmal erwähnt. Hier wird kein Kloster übergangen werden dürfen, welches in einem der beiden Mansfelder Kreise liegt.

[2] Einen Versuch, Hornburg im Harzgau als den Ort des im Jahre 877 an Drübeck vergabten Klosters zu erweisen, hat Pastor Reinecke in Schauen bei Osterwieck gemacht, ohne jedoch mehr als die Möglichkeit seiner Annahme glaubhaft gemacht zu haben. Zeitschrift des Harzvereins XXIV, S. 310—323, 1891.

Das nächste, etwa 100 Jahre später (um 985) gegründete Kloster im Mansfeldischen ist das dem h. Johannes dem Täufer geweihte Augustinerinnenkloster zu Gerbstedt im Schwabengau, welches dem Markgrafen Ricdag von Meissen und dessen Schwester Eilsuith seine Entstehung verdankt. Die Wahl dieses Klosters als Ort des Erbbegräbnisses für die Familie des Markgrafen erklärt sich daraus, dass dieser in dem Schwabengau und nördlichen Hosgau das Gaugrafenamt verwaltete und ansehnlichen Grundbesitz daselbst gehabt haben muss. Noch jetzt erinnern an diesen Markgrafen die seinen Namen tragenden Dörfer Ritzgerode bei Rammelburg und Ritzkerode, wüst bei Mansfeld, ferner die wüste Rückscheburg bei Möllendorf unweit Mansfeld (urkundlich Ritthagesburg) und endlich auch das „neue Schloss" bei Wippra, welches die Sage mit einem „Grafen von Riddag (!)" in Verbindung bringt. Dem jeweiligen ältesten Mitgliede des markgräflichen Geschlechts sollte die Vogtei des Klosters zustehen, während der Bischof Friedrich von Münster und dessen Nachfolger im Bistum die geistliche Oberaufsicht über das Kloster führen sollten. Diese sonderbar erscheinende Wahl erklärt sich durch die Abkunft jenes Bischofs Friedrich von den Grafen von Wettin und die Verwandtschaft des Markgrafen Ricdag mit diesem Hause. Die Markgrafen von Meissen aus dem Hause Wettin behielten die Vogtei über das Kloster ungefähr bis zum Jahre 1225, und während dieser Zeit erfolgte um 1118 die Umwandlung des damals sehr stark besetzten Stiftes in ein Benediktinerinnen-Kloster. Später (seit 1225) erscheinen an Stelle der wettinischen Markgrafen von Meissen die Grafen von Mansfeld als Vögte des Klosters und sind in dieser Stellung verblieben bis zur Aufhebung desselben gegen Ende des 16. Jahrhunderts.

Im Jahre 992 wurde durch die Kaiserin-Witwe Adelheid, zweite Gemahlin Ottos des Grossen, und ihre Tochter Mechthild, Äbtissin von Quedlinburg, zu Walbeck (Walbiki) im Gebirgskreise ein dem Apostel Andreas gewidmetes Benediktinerinnen Kloster gegründet, welches dem Stifte Quedlinburg und zugleich mit diesem dem päpstlichen Stuhl unterstellt sein sollte. Die Wahl des Vogtes sollte der Walbecker Äbtissin zustehen. Klostervögte waren wohl schon von Anfang an die in der Nachbarschaft angesessenen Edeln von Arnstein, später deren Rechtsnachfolger, die Grafen von Regenstein und von Mansfeld. Schon um 1525 wurde das Kloster, von dessen Geschichte wir, weil die Mehrzahl seiner Urkunden verloren gegangen ist, nur wenig wissen, aufgehoben.

Ein viertes mansfeldisches Kloster ist die Abtei Wimmelburg. Schon 1038 bestand auf der ehemaligen, hoch über dem jetzigen Dorfe gelegenen Burg eine kirchliche Stiftung, vielleicht schon klösterlicher Art, in welcher Siegfried, der letzte männliche Spross des ältesten pfalzgräflichen Hauses von Sachsen, beigesetzt wurde. Während der Jahre 1059 und 1088 verwandelte eine Gräfin Christina, die höchstwahrscheinlich eine Schwester oder Tochter des Pfalzgrafen Siegfried und vermutlich auch die Gemahlin des Edeln Hoyer I. von Mansfeld gewesen ist, die ältere Stiftung in ein dem h. Cyriacus geweihtes Benediktiner-Kloster, welches das erste Mannskloster in den Mansfelder Kreisen gewesen ist. Im Jahre 1121 wurde das Kloster von der Höhe des Berges (der jetzigen Hüneburg) in das Thal verlegt und erlangte bald reichen Besitz und grosses Ansehen. Da die Gründerin, die Gräfin Christina, wie schon bemerkt, mit einem Edlen

von Mansfeld vermählt gewesen zu sein scheint, so kann es nicht befremden, dass die Grafen von Mansfeld, soweit nachweisbar, immer als Vögte des Klosters hervortreten.

Vermutlich noch älter als das Kloster Wimmelburg und auf dem Boden der Herrschaft Mansfeld selbst gegründet, ist das Kloster Mansfeld in dem gleichnamigen Dorfe. Wenn auch gemeinhin angenommen wird, dasselbe sei erst 1170 gegründet worden, so ist doch sehr wahrscheinlich, dass schon im Jahre 1042 in dem Dorfe Mansfeld ein Benediktiner-Kloster bestanden hat und also noch früher gegründet worden ist. Um 1170 mag der Übertritt dieses der Jungfrau Maria geweihten Klosters zum Josaphat-Orden und die Verwandlung in ein unter Leitung eines Priors stehendes Stift stattgefunden haben, Schirmvögte waren wohl von Anfang an, wie sich eigentlich von selbst versteht, die Grafen von Mansfeld.

In die Jahre 1120—1133 fällt die Gründung der im Gebirgskreise gelegenen, dem h. Sixtus geweihten Benediktiner-Abtei Conradsburg durch die Edlen von Conradsburg, die seitdem auf dem etwa um dieselbe Zeit von ihnen erbauten Schlosse Falkenstein hausten. Schirmvögte waren auch hier die Nachkommen des Gründers, die Grafen von Falkenstein, und deren Rechtsnachfolger.

Ein heutzutage nicht zu einem der Mansfelder Kreise gehöriges, und auch erst ziemlich spät (etwa seit 1323) in den Besitz des Grafen von Mansfeld gelangtes, hier aber wenigstens zu erwähnendes Kloster ist das im Jahre 1141 von dem Edlen Esiko von Bornstedt gegründete Cistercienser-Kloster Sittichenbach,[1] das erste dieses Ordens unter der Vogtei der Grafen von Mansfeld, die zum Teil sehr hart mit dem Abte und den Mönchen verfuhren. 1542 wurde das Kloster in ein Amt verwandelt, mit welchem Herzog Moritz von Sachsen den Grafen Albrecht v. Mansfeld belehnte.

Nur ganz kurze Zeit bestand auf mansfeldischem Boden die von dem Erzbischof Wichmann von Magdeburg auf seinem väterlichen Erbgut gegründete und mit ererbten Gütern begabte Propstei Seeburg mit zwölf Präbenden, denn schon 1211 wurde diese Propstei nach Magdeburg verlegt und mit dem Kollegiat-Stifte SS. Petri et Pauli in der Neustadt vereinigt.

Anscheinend aus einem Hospitale entstand um das Jahr 1216 das der Jungfrau Maria geweihte Kloster zu Hedersleben, welches regulirten Chorherren zum Aufenthalte diente und immer die Grafen von Mansfeld zu Schirmvögten gehabt zu haben scheint. Dieses Kloster ist wohl nie zu einiger Bedeutung gelangt.

Fast das jüngste, aber das zur grössten Bedeutung gelangte unter allen mansfeldischen Klöstern ist das der h. Jungfrau Maria geweihte Cistercienserinnen-Kloster Helfta, dessen Schicksale sehr wechselvolle waren. Ursprünglich bei der Burg Mansfeld im Jahre 1229 von dem Grafen Burchard von Mansfeld und dessen Gemahlin Elisabeth von Schwarzburg gegründet und mit Cistercienserinnen aus dem S. Burchardikloster in Halberstadt besetzt, wurde es schon 1234 nach

[1] Einen Überblick über die Geschichte des Klosters Sittichenbach giebt Rosenburg in den Mansfelder Blättern VII, S. 58—70. Eisleben 1893.

Rothardesdorf (dem jetzt wüsten Rossdorf bei Eisleben) verlegt, wo es aber auch nur kurze Zeit verblieb, denn schon 1259 wurde es von da nach dem Dorfe Helfta bei Eisleben verlegt, welches den Brüdern der damaligen Äbtissin Gertrud, den Edlen von Hakeborn, gehörte. Das Kloster nahm bald einen grossen Aufschwung, sodass es schon 1262 einen Konvent von zwölf Schwestern in das neugegründete Kloster Hedersleben an der Selke entsenden konnte. Durch die Verzückungen und Offenbarungen dreier Nonnen, nämlich der Mechthild von Magdeburg, der Mechthild von Hakeborn und der „grossen" Gertrud, drang der Ruf des Klosters und der Einfluss der genannten Schwestern in weite Kreise der Christenheit. Die Zeit, während welcher diese Frauen im Kloster Helfta lebten, kann man getrost als die Blütezeit desselben bezeichnen.[1] Nachdem in der Halberstädter Bischofsfehde die Gebäude des Klosters zum Teil in Asche gelegt worden, wurde der Konvent, um ihm grössere Sicherheit zu gewähren, während der Jahre 1342—1346 zum dritten Male und zwar unmittelbar vor die Mauern der Stadt Eisleben verlegt, wo es unter dem Namen Neu-Helfta oder Eisleben bis zum Bauernaufruhr bestanden hat. Durch diesen vertrieben, entfloh die Äbtissin mit den Nonnen erst nach Halle, dann nach Mähren, um dort ein Kloster einrichten zu helfen. Ein von ihr im Jahre 1529 gemachter Versuch, das Kloster in Alt-Helfta wieder aufzurichten, misslang. Schutzherren des Klosters waren zuerst die Grafen von Mansfeld aus Querfurter Geschlecht, später die Edlen von Hakeborn als Inhaber der Herrschaft Helfta und nach dem Verkauf derselben (1346) an die Grafen von Mansfeld wiederum diese.

Das jüngste der mansfeldischen Landklöster ist (Ober-)Wiederstedt. Der Anfang dieses Klosters war ein auf dem Kupferberge bei Hettstedt von dem Edlen Albrecht von Arnstein erbautes, der Jungfrau Maria und dem h. Gangolf geweihtes Hospital. Schon vor 1248 muss dieses in ein der Jungfrau Maria geweihtes Augustinerinnen-Kloster verwandelt worden sein, welches aber unter die Aufsicht von Prioren aus dem Prediger- oder Dominikanerorden gestellt wurde. Bereits vor 1259 muss die Verlegung dieses Klosters von Hettstedt nach Wiederstedt erfolgt sein. Da seine Gründung den Edlen von Arnstein zu verdanken war, so haben erst diese und dann ihre Rechtsnachfolger, die Grafen von Falkenstein, Regenstein und Mansfeld, die Vogtei über das Kloster ausgeübt.

Von nur kurzer Dauer und schon darum auch räumlich sehr eingeschränkter Bedeutung sind gewesen das 1451 gegründete Carmeliter-Kloster in Hettstedt und das erst kurz vor dem Beginn der Reformation (1514) gegründete Augustiner-Eremitenkloster S. Annen in der Neustadt Eisleben, über deren Geschicke an geeigneter Stelle das Nötige mitgeteilt werden wird.

Die Anzahl der klosterartigen geistlichen Stiftungen in Stadt und Land betrug demnach im Gebirgskrsise fünf, im Seekreise sieben, in beiden Mansfelder Kreisen zusammen zwölf. Nach den Jahrhunderten ihrer Entstehung geordnet, folgen die mansfeldischen Klöster so aufeinander:

im 9. Jahrhundert, Hornburg (?)
„ 10. „ Gerbstedt, Walbeck.

[1] Vgl. H. Grössler, die Blütezeit des Klosters Helfta bei Eisleben. Programm des Königl. Gymnasiums zu Eisleben 1887.

im 11.	Jahrhundert,	Mansfeld, Wimmelburg.
„ 12.	„	Conradsburg, Seeburg. (Auch Sittichenbach und Hildburgerode.)
„ 13.	„	Hedersleben, Helfta, Wiederstedt.
„ 15.	„	Hettstedt.
„ 16.	„	Neustadt, Eisleben.

Abberode.

[G] Pfarrkirchdorf an dem Flüsschen Eine, 16 km westlich von Hettstedt, vormals im Schwabengau (in der Grafschaft Falkenstein?), in geistlicher Hinsicht im Harzbanne (bannus nemoris) gelegen. Das Dorf ist eine sehr alte Rodung (urkundlich vielleicht schon 937 Hebenroth, sicher 964 Abenrod, 1400 Aberode = Rodung des Abi, Abo oder Abbo). Die Dorflage samt den Gärten ist preussisch; die die Gärten umschliessende Dorfflur dagegen gehört ins Herzogtum Anhalt, wodurch den Bauern manche Unannehmlichkeit, namentlich in Handhabung der Polizei, erwächst. Dieses sonderbare Verhältnis soll auf einem seit Jahrhunderten schwebenden Processe zwischen der preussischen Herrschaft Rammelburg (jetzige Besitzerin Freifrau v. Friesen) und dem Herzog von Anhalt beruhen.

Das Dorfsiegel mit der Inschrift: „Gemeinde Abberode" zeigt gekreuzte Eichenzweige; das Siegel der (vielleicht dem h. Laurentius geweihten) Kirche das Bild des Kirchengebäudes nebst westlich vorliegendem, mit einem Satteldach versehenen Turme.

Der aus Feldsteinen roh aufgeführte Turm ist sehr alt, aber ohne jede bemerkenswerte Eigenheit. Das Kirchengebäude dagegen ist ein moderner Bau aus dem Jahre 1769, wie folgende Inschriften bekunden.

Ueber der Nordthür:

I. I. HB. Rob.. Anno 1769.
Auspicio Numinis MDCCLXIX.
Thue auf unsern Mund zum Lobe dein,
Bereit unsere Hertzen zur Andacht sein.
J. L. F. K. v.

Ueber der Südthür:

Hoc | Aedisicium (sic!) **Dei in honorem | exstructum |** MDCCLXIX. |
Bedenck o Mensch, wohin dein Gang vor itzo geht,
Drum kom dem nach, was dort im Prediger-Buche C. 4 v. 17 steht.
1769.

In dem Innern der an Decke, Wänden und Emporen in geschmackloser Weise mit indigoblauem, gemustertem Anstrich verzierten Kirche befinden sich noch zwei Flügel eines Altarschreins, welche auf beiden Seiten bemalt sind. *[S]* Der eine dieser Flügel zeigt auf der Vorderseite den h. Laurentius mit dem Rost, auf der Rückseite die h. Kümmernis, von vier Engeln gehalten; der andere dagegen die Maria mit dem (bekleideten) Christuskinde in der Strahlen-Mandorla auf einer umgekehrten, mit Gesicht profilierten Mondsichel. Die Rückseite enthält

zwei Heilige, nämlich Pankratius mit der Darmwinde und Sebastian, von Pfeilen durchbohrt.

[G] Auf dem Turme hängen gegenwärtig nur zwei Glocken von 1,08 und 0,77 m Durchmesser. Die grössere ist im Jahre 1756 von J. Georg Uhlrich in Laucha gegossen und trägt den Spruch:

Gloria in excelsis

sowie das Mansfeldische Wappen. Die kleinere vom Jahre 1652 hat folgende Inschrift:

Aus dem Fevwr sint wir alle drey zugleich geflossen.
Durch Gottes hilffe hat | vns Hans Heinrich Rausch aus Erffurt
wieder in Braunroda gegossen.

Peter Dedewind. Hans Zieche. Tobias Rudolff.
Kirchväter.

Praefecto Dn. Christoph Gebhardo Goldstein,
Pastore Dn. Paulo Pfulio,
Dn. Andrea Millern scriba,
Laurentio Apitio aedituo.

An der Seite steht:

Seine Barmhertzigkeit
hat noch kein Ende.

Da hier von drei zugleich gegossenen Glocken die Rede ist, so müssen 1652 von dem genannten Glockengiesser Rausch 3 Glocken vorhanden gewesen sein; fraglich ist nur, ob dieselben ursprünglich für Bräunrode oder für Abberode bestimmt gewesen hind.

Ahlsdorf.

[G] Pfarrkirchdorf, 12 km südlich von Hettstedt, auf dem nördlichen Ufer des Dippelsbaches, des Oberlaufs des urkundlichen Wilderbaches, vormals im nördlichen Hosgau, im geistlichen Banne Eisleben gelegen, wohl schwerlich das im 8. Jahrhundert im Hersfelder Zehntverzeichnisse erwähnte Ellesdorpf, da die späteren urkundlichen Formen, die nur aus verhältnismässig später Zeit beizubringen sind (1400 Allerstorp, 1420 und 1430 Allirsdorf, 1484 Alderstorff, 1541 Alszdorf), diese Annahme nicht gestatten. Legt man die späteren Formen der Deutung des Namens zu Grunde, so birgt derselbe den Personennamen Althar oder Alther; vielleicht auch, falls das r erst später eingeschoben ist, den Namen Aldo, (also Dorf des Alther oder Aldo).

Das Dorfsiegel mit der Umschrift: „Gemeine Siegel zu Ahlsdorf“ zeigt einen Bergmann, welcher mit der Rechten eine Keilhaue schultert und eine andere in der Linken hält. Auf beiden Seiten verteilt, steht die Jahreszahl 1738. Ein anderes vom Jahre 1758 zeigt dasselbe Siegelbild, welches offenbar als den Hauptnahrungszweig der Bewohner den Bergbau bezeichnen will; ob es auch besagen will, dass das Dorf infolge des Bergbaues begründet worden sei — was dann als Zeit der Gründung frühestens das 13. Jahrhundert ergeben würde — muss dahingestellt bleiben. Doch ist das Dorf vermutlich älteren Ursprungs, da die

Ortskirche dem Schutzheiligen des Erzbistums Mainz, dem h. Martin, geweiht ist, was auf eine frühe Zeit ihrer Gründung schliessen lässt. Das jetzige Kirchengebäude selbst spricht freilich nicht für ein höheres Alter des Dorfes, denn dasselbe ist nach einer Mitteilung des früheren Pfarrers von Ahlsdorf, Herrn Pastor Tauer in Domnitz, erst im Jahre 1546 unter Beihilfe der Gutsherrschaft, eines Herrn von Draxdorf, vollendet und für den evangelischen Gebrauch eingeweiht worden, nachdem die Gemeinde, wie das Kirchenbuch ausweist, bereits 1540 zum evangelischen Bekenntnisse übergetreten war und in der Person des Pastors Johann Sylvius aus Westfalen ihren ersten evangelischen Seelsorger erhalten hatte. Noch im vorigen Jahrhundert soll eine auf die Einweihung bezügliche Inschrift auf der Wand oben am Altare deutlich zu lesen gewesen sein. Die ältere und vermutlich erheblich kleinere Dorfkirche muss nördlich von dem Dorfe in der Gegend, welche noch jetzt der alte Gottesacker heisst, gelegen haben. Schon sie besass vermutlich das jetzige Neuberholz, welches früher Martinsholz hiess und der Ahlsdorfer Kirche gehörte. Die Herzöge von Sachsen beanspruchten 1484 Ahlsdorf und die übrigen Grunddörfer als zu ihrem Schlosse Sangerhausen gehörig, aber die Grafen von Mansfeld vermochten „aus alten Briefen" den Ungrund dieser Behauptung zu beweisen und behielten Ahlsdorf. Diese Beweisführung deutet also doch auf ein beträchtlich höheres Alter des Dorfes, als die jetzt erhaltenen Urkunden ergeben. Im Jahre 1626 brach die Pest im Dorfe aus und wütete so arg, dass manchen Tag 11 Personen starben. Auch der Pfarrer Jeremias Caleb wurde von ihr hingerafft. Auch unter dessen Nachfolger Wolfgang Kluge dauerte das Sterben noch mehrere Jahre fort, sodass die Bevölkerung ausserordentlich zusammenschmolz. 1646 jedoch wurde das ganze Dorf von streifenden Scharen so völlig zerstört, dass niemand mehr im Dorfe wohnen konnte und auch der Pfarrer Kluge flüchten musste. Nach mündlicher Ueberlieferung waren alle Häuser teils zerstört, teils ausgestorben, bis auf eins, welches an der äussersten nördlichen Grenze lag, im Jahre 1846 dem Fahrsteiger Thurm gehörig. Dies war mit allen seinen Bewohnern von der Wut der Pest und des Krieges verschont geblieben. Dem flüchtenden Pfarrer Kluge versprach diese einzig übriggebliebene Familie, falls er bleibe und eintretenden Falls für ihre christliche Beerdigung Sorge trage, ihr ganzes Besitztum; aber er blieb nicht und kehrte erst 1648 nach Ahlsdorf zurück und mit ihm wohl der Rest der früheren Bewohner.

Das jetzige Kirchengebäude, dessen Turm anscheinend älter ist, stammt, wie schon bemerkt, aus dem 16. Jahrhundert, ist aber laut einer Inschrift über der Thür des Turmes im Jahre 1852 völlig renoviert worden. Bei dieser Gelegenheit wird die Vorhalle beseitigt worden sein, welche nach einem Bericht des Predigers Grosche [1]) von einem Schäfer aus Dankbarkeit für einen bei dem wüsten Dorfe Dippelsdorf gefundenen Schatz erbaut worden war, wie denn an der Kirchthür gestanden haben soll:

Peter Krüger, Huthmann in Alsdorf, 1619. [2])

---

1) Rosenkranz, Neue Zeitschr. I, 2, 15. — 2) Die darauf bezügliche Sage „Der Schäfer aus Ahlsdorf und die Blume im Tippelsdorfe" findet sich in Grössler, Sagen der Grafschaft Mansfeld etc., Nr. 20.

In der Turmhalle befindet sich ein alter, sehr breiter, stark beschädigter Schnitzaltar,

S. Michael	*S. Anna selbdritt*	*S. Sebastian*	*S. Andreas*	*S. Martin*	*Maria und Jesus*	*Heiliger*	*S. Joh. Bapt.*	*S. Katarina*	*S. Laurentius*	*S. Margareta?*
					Christuskopf (Veronikatuch)					

dessen Predella das von zwei Engeln gehaltene Veronikatuch zeigt. In dem Mittelfelde darüber sitzen Jesus und Maria. Die noch erhaltenen Figuren sind, obwohl einzelnen die Embleme fehlen, doch meist durch den an dem Fussgestell angeschriebenen Namen in gotischen Minuskeln zu bestimmen.

Zur Rechten der Mittelgruppe (links vom Beschauer) folgen nacheinander: S. Martin, S. Andreas, S. Sebastian mit Pfeilwunden, S. Anna selbdritt (mit Maria und Jesus auf dem Arme), S. michgal (Michael) als ein Jüngling mit bartlosem Gesicht, den Teufel unter die Füsse tretend. Nach der Haltung der Hand zu schliessen, hatte die Figur eine Fahne in derselben.

Zur Linken (rechts vom Beschauer) sind nacheinander zu sehen: ein unbekannter Heiliger, S. Johann der Täufer mit dem Gotteslamm in der Linken, S. Katarina, S. Laurentius, S. Margareta, zu deren Füssen ein froschgestaltiger Teufel hockt. Endlich erblickt man über dem Altarschrein noch einmal das aus Holz geschnitzte Bild des zu Pferde sitzenden h. Martin in kriegerischer Rüstung, wie er mit dem Schwerte seinen Mantel zerteilt. Nach Herrn Pastor Tauer's Mitteilung geht von diesem „Schimmelreiter" — so heisst das Bild in der Gemeinde — die Sage, dass er nicht von der Stelle gerückt werden dürfe, weil er sonst des Nachts lärmend und wütend in der Kirche umherreite und, wenn er nicht bald auf den alten Platz gestellt werde, die Kirche zerbersten und einstürzen müsse. Ein Bergmann war fest überzeugt, ihn während der letzten Kirchenreparatur, als das Bild mutwillig von seiner Stelle gerückt worden, nachts in der Kirche umhersprengen gehört zu haben.

Gleichfalls in der Turmhalle steht der Grabstein eines Ritters, welcher ein langes Schwert unter dem linken Arme und einen Dolch an der rechten Seite trägt. Die Inschrift, aus welcher die Jahreszahl weggebrochen und die auch sonst stark beschädigt ist, lässt ausser dem Spruche Joh. am 3.:

„**Gott will nicht den Tod des Sünders**" etc.

noch den Namen Heinrich von Drachsdorf erkennen. Diesem Heinrich von Drachsdorf gehörte gegen Ende des 16. Jahrhunderts das Freigut, welches aus besonderer Vergünstigung von Seiten der Grafen die Lehns- und Gerichtsherrlichkeit

besass. Die späteren Besitzer waren Augustin Seyfert, Wilgenroth, Eller und die Familie Thomasius. Der 1728 gestorbene Christian Thomasius, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr zu Ahlsdorf, Professor an der Universität Halle, erwarb sich bekanntlich ein grosses Verdienst durch Einführung der deutschen Sprache bei seinen akademischen Vorträgen und wirkte auch mit Erfolg für Aufhebung der Hexenprocesse und der Folter. Die jetzige Kirchenbibel trägt die Inschrift:

Diese Bibel verehret aus gutem Herzen der Kirche zu Ahlsdorf
Frau Augusta Christina Thomasien, geborene Heylandin.
Halle den 16. November 1723.

Ein Taufstein von barocker Form mit der Jahreszahl 1582, welche auf vier Karyatiden (in deren Nabelgegend) verteilt ist, enthält in vier Reliefs die 4 Evangelisten in mittelalterlicher Tracht, jeder derselben mit einem Buch und dem ihm zukommenden Symbole (Engel, Löwe, Stier und Adler).

Das messingene Taufbecken zeigt, umgeben von reichem Ornament, die häufig vorkommende, hier fünfmal wiederkehrende Legende:

ICH · BART · GELVK · ALZEIT ·

(= Ich brachte allzeit Glück.) Das Mittelfeld enthält genau dieselbe grosse Rosette, wie das Taufbecken von Zabenstedt im Seekreise.

Auf dem Turme hängen drei Glocken von 1,09, 0,79, 0,60 m Durchmesser. Die grösste, vom Jahre 1518, trägt folgende Inschrift in schöner gotischer Minuskel:

Als ⊙ man ⊙ tzalthe ⊙ nach ⊙ crist ⊙ geburt ⊙ thusent ⊙ vndt ⊙ funf ⊙ hunderdt ⊙ vndt ⊙ achtzen ⊙ iar ⊙ hilf ⊙ heilige ⊙ frawe ⊙, sanct ⊙ AnnA ⊙ sulf ⊙ dridt ⊙ hesus (so!).

In dem letzten Worte fehlt das **i** vor dem **h**. Die nach dem Worte **frawe** folgenden Wörter stehen unterhalb des Kranzes auf der Wange der Glocke. Die einzelnen Wörter sind durch kleine Kreise mit einem Mittelpunkte von einander getrennt. Auf der östlichen Wange ist der h. Martin stark erhaben abgebildet.

Die mittlere Glocke vom Jahre 1615 trägt die Inschrift:

Da Jeremias Caleb Pfarrer, Johannes Töpfer Richter, Paul Schulz, Salm Syring Kirchvater, Gos mich Melchior Möringk zu Erffurt im Namen Gottes Anno M D C X V Jahr.
V. D. M. I. Æ.
(Verbum Domini manet in Æternum.)

Darunter steht:

Ach Got las mich ererben
Christlich zu leben, selig zu sterben.

Noch weiter unten ein Crucifixus in flacherhabener Ausführung.

Die kleine Glocke, Schulglocke genannt, ein unsauberer Guss, lässt die Inschrift sehen:

Durch milde Beiträge der Gemeinde Ahlsdorf gegossen von Heinrich Bartoly in Halberstadt 1819.

Befleissigt euch der Tugend,
Wenn ich rufe die Jugend.

Alterode.

[G] Kirchdorf an der Eine, 9,5 km westnordwestlich von Hettstedt, vormals zur Grafschaft Ballenstedt, erst seit dem 14. Jahrhundert zu der Freiherrschaft Arnstein im Schwabengau gehörig und vermutlich innerhalb des Burgbezirks der bei Stangerode belegenen Moseburg, bezw. im Harzbann (bannus nemoris) gelegen, ist ohne Zweifel eine alte Ansiedelung. Der Name (urkundlich 1216 Aldenrode, 1394 und 1400 Alderode, 1583 Oldenrode, im Volksmunde jetzt Olerode, wie auch die auf der Höhe nebenbei gelegene Altenburg die Oleburg benannt wird) kann Rodung des Aldo bedeuten, aber auch „zu dem alten Rode". Falls letztere Bedeutung die richtige ist, wäre für Alterode das verhältnismässig höchste Alter unter den es umgebenden Rodungen angedeutet. Das Dorfsiegel zeigt als Siegelbild einen Laubbaum (offenbar die Dorflinde), neben welchem ein überdachter Ziehbrunnen mit Winde steht.

Das Dorf war Sitz eines gleichnamigen niedern Adelsgeschlechtes, von welchem zuerst 1216 der Ministerial Richman von A. genannt wird. Das Dorf gehörte bis zum Jahre 1394 als anhaltisches Lehn den Edelherren von Hakeborn, kam aber 1394 durch Kauf an den Grafen Ulrich von Regenstein, welcher es als Afterlehn dem Sander Morder und dann dem Kloster Wiederstedt überliess. 1404 schenkten die Fürsten Otto und Bernhard von Anhalt dem genannten Kloster das Dorf zu eigen. 1524 verkauften es die Wiederstedter Nonnen an den Grafen Hoier von Mansfeld.

Die bereits erwähnte Altenburg oder Olenburg lag nach Pansfelde zu auf einem Berge, wo noch jetzt Ruinen sichtbar sind. 1284 und 1295 erscheinen als anhaltische Vasallen Dietrich und Conrad von Altenburg.

Die grosse moderne Kirche ist auf alle Fälle alten Ursprungs, da bereits 1216 sie selbst und auch der Pfarrer Conrad von Alderode genannt wird. Das „Siegel der Parochie Alterode" zeigt ein turmloses, von der Giebelseite aufgenommenes Kirchengebäude von Fachwerk mit grosser Wetterfahne. 1394 schenkte Graf Ulrich von Regenstein den Patronat über „das Kerklen zu Alderode", den vermutlich vor ihm die Edelherren von Hakeborn gehabt, dem Kloster Wiederstedt. *[S]* Das jetzige Kirchengebäude ist in keiner Hinsicht merkwürdig. Doch befindet sich in ihm noch der Rest eines Altarschreins, dessen zwölf Figuren zu dem jetzigen Altar aus der Renaissancezeit mit verwendet worden sind. Hinter dem Altare ist das Mittelstück des Schreins, die Geburt Christi in hübscher Gruppierung darstellend, angeheftet. Drei Engel singen in der Nähe, und im Hintergrunde in einer Loge sieht man zwei Männer. Auf den Rückseiten der ehemaligen Flügel befinden sich ziemlich gut gemalte Oelbilder vom Jahre 1517, unter denen „S. Jorgeus" und „S. Mauricius" hervorzuheben sind.

Der zopfige Taufstein stammt etwa aus dem Jahre 1600.

Auf dem Turme hängen drei Glocken von 1,06, 0,92, 0,69 m Durchmesser. Die grosse ist 1790 durch Zeitheim in Naumburg, die mittlere 1701 durch Peter Wildt in Naumburg gegossen. Die kleine, deren Schrift aus unleserlichen, vertieft in den Mantel geritzten Cursivbuchstaben besteht, scheint wegen ihrer einem Bienenkorbe ähnlichen Form sehr alt zu sein.

Annarode.

[G] Kirchdorf, 13 km südsüdwestlich von Hettstedt, ehemals im nördlichen Hosgau in der späteren Grafschaft Mansfeld, bezw. im Banne Eisleben gelegen.

Die urkundliche Erwähnung reicht nicht in das frühere Mittelalter zurück. Nach der Ortssage hat das Dorf seinen Namen von einer Gräfin Anna,[1]) nach anderer Annahme von der heiligen Anna, der die Kirche des Dorfes geweiht sein soll, wie ihr vergoldetes Bild auch auf der Wetterfahne des Kirchturms stehe. Andere freilich erkennen darin mit Beziehung auf die Sage eine Spinnerin mit einer Spindel in der Hand. Die Widmung zu Ehren der h. Anna wäre freilich nur denkbar, wenn die Kirche eher bestanden hätte als das Dorf, da ein vorher bestehendes Dorf doch nicht namenlos gewesen sein kann. Nun aber ist es nicht wahrscheinlich dass eine der h. Anna geweihte Kirche schon vor dem Jahre 1400, in welchem das Dorf zuerst in der Form Anenrode (1420 und später Anrode) erwähnt wird, hier vorhanden gewesen ist, da die Verehrung dieser Heiligen erst etwa 100 Jahre später hier aufkam, denn die frühesten S. Annenkirchen erscheinen in hiesiger Gegend erst um den Anfang des 16. Jahrhunderts. Daher enthält der Ortsname entweder den Personennamen Anno oder Ana (= zu der Rodung des Anno oder der Ana) oder er ist eine Zusammenziehung aus der einfachen Bezeichnung „an dem rode“.

Das Dorfsiegel mit der Umschrift: „Gemeine Siegel Annarode“ zeigt eine verschleierte Frauengestalt mit einem Rosenkranze in der Hand und, auf beide Seiten verteilt, die Jahreszahl 1746 oder 1716. Es liegt also offenbar eine Beziehung des Siegelbildes auf die h. Anna oder auf die Gräfin Anna der Sage vor. Im dreissigjährigen Kriege wurde das Dorf ganz verwüstet, so dass in der Kirche, die ein Aufenthalt von Räubern geworden war, fünfzehn Jahre lang nicht gepredigt wurde. Das Freigut war Mitte des 18. Jahrhunderts im Besitze der Familie von Sperling.

Die der h. Anna geweihte Kirche, deren Rechnungen und Lehnbücher bis 1546, deren Personenregister bis 1662 zurückreichen und angeblich wertvolle geschichtliche Aufzeichnungen enthalten, stammt aus dem Jahre 1520, hat halbachteckigen Altarschluss und bietet nichts Anziehendes. Doch muss eine ältere Kirche dagewesen sein, da Anenrode in der Halberstädter Matrikel des Jahres 1400 verzeichnet ist. Der Kirchturm, dessen Wetterfahne bereits besprochen ist, ist im Jahre 1714 neu erbaut worden. *[S]* Auf demselben hängen zwei Glocken von 1,07 und 0,95 m Durchmesser, deren grössere die schöne Majuskelinschrift trägt:



Der deutlich erkennbare Buchstabe h zu Anfang der Inschrift ist rätselhaft. Ausserdem zeigt die Glocke drei Engel (?)-Figuren mit Heiligenschein.

Die kleinere Glocke goss 1694 Johann Jacob Hoffmann in Halle.

[1]) Vgl. Grössler, Sagen der Grafschaft Mansfeld, S. 23 Nr. 22.

Arnstedt.

[G] Kirchdorf, 5 km nördlich von Hettstedt, vormals im Schwabengau in der Freiherrschaft Arnstein, bezw. im Archidiakonatbezirke oder Banne Wiederstedt gelegen. Das Dorf ist sehr alt (urkundlich 993 Arnanstedi, 1118 Arnstede, 1121 Arnesteten, 1223 Arnestide, 1294 Arnstede); sein Name bedeutet entweder „zur Haus- und Herdstätte“ oder „zur Wohnstätte des Aars oder Arno“;[1] die spätere Zeit zog die letztere Deutung vor, wie der Umstand beweist, dass die edlen Herren von Arnstein, die sich vor Erbauung dieser Burg „von Arnstedt“ benannten, den Adler oder Aar als redendes Wappentier im Schilde führten. Ausser diesem edlen Geschlechte, welches bis zur Erbauung der Burg Arnstein in Arnstedt seinen Sitz hatte, gab es später auch ein niederes Adelsgeschlecht „von Arnstedt“, welches diesen Namen jedesfalls deshalb annahm, weil es nach Uebersiedelung seiner Herren nach dem Schlosse Arnstein als Hüter ihrer Erbgüter in Arnstedt zurückblieb. (1223 erscheint zuerst Heinricus de Arnenstide.) Das Rittergut, von dem diese Arnsteinschen Vasallen ihren Namen führen, war später im Besitz der Familie von Könitz, noch später eines Herrn von Voigts-König.

Das Dorfsiegel von Arnstedt zeigt in dem einen Stempel einen Laubbaum oder eine ungeschickt gezeichnete, breitgedrückte Tanne oder Fichte; in dem andern erscheint ohne Zweifel eine Tanne, von jüngerem Nachwuchs (auf jeder Seite zwei Bäumchen) umgeben.

Eine Kirche muss schon früh in Arnstedt vorhanden gewesen sein, da schon 1241 der Pfarrer (plebanus) Albero de Arnenstide erwähnt wird. Sie soll den h. Moritz zum Schutzpatron haben. Im 15. und 16. Jahrhundert besassen die Hettstedter Carmelitermönche das Patronatsrecht über dieselbe. Das jetzige Kirchengebäude, welches im Jahre 1725 zu den Zeiten des Pastors Peter Giebelhausen erweitert und erneuert wurde, ist ohne Eigentümlichkeiten, welche Beachtung verdienten. Der Thurm ist erst im Jahre 1877 neu erbaut worden. Auch die drei Glocken von 1,09, 0,89 und 0,74 m Durchmesser, von C. F. Ulrich gegossen, gehören erst dieser neuesten Zeit an. Die Ueberbleibsel eines spätmittelalterlichen Altarschreines mit Heiligenfiguren von geringem Wert hat man zu beiden Seiten der östlich aufgestellten Kanzel angebracht.

Arnstein.[2]

[G] Burgruine im südwestlichen Schwabengau zwischen Harkerode und Sylda, 8 Kilometer nordwestlich von Hettstedt, auf einem mässig bewaldeten Hügel.

---

[1] Näheres über diese Deutungen in Grössler, Erklärung der Ortsnamen des Mansfelder Gebirgskreises. (Zeitschr. d. Harzvereins XIX (1886) S. 333 ff.) — [2] Vgl. Carl Elis, die Ruine Arnstein bei Harkerode, ihre Sagen und ihre ehemaligen Herrscher. Halberstadt, F. A. Helm. 8o. (Mit Abbildung, Grundriss und Siegeltafel.) Strassburger, die Herren und Grafen von Arnstein (in der Zeitschrift des Harzvereins XX, S. 116–147. 1887), der sich besonders mit der Genealogie des Geschlechts befasst. Vgl. ferner: F. Günther, der Arnstein, in „Der Harz in Geschichts- Kultur- und Landschaftsbildern,“ Hannover 1888 bei Karl Meyer, S. 840—845. Voll grober Fehler ist das Schriftchen von A. Kraetka, die Burgruine Arnstein bei Aschersleben. Aschersleben 1883. kl. 12°.

Derselbe verdankt seine Bebauung und seinen Namen dem schwäbischen Geschlechte der edlen Herren von Arnstedt, deren Stammsitz in dem unweit gelegenen gleichnamigen Dorfe war. Eine Witwe, Judith von Arnstedt, steht mit ihren Söhnen Adelbero, Werner, Adelbert, Walther und Arno im Jahre 1107 an der Spitze des Geschlechts; der Name ihres Gemahls ist unbekannt; seine Söhne aber wurden die Begründer einer ganzen Anzahl hochangesehener Dynastenfamilien. Von Adelbero stammen die Edelherren von Biesenrode, die Edelherren von Amersleben und die Burggrafen von Giebichenstein; von Adelbert die Grafen von Wernigerode;[1]) von Walther die Edlen von Arnstein, die sich später auch Grafen von Arnstein nannten, als Abkömmlinge ihrer Linie Grafen zu Mühlingen, zu Barby, zu Dornburg a. E. sowie zu Lindow und Ruppin in der Mark geworden waren. Da seit 1135 die Bezeichnung „Edle von Arnstein“ erscheint, so darf man annehmen, dass Walther II. um 1130 das Schloss Arnstein erbaut und entweder nach dem Namen des Urahnen seines Geschlechts, als welchen man einen gewissen Arn oder Arno ansehen darf, oder nach dem Aare, den sein Geschlecht — silbern in schwarzem Felde — im Wappen führte, benannt hat. (1135 Arnstein, 1223 Arnensten, 1253 Arnstein, 1400 Arnsteyn.) Im Jahre 1296 trat der Letzte dieses Geschlechts, abermals des Namens Walther, welcher zugleich Burggraf zu Freckleben war, in den deutschen Orden, und sein Besitz fiel an den Gemahl seiner Schwester Luitgard, den Grafen Otto von Falkenstein. Seitdem war die Burg und Herrschaft Arnstein ein falkenstein'sches Schloss, welches von Burgvögten verwaltet wurde, da die Falkensteiner Grafen ihren bisherigen Wohnsitz beibehielten. Als aber mit dem Grafen Burchard auch das Geschlecht der Falkensteiner im Jahre 1334 ausgestorben war, erhob sich um den Besitz der Herrschaft Arnstein ein erbitterter Kampf zwischen dem Grafen von Regenstein und dem Bischofe von Halberstadt, welcher damit endete, dass Graf Albert von Regenstein, der Gemahl der Schwester des Erblassers, welche Oda hiess, die Herrschaft Arnstein erhielt, aber Schloss und Stadt Hettstedt, welche der Bischof von Halberstadt erobert und besetzt hatte, 1351 an diesen abtreten musste. Im Jahre 1387 verkauften die Grafen Burchard und Ulrich von Regenstein, Gevettern, Schloss und Herrschaft Arnstein an die Grafen Busso und Günther von Mansfeld. Seitdem nahmen die Grafen von Mansfeld das Wappen der Herrschaft Arnstein in ihr Gesamtwappen auf. Die um Hettstedt mit Zubehör verminderte Herrschaft umfasste 1387 folgende Orte: das Schloss Arnstein, dat stedeken to Snakerode mit der hutten undir dem hus Arnstein, dat dorp Harlickerode mit den hutten, dat dorp Ennedorp, Neder-Welpesleve, Quenstede, Perdesdorp, Sobbeker (Zöbigker), Politz, Lobenicz, Arnstede, dat overdorp Wederstede, Kemeriz, dat dorp Walbeke, Hadeborne, dat Rodekin, Dentzerode, Rouderode, Vadderode, Wulfeshaghen, Ywerode, Wilrode, Kankerode, Herwigherode, Wernrode, Gryffenhagen, Grevenstol, Selrode, Brunrode, Dibbeke, Swenbeke, Oltzingerode, lutteken

[1]) Eike von Repgow sagt in der Vorrede zum Sachsenspiegel: „De von Wernigerode unde de von Arnsteyn, de von Besenrode, de von Amersleve, de burchgreven vou Gevekensteyn, det sint alle geborne svaven.“ Ob man freilich die Edlen von Arnstein, wie Strassburger und andere wollen, für ein aus Württemberg eingewandertes schwäbisches Geschlecht (mit dem Ursitze Steusslingen) halten darf, scheint mir noch recht fraglich.

Silde, grotin Zilde, unde wat we rechtes hebben an dem dorpe Frekeleve" u. a. m In der Mansfeldischen Erbteilung von 1420 kam der Arnstein an den Vorderort, bei dem er auch in der Folge bis zum Aussterben dieser Linie verblieb. 1442 wurden die Besitzer von dem Kurfürsten von Sachsen gezwungen, Schloss und Herrschaft Arnstein, die sie bisher als freies Eigen besessen hatten, von Kursachsen zu Lehen zu nehmen. 1501 wurde Graf Günther Besitzer des Schlosses, verkaufte es aber bald für 5000 fl. an seinen Bruder Ernst, der es wiederum im Jahre 1519 an seinen Bruder, den Grafen Hoier, abtrat. Letzterer richtete sich auf dem Arnstein häuslich ein und hat zeitweilig daselbst gewohnt, auch das Schloss, welches im Bauernaufruhr (1525) beschädigt worden sein mag, repariert, wie sich aus einer aus dem Jahre 1530 stammenden Inschrift am Treppenturme ergiebt. Als Hoier, dessen Grabmal sich in der nordöstlichen Kapelle der Eisleber S. Andreaskirche befindet, im Jahre 1540 gestorben war, beerbten ihn die Söhne seines Bruders Ernst zu Heldrungen, von denen in der Erbteilung des Jahres 1563 Graf Johann Albrecht die Herrschaft Arnstein erhielt und die Arnsteinsche Linie des Vorderortes begründete, derselbe, der nebst seiner ersten Gemahlin, der Gräfin Magdalena von Schwarzburg, in der südöstlichen Kapelle der erwähnten S. Andreaskirche begraben ist, wo ihre Bilder in Stein zu sehen sind. Johann Albrecht hielt, seitdem er alleiniger Herr des Arnsteins geworden war, daselbst dauernd Hof und hat darum, wie Hoppenrod in seinem Stammbaum S. 10 berichtet, den Arnstein „herrlich und zierlich" noch weiter ausgebaut, der auch eine Schlosskirche enthielt, welche vermutlich schon älteren Ursprunges war und an welcher ein besonderer Schlossprediger angestellt war. Erwähnung verdient, dass sich am 19. Juni 1585 auf dem Hause Arnstein Abgesandte der drei Städte Eisleben, Hettstedt und Mansfeld einfanden, um an einer feierlichen Handlung teilzunehmen. Die jungen Grafen Gebhart, Wilhelm, Hans Günther und Otto sollten an diesem Tage in Gegenwart ihres Vaters und seiner Räte, da sie schon längst „ihre 16 Jahre" erreicht hatten — der älteste, Gebhart, war bereits 32 Jahre alt und auch der jüngste hatte das vorschriftsmässige Alter schon bedeutend überschritten — nun endlich nach langer Säumnis, wie es alter Brauch war, vor den Abgesandten der Städte den Burgfrieden und die Erbverträge beschwören, weil sie endlich einmal alle wieder bei einander und zur Stelle waren. Der Schwur ward mit der üblichen Feierlichkeit geleistet, worauf die städtischen Abgesandten den jungen Grafen die Hände reichten und Glück wünschten [1]). Als Johann Albrecht nicht lange darauf — am 8. Juli 1586 — gestorben war, hauste sein ältester Sohn Gebhart bis zu seinem Tode, welcher am 1. Februar 1601 erfolgte, ebenfalls auf dem Hause Arnstein, und ward in der Kirche zu Thal Mansfeld begraben [2]). Gebharts überlebender jüngerer Bruder Wilhelm war in ansbachische Dienste getreten und kam daher selten nach dem väterlichen Schlosse. Am 21. October 1615 starb auch er, und mit ihm erlosch die Arnsteinsche Linie des Vorderortes. Gleichwohl hatte das Schloss auch fernerhin gräfliche Bewohner. Denn da die Eislebische Linie des Vorderortes infolge des grossen Brandes im August des Jahres 1601 ihren Wohnsitz auf dem Eisleber Schlosse eingebüsst hatte, so wurde der Arnstein derselben als Wohnsitz eingeräumt. Graf Johann

[1]) Chron. Islebiense p. 48 und 49. — [2]) Chron. Islebiense p. 54 und 55.

Georg II. von der Eisleber Linie hauste während des grösseren Teils des dreissigjährigen Krieges auf dem Schlosse. Seine erste Gemahlin Barbara Maria liess die Schlosskirche restaurieren und in dem Schlosse eine Apotheke erbauen. Sie und ihr Gemahl nahmen sich der durch den Krieg hart bedrängten Unterthanen auf das menschenfreundlichste an, denn zu Zeiten wurden mehr als 600 Personen auf dem Arnstein beherbergt, woraus sich ergiebt, dass sehr geräumige Wohn- und Wirtschaftsgebäude vorhanden gewesen sein müssen. Am 21. März 1636 verlor Johann Georg seine erste Gemahlin durch den Tod, nachdem sie kurz zuvor (am 23. Februar) „eines jungen Herrleins genesen“ war, welches der Unsicherheit halber auf dem Arnstein getauft wurde und in der Taufe die Namen Hoyer Christoph erhielt[1]). Nur wenige Wochen später starb auch des Grafen Schwester, Fräulein Sibylla, auf dem Arnstein.[2]) Da jedoch das Schloss einer neuen Herrin bedurfte, so vermählte sich der Witwer schon am 1. November 1637 zum zweiten Male, und zwar mit einer Tochter des Grafen David von Mansfeld-Hinterort[3]). Die Hochzeit ward auf dem Arnstein gefeiert, der demnach in kürzester Frist Geburt, Tod und Hochzeit nach einander sah; aber diese Vermählung ward für das Schloss verhängnisvoll. Da nämlich der Graf durch seine zweite Gemahlin Barbara Magdalena Besitzer der Herrschaft Schraplau geworden war, so verlegte er seine Hofhaltung von dem Arnstein auf das Schloss Schraplau, und das erstere fing seitdem an zu verfallen. Im Jahre 1678 wurde die Herrschaft Arnstein, welche infolge der Sequestration mit dem grössten Teile der Grafschaft Mansfeld unter kursächsische Verwaltung gekommen war, an den Freiherrn von Knigge verpfändet; nur die Burg selbst, der am Fusse derselben gelegene Brauhof und das Vorwerk zu Harkerode verblieben den Grafen. Nach dem Aussterben derselben im Jahre 1780 fiel die Herrschaft mit dem meisten übrigen mansfeldischen Gebiete als eröffnetes Lehn an Kursachsen. Doch kam zunächst nur die Burg mit dem vorerwähnten Brauhofe und dem Harkeröder Vorwerk unter kursächsische Verwaltung, da die übrigen Teile der Herrschaft im Pfandbesitze der von Knigge'schen Familie verblieben. Im Jahre 1812 jedoch erlangte letztere durch Uebereinkunft mit der damaligen Königlich-Westfälischen Regierung das Eigentum an den bisher nur als Pfand besessenen Gütern und besitzt dieselben noch jetzt. Im Jahre 1815 endlich fiel Arnstein mit anderen ehemals kursächsischen Gebietsteilen unter preussische Herrschaft. Seit wann der Arnstein von Bewohnern verlassen gewesen ist, lässt sich mit Sicherheit nicht feststellen. Auf alle Fälle aber irrt Strassburger, wenn er annimmt, dass dies erst nach 1780, nach dem Aussterben der Grafen von Mansfeld, geschehen sei, da der Herr von Rohr, welcher die Burg vor dem Jahre 1736 besuchte, dieselbe bereits als Ruine und jedesfalls verlassen vorfand. „Aus dem weitläufigen Umfange des Schlossplatzes — schreibt derselbe[4]) — erkennt man, dass vor diesem viele und ansehnliche Gebäude hier müssen gestanden haben; sie liegen aber grösstentheils in ihren Ruinen, und siehet man von vielen nichts mehr als die blossen Mauren. Jedoch sind bey einigen Theilen dieses ehemahligen Gräflichen Gebäudes die

---

1) Chron. Islebiense p. 157. — 2) Chron. Isleb. p. 161. — 3) Chron. Isleb. p. 182. — 4) Jul. Bernh. von Rohr, Merkwürdigkeiten des Vor- oder Unterharzes, Frankfurt und Leipzig bei Michael Blochberger 1736, S. 499—504.

Keller noch in gutem Stande. Auf der einen Seite gegen den Abend zu stehet noch ein Stücke, in welchem noch die Treppen biss unter das Dach ziemlich sicher zu besteigen, die Gemächer auch, wann die Öfen und Fenster erst in gehörigen Stand gesetzt worden, noch einigermassen wohnbar wären; sie nähern sich aber auch je mehr und mehr ihrem Untergange. In einigen Zimmern, welche vermutlich Gastzimmer gewesen, findet man die Wappen der Fürstlich- und Gräflichen Häuser, mit denen die Grafen zu Mansfeld verwandt, oder sonst durch Heyrathen aliirt gewesen, in Stein gehauen und mit Oel-Farben überstrichen, als die Wappen derer Marggrafen zu Brandenburg, der Herzoge zu Cleve, der Fürsten zu Henneberg, der Grafen zu Gleichen, der Grafen von Reinstein, der Grafen von Blanckenburg, der edlen Herren von Querfurt u. s. w. Die Decken der Zimmer sind entweder gewölbt oder hölzern, mit Wasser-Farben angestrichen, und mit mancherley Phantasieen der Maler marquirt."

Einige 70 Jahre später (1812) fand ein anderer Besucher des Arnsteins, Fr. Gottschalk,[1]) in den zerfallenen, halbverschütteten, von Thüren, Fenstern und Oefen entblössten Räumen einige arme Familien hausend, die sich in dem verlassenen Schlosse nach Möglichkeit wohnlich eingerichtet hatten. Heutzutage ist die Burg von einem Schenkwirt bewohnt, für welchen in dem grösseren Burghofe ein Häuschen mit den nötigen Wirtschaftsräumen erbaut ist.

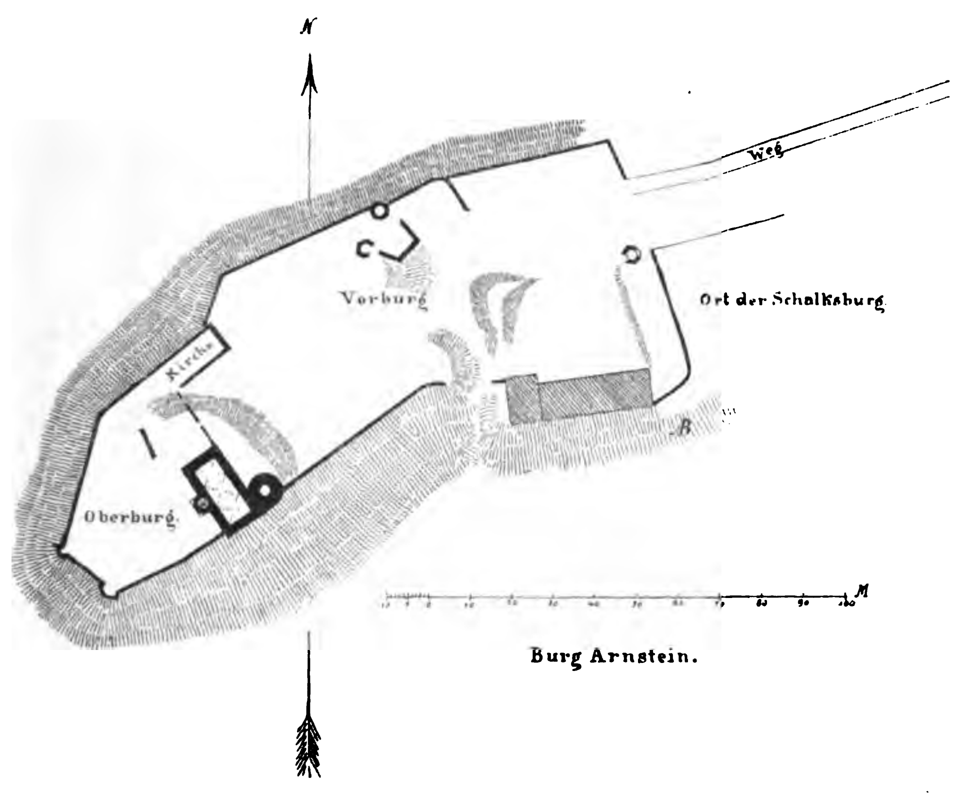
Betrachten wir nun die Ruine, wie sie sich heute noch darstellt, so muss man sagen, dass sie immer noch zu den grossartigsten und besterhaltenen Ruinen am Harze gehört. Die Burg umfasste die ganze Hochfläche des ziemlich langen, aber verhältnismäsig schmalen, nach Südwesten zu sich erstreckenden und sanft ansteigenden Bergrückens, welcher nach drei Seiten hin steil zu der Ebene abfällt und nur nach Nordosten hin mit den benachbarten Höhen zusammenhängt. Nach den Mauerresten zu schliessen, muss die Burg aus drei aufeinanderfolgenden Teilen bestanden haben. Vor dem jetzigen Burghofe lag die Schalksburg (= Knechteburg), welche als Vorbollwerk gedient haben wird, von welcher aber jetzt nichts mehr vorhanden ist, denn die Stelle, wo sie vor Zeiten stand, ist jetzt Wald und Weideland. Ihr folgt die geräumige Vor- oder Unterburg, welche die Wohnungen der Dienstmannen und des Schlossgesindes, sowie die Rüstkammern, Ställe und Vorratshäuser in sich schloss; auf der höchsten (südlichen) Platte der ganzen Hochfläche aber lag die Oberburg oder das eigentliche Schloss. Bei der Steilheit des schroff abfallenden Bergrückens hat man die hier und da noch ziemlich gut erhaltenen Umfassungsmauern nur zum Teil mit Gräben umgeben, dafür aber mehrere Türme aufgeführt, die jedoch nur noch in ganz kurzen Stumpfen auf unsere Zeit gekommen sind.

Sind wir durch das Hauptthor der Unterburg eingetreten, so erblicken wir links die neuerbauten Wirtschaftsgebäude, welche sich an die alte Umfassungsmauer anlehnen. Auf der rechten Seite, wo noch manches Gemäuer erhalten ist, mögen die Wohnungen der Burgmannen und der Dienerschaft wie auch die Stallungen und Rüstkammern gestanden haben.

[B] Die Befestigungen der Vorburg nach der leicht zugänglichen Nordostseite sind so unbedeutend, dass es den Anschein hat, als ob man hier von vornherein

[1]) Fr. Gottschalk, Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands, Halle a. S. 1820.

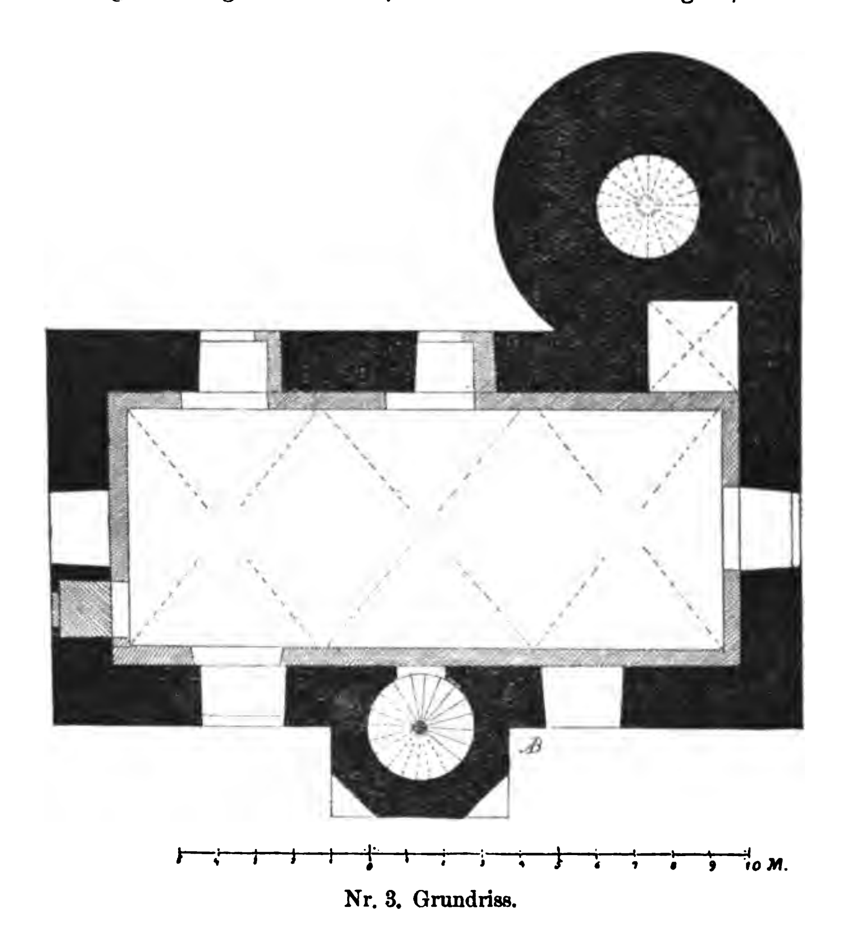
auf eine energische Verteidigung verzichtet hätte, und als ob die dort vorhandenen Befestigungen nur den Zweck gehabt hätten, bei einem plötzlichen Ueberfalle Zeit zu gewinnen, um sich zu sammeln. Die Mauern des aussen sechseckigen, innen runden Turmes von 2 m innerem Durchmesser, der den Zugang deckt, sind nämlich an der schmalsten Stelle nur 58 cm dick. Auch bemerkt man keine tief eingeschnittenen Gräben, welche den schmalen Bergrücken völlig isolirt hätten. Nicht viel bedeutender



Nr. 2. Grundriss.

sind die Werke an der Nordseite der Vorburg, die freilich mehr einem von hier kommenden Angreifer wehren sollten, aber doch auch als Bollwerk gegen den von Osten andringenden Feind gelten müssen, zumal der eine von den hier stehenden beiden Türmen mehr nach dem Burghofe zu steht, nicht unmittelbar an der Umfassungsmauer, und Reste einer grösseren Befestigungsanlage hier noch sichtbar sind. Man scheint sich also nur auf die Oberburg verlassen zu haben, und in der That war das hier liegende Hochschloss (Nr. 3: Grundriss, Nr. 4: Aufriss) geeignet, auch einem starken Gegner die Stirn zu bieten. Das 20 m hohe Hauptgebäude mit den im Erdgeschoss 2,10 m, im ersten Obergeschoss 1,61 m starken Mauern erscheint wie ein gewaltiger Bergfried, der durch den südöstlich vorgelegten Rundturm nur noch eine besondere Verstärkung erhalten hat. Dessen Mauern haben sogar eine Stärke von 2,69 m und jetzt noch eine Höhe von 24 m. In

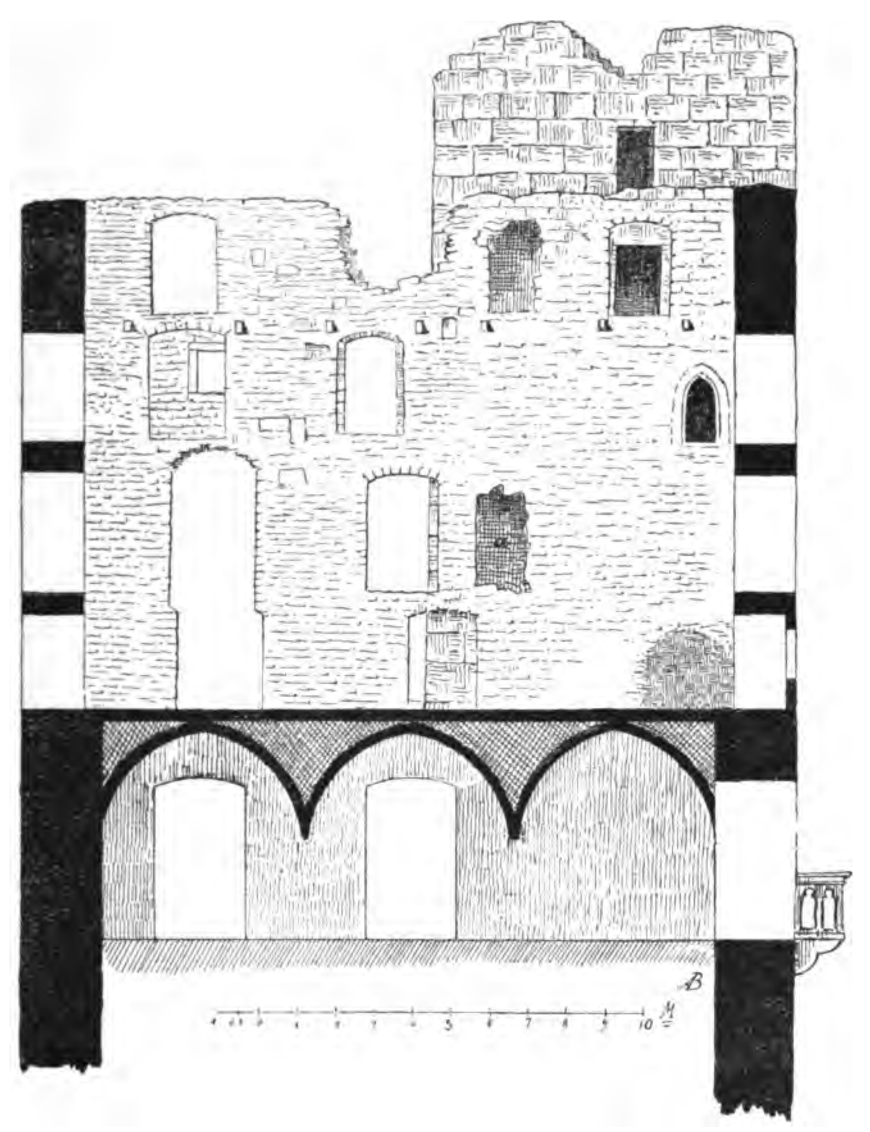
seinem obersten Teile soll er einen festen gewölbten Raum, das sogenannte Fräuleinzimmer, gehabt haben, der aber im Winter des Jahres 1848 zusammengestürzt ist. Er muss also einst noch um ein Beträchtliches höher gewesen sein. Der Innenraum ebener Erde hat weder Fenster noch Thür, sondern war wohl nur durch eine in seinem hohen Deckengewölbe vorhandene Oeffnung zugänglich. Er wird als Burgverliess gedient haben, ein schreckliches Gefängnis, in das nie ein



Nr. 3. Grundriss.

Lichtstrahl drang. Er trägt zwar in seinen oberen Geschossen eine Wendeltreppe, auf der man durch die Oeffnung (s. Längsschnitt auf Nr. 3) bis in das zweite Obergeschoss gelangen konnte, die ungeheure Mauerstärke weist aber natürlich auf einen kriegerischen Hauptzweck hin. Eine ähnliche Anlage, bei der das oder die Hauptwohngebäude zugleich als Hauptfestung dienten, ist auch in späterer Zeit nicht unerhört; ähnlich wie hier ist dies z. B. der Fall bei der gut erhaltenen Weidelsburg westlich von Kassel nahe der waldeckschen Grenze, die nicht einmal einen wirklichen Turm daneben hat. Der Hauptzugang zu den Zimmern geschah durch den an der Südwestseite liegenden eigentlichen Treppenturm, dessen 104 Stufen bis zur Höhe des Dachgesimses, das noch vorhanden ist, emporführen und von dessen Plattform man bei klarem Wetter den Brocken gut sehen kann.

Der Turm ist zu zwei Dritteln viereckig, nur das obere Drittel setzt in das halbe Achteck um. Es fehlt also an der ursprünglichen Höhe des ganzen Baues nur das Dach, das den imponierenden Eindruck des Ganzen noch erheblich gesteigert haben muss.



Nr. 4. Aufriss.

[G] Neben dem Eingange des Treppenturmes erblickt man, in eine ehemalige Fensterumrahmung eingelassen, das in Stein gehauene Mansfeldische Wappen mit folgender Inschrift:

HOIER · GRAVE · VND · HERRE · ZCV · MANSFELT ·

RŌS · ANNO · DNĪ · 1530 ·

Die Schriftzeichengruppe hinter dem Namen MANSFELT besteht anscheinend aus den Buchstaben R C T und dürfte in das Wort RECONSTRVXIT aufzulösen sein. Auf alle Fälle wird man annehmen müssen, dass Graf Hoyer von Mansfeld das Schloss nur hat ausbessern und wohnlicher herstellen lassen.

Das Erdgeschoss des Palas nimmt der geräumige, gewölbte, aber ziemlich düstere „Männersaal" ein, welcher 6,35 m breit, 15,70 m lang und über 5 m hoch ist. Nach der Ostseite hinaus ragt ein Söller, der einen hübschen Blick nach Sylda und Arnstedt zu gewährt. *[B]* Alle übrigen Zimmerdecken waren aus Holz. Die Balken des obersten Geschosses wurden von Steinconsolen getragen, die noch vorhanden sind. Ueber dem Erdgeschoss befindet sich an der Südostseite eine tiefe, einst gewölbte Nische, die man für eine Küche halten dürfte, wenn ein Schornstein in der Nähe nachzuweisen wäre. Es giebt aber deren überhaupt nicht. In den oberen Geschossen könnten möglicherweise Schornsteine in der Mitte gewesen sein, sodass die Zimmer um sie herum gelegt gewesen sind; im unteren Geschosse dagegen ist eine solche Annahme ausgeschlossen, weil der Männersaal den ganzen Raum des Palas ausfüllt und bei völlig erhaltenen Gewölben keine Spur eines Rauchfanges zeigt. Wie man die Heizung bewirkt hat, ist also nicht zu erkennen, und doch muss eine solche stattgefunden haben, da der Saal, nach den wenigen Spuren zu urteilen, reichen Schmuck besass, der zu der Annahme berechtigt, dass man ihn wenigstens bei besonderen Gelegenheiten Sommer und Winter benutzt haben wird. Das vorletzte Geschoss steht mit dem Turm durch eine Spitzbogenöffnung in Verbindung, die einzige ihrer Art im ganzen Schlosse.

[G] Im ersten Stockwerke befindet sich eine Platte, die in hocherhabener Arbeit eine auf dem Boden sitzende weibliche Gestalt darstellt, deren einer Arm auf der Weltkugel, deren anderer dagegen auf einem Lamme ruht. Es ist dies, weil aus Stuck gearbeitet, ein Werk aus verhältnismässig später Zeit und vermutlich eine allegorische Darstellung; gleichwohl hat sich an dasselbe eine Sage geknüpft, nach welcher die Figur eine Gräfin darstellt, welche hierher verbannt ist, um hier einen ewigen Faden zu spinnen [1]); offenbar eine uralte Nornensage, welche an der Burgstelle schon gehaftet haben mag, bevor noch die Burg auf derselben erbaut war. Doch auch noch andere Sagen meist blutigen und schaurigen Inhalts knüpfen sich an das Schloss,[2]) was umsomehr Wunder nehmen muss, als dasselbe, wie schon erwähnt worden, soweit geschichtliche Nachrichten über dasselbe vorhanden sind, vielmehr den Umwohnern in grosser Not oftmals eine Stätte der Zuflucht und Gastfreundschaft geworden ist. An den Fensternischen des vierten Stockwerks sind auch noch Spuren von Malerei wahrzunehmen. Unter dem ganzen Gebäude aber zieht sich ein geräumiger Keller hin. Der Teil, an welchem die oben erwähnte Inschrift angebracht ist, „ein feuerfestes und mit starcken eisernen Thüren wohlverwahrtes Gewölbe," hiess zu der Zeit, wo von Rohr die Burg besuchte, die Schatzkammer, „und sollen in selbigem die Herren Grafen von Mansfeld ihre Gelder und Kleinodien ehemals verwahrlich aufbehalten haben." Der Palas des Arnsteins liegt, wie schon oben

---

[1]) Grössler, Sagen der Grafschaft Mansfeld, Eisleben, 1880. No. 119: Der ewige Faden. Vgl. auch Nr. 118: das verwünschte Paar. — [2]) Grössler, a. a. O. Nr. 120: der Blutstein; Nr. 121: die Mönchslinde; Nr. 122: der Mönch im Brauhofe zu Harkerode.

gesagt, auf der höchsten Erhebung des schmalen Bergrückens, die nach der Vorburg zu nicht unbedeutend abfällt. An die nördliche Ecke schliesst sich eine Mauer an, die mit der Kirche in Verbindung stand. Zu von Rohr's Zeit zeigte man noch „den Ort, wo die ehemalige Gräfliche Kirche angelegt gewesen; sie ist aber auch ziemlich verfallen, und siehet man nichts darinnen als einen sehr tiefen in den Berg gemauerten Brunnen.“

Nach dem Wortlaute bei von Rohr muss man fast annehmen, dass ausser der Kirche auch noch eine Kapelle auf dem Schlosse vorhanden gewesen. Denn er fährt in seiner Beschreibung folgendermassen fort: „Bei dem Schlosse ist auch noch die Kapelle bis hierher einigermassen im baulichen Wesen erhalten worden. Man findet darinnen mancherley Gemählde von Wasserfarben, die aber ziemlich ausgegangen. Die Kirch-Stühle, Cantzel und Chöre sind dunkelbraun angestrichen und die Leisten mit Gold überzogen; das ehemalige gräfliche Kirchenstübgen observiret man auch noch; es wird aber in kurzem verfallen.“

Sollte wirklich ausser der Kapelle noch eine besondere Schlosskirche dagewesen sein, so dürfte die Sache wohl so liegen, dass die in Verfall geratene ursprüngliche Schlosskirche nicht wieder errichtet, dagegen an anderer Stelle eine neue Kapelle erbaut worden ist. Nach von Rohr hat die Gräfin Barbara Maria, die Gemahlin des Grafen Hans Georg II. von Mansfeld, die Kapelle im Jahre 1634 „wieder“ aufbauen, auch ihr neu angenommenes Symbolum:

Gott und Dein
Will ich ewig sein

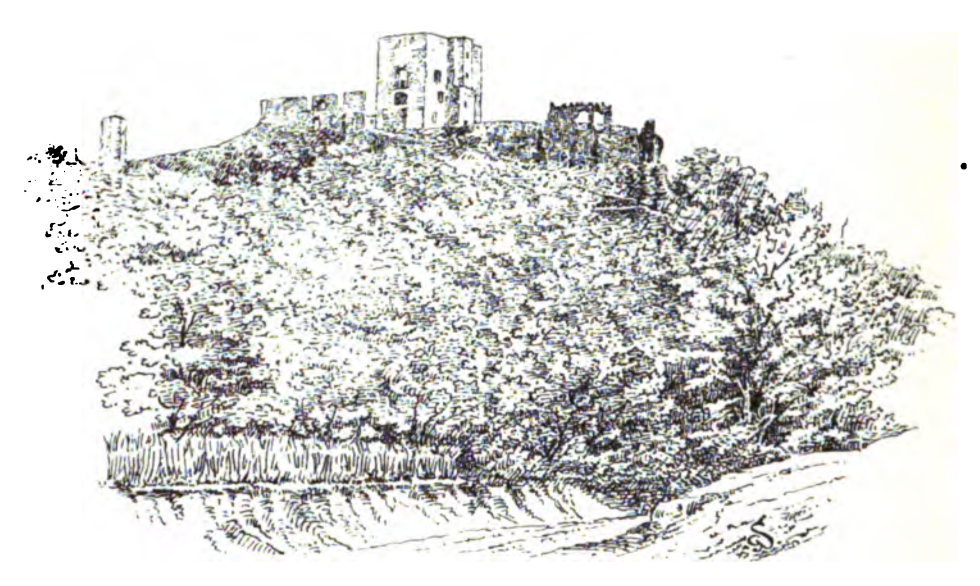
über die Kirchthür setzen lassen.

[B] Jetzt steht von der Kirche noch der grösste Teil der Nordwand und ein geringerer der Südwand aufrecht, sogar bis ziemlich unter das Dachgesims, wenn sich nicht etwa über der Kirche Zimmer befunden haben. Die Fenster und Thüren sind meist flachbogig gedeckt, doch findet sich auch ein Rundbogen. Einen Rundbogen zeigt auch die grosse vermauerte Nische der Nordwand, deren Bedeutung nicht ganz klar ist. Er befindet sich da, wo man unter andern Umständen den Querschiffanschluss erwarten könnte, von dem hier natürlich, da die Vorderwand der Kirche am jähen Abhange steht, keine Rede sein kann. Es könnte vielleicht eine Empore davor gelegen haben. Der gerade geschlossene Altarraum war überwölbt, denn an der Südseite findet sich hier ein viereckiger Wandpfeiler mit der Spur eines Gewölbeansatzes. Einzelformen sind nicht mehr wahrzunehmen.

[G] Auch „eine kostbare Apotheke“ hat nach von Rohr „die gottselige und ruhmwürdige Gräfin (Barbara Maria), den Armen zum Besten, auf dem Schlosse herrichten lassen.“ Vielleicht lag dieselbe mitten auf dem unteren Burghofe an der Stelle, wo noch jetzt eine tiefe Einsenkung von beträchtlicher Grösse sich befindet, deren einstiger Zweck nicht recht klar ist, auf deren Grunde aber noch heute Mauerwerk wahrzunehmen ist, welches auf einen mit Absicht unterirdisch angelegten Raum schliessen lässt.

Der südlichste Teil der Burgstelle hinter dem Schlosse hat nach älteren Nachrichten, wie auch ganz glaublich ist, als Lustgarten gedient und ist von zinnengekröntem Mauerwerk umgeben.

Eine Gesamtansicht des Schlosses von Nordwesten giebt Nr. 5.



Nr. 5.

Biesenrode.

/G/ Kirchdorf, 10 km südwestlich von Hettstedt auf dem nördlichen Ufer der Wipper im Schwabengau, bezw. im geistlichen Banne Ober-Wiederstedt gelegen. Der Name des Ortes (urkundlich 1144 Biseroth, 1168 Bisenrode, 1400 Besenrode) bedeutet = Rodung des Bisino. Ob hier an den um das Jahr 500 gestorbenen Thüringerkönig Bisino, auf welchen die Namen Bösenburg und Besenstedt hinweisen, als Gründer gedacht werden darf, muss dahingestellt bleiben; undenkbar wäre es nicht. Ob das Dorfsiegel eine bildliche Darstellung enthält, habe ich nicht ermitteln können.

Das Dorf, oder richtiger die unweit derselben gelegene Altenburg war eine Zeitlang Sitz einer Nebenlinie der Edeln von Arnstedt oder Arnstein, der Edelherren von Biesenrode, deren kleine Herrschaft, welche nur die nächste Umgebung von Biesenrode nördlich der Wipper umfasste, später zur Herrschaft Rammelburg geschlagen wurde, falls nicht ursprünglich die spätere Herrschaft Rammelburg ehemals ein Teil der Herrschaft Biesenrode war, was das Wahrscheinlichste sein dürfte.

Die dem h. Bartholomäus geweihte Dorfkirche ist ein moderner Bau; nur der Turm ist alt. An der nördlichen Aussenseite des Turmes ist ein Stein eingemauert, welcher in sehr unregelmässigen Minuskeln die Inschrift trägt:

Inceptū. eſt. pūs. op9. ſtī bartholomei an | no dūī. m° cccc xxiiii.[1]

[1] In Rosenkranz, Neue Zeitschr. f. d. Gesch. der german. Völker, Halle 1832, II, 5 ist diese Inschrift unrichtig aufgelöst in: Inceptum est piissimum opus sancti Bartholomei statt presens opus.

Wenn hiernach der Bau des Turmes und vielleicht auch der Kirche im Jahre 1424 begonnen wurde, so ist doch letztere nicht mehr in ihrer ehemaligen Gestalt vorhanden, denn dieselbe ist nachweislich im Jahre 1793 neu erbaut worden. [S] Am Mauerwerk sieht man, dass früher das Schiff westlich stand, und ein Chor östlich; jetzt steht der Turm westlich.

In der Kirche werden 13 aus Holz nicht übel geschnitzte Heiligenbilder aus einem ehemaligen Schreine der alten Kirche aufbewahrt. Dieselben sind hinter dem modernen Altar aufgestellt, während eine Maria über der Kanzel ihren Platz gefunden hat.

[G] Auf dem Turme hängt nur eine einzige, aus dem Jahre 1516 stammende, 1,42 m weite Glocke. Ihre Inschrift in Minuskeln lautet:

∘ ∘ ∘ ∘ ∘ laudo deum verum plebem voco congrego clerum ∘
defunctos ploro pestem fugo festa decoro ∘
post ter quingentos annos sum fusa decem sex ∘

Ausser den verschiedenen mansfeldischen und sächsischen Geprägen zeigt dieselbe auf der einen Seite eine Madonna in einer Mandorla, auf der andern Seite das Bild des Schutzpatrons der Kirche, des h. Bartholomäus. Ferner befindet sich an der Seite das Zeichen des Glockengiessers, welches henrik becker in Halle führte und die nochmals wiederholte Jahreszahl 1516 in Minuskelform.

Gießerzeichen.

Nr. 6.

Jahrszahl 1516

Nr. 7.

Blumerode.

[G] Kleines Dorf, 10 km südwestlich von Hettstedt und etwa 4 km südwestlich von Mansfeld, vormals im nördlichen Hosgau in der Herrschaft Mansfeld (bezw. Ritthagesburg) sowie in dem geistlichen Banne Eisleben gelegen. Der Ortsname (urkundlich 1239 Blumenrode, 1468 Plumrode) enthält vielleicht den weiblichen Personennamen Pluoma (= Rodung der Pluoma oder Blume). Das ältere Gemeindesiegel mit der Inschrift „Gemeine zu Blumerod" zeigt ein undeutliches Wappen.

Seit wann ein kleines Gotteshaus in dem Dörfchen steht, lässt sich nicht bestimmt sagen, doch reichen die Kirchenbücher von Blumerode, die sich in Annarode befinden, bis 1662 zurück, woraus sich ergiebt, dass spätestens zu dieser Zeit schon ein Kirchlein vorhanden gewesen sein muss. Die jetzige sehr baufällige und verwahrloste Kapelle mit einem Dachreiter aus Fachwerk liess im Jahre 1715 Landrat Friedrich von Kerssenbrock „Gott zu Ehren und der Gemeinde zum

Besten" auf seine Kosten wieder aufbauen. Darauf deutet die über dem Thürsturz angebrachte, wegen ihrer Abkürzungen nicht ganz klare Inschrift:

M V E
ANNO 1715
M K W

An den Emporen erblickt man gemalte Darstellungen aus der Leidensgeschichte Christi (von Gethsemane bis zur Auferstehung). Ausserhalb der Lucke des Dachreiters hängt eine kleine Glocke von 0,37 m Durchmesser, die wegen ihrer Unzugänglichkeit nur die Wahrnehmung gestattete, dass sie Peter Becker in Halle im Jahre 1716 gegossen hat.

Bräunrode.

[G] Kirchdorf, 7 km westlich von Hettstedt, vormals im Schwabengau in der Freiherrschaft Arnstein, bezw. im geistlichen Banne Aschersleben gelegen, mit dem Dorfe Hartwigerode, dessen Name jetzt fast verschollen ist, zu einem Dorfe vereint. Mit Ritterode, Greifenhagen und Walbeck, welche sämmtlich nach Bräunrode eingepfarrt sind, führt es im Volksmunde die Bezeichnung „auf der Heide". Der Ortsname (urkundlich 1060 Bruniroht, 1289 Brunesrode, 1387 Brunrode, jetzt im Volksmunde Brienrode) bedeutet Rodung des Bruni oder Bruno. Das Dorfsiegel enthält kein Siegelbild.

Die Pfarrkirche, deren Schutzpatron unbekannt ist, ist zwar nicht jungen Ursprungs, aber sehr verbaut, im Innern dunkel und in keiner Hinsicht merkwürdig. Da das Kirchensiegel die Jahrzahlen 1517 und 1817 zeigt, so ist die Kirche vielleicht im Jahre 1517 neu gebaut worden. Auf dem Turme, dessen oberer Stock aus Fachwerk gebaut ist, hängen drei Glocken von 0,99, 0,83 0,65 m Durchmesser, deren grösste 1715 von J. Georg Ulrich, deren mittlere 1651 von Hans Heinrich Rausch in Erfurt, und und deren kleinste 1864 von den Gebrüdern Ulrich in Apolda gegossen worden ist. [1])

Braunschwende.

[G] Kirchdorf, 20 km westsüdwestlich von Hettstedt, vormals in dem Schwabengau in der Herrschaft Rammelburg (an der Hohen- oder Clausstrasse), bezw. im Harz-Banne gelegen. Der Name des Ortes (urkundlich 1381 Bruniswende) bedeutet Schwendung (= Rodung durch Brand) des Bruno. Das Dorfsiegel zeigt einen an einem grünenden Baumstumpfe oder niederem Gebüsche vorüberspringenden Hirsch mit stattlichem Geweih, vermutlich, um anzudeuten, dass Waldwirtschaft und Jagd ursprünglich die Hauptbeschäftigung der Bewohner gewesen. Geschichtlich ist fast nichts über den Ort bekannt. 1381 wird er als ein zur Herrschaft Rammelburg gehöriges magdeburgisches Lehnstück erwähnt. Die Kirche, deren Schutzpatron unbekannt ist, ist nicht alt. Auch ihre beiden, im Jahre 1861 von

[1]) Ueber drei in Bräunrode im Jahre 1652 gegossene Glocken vergl. das unter Abberode Mitgeteilte.

den Gebr. Ulrich in Laucha gegossenen Glocken von 0,92 und 0,76 m Durchmesser sind ohne besonderes Interesse.

Das Neue Schloss bei Braunschwende.

/G/ Beachtung verdient jedoch ein mächtiges Erdwerk, welches nicht weit von Braunschwende zwischen Hermerode und Königerode, dicht am Kreuzungspunkte der Hohen- oder Clausstrasse mit der von Wippra nach Abberode führenden Strasse liegt und das „Neue Schloss“ heisst. Trotz seines Names ist es keineswegs sehr jung, denn bereits im Jahre 1565 wird „das neue Schloss bei Braunschwende“ in einer mansfeldischen Holzteilung erwähnt; ja es ist vermutlich noch erheblich älter, denn auf der ältesten Karte von Sachsen, etwa aus dem Jahre 1520 (in Dresden befindlich), steht es schon mit dem Namen „altes Schloss“ viereckig gezeichnet; auch sind daselbst an den 4 Ecken Türme angedeutet, die aber thatsächlich schwerlich vorhanden gewesen sind, da sich niemals Spuren von Steinmauern oder Ziegelwerk haben finden lassen. Das Volk nennt es auch Schwedenschanze, indem es annimmt, dass es im dreissigjährigen Kriege von den Schweden erbaut sei zum Schutze des Heerweges Mansfeld-Halberstadt. Wenn es nun auch vielleicht einmal von Schweden zu diesem Zwecke besetzt sein mag, so beweist doch schon die Erwähnung in den Jahren 1565 und 1520, dass es lange vor die Schwedenzeit fällt. Wahrscheinlich ist es uralt trotz seinem Namen; für einen vorübergehenden Zweck ist es, da die Arbeit auf felsigem Boden zu mühsam war, sicher nicht bestimmt gewesen. Es bildet ein Rechteck, dessen nördliche und südliche Seite je 140 Schritt, dessen östliche und westliche Seite dagegen je 160 Schritt lang sind. Die Anlage ist folgender Art: Hohe Erdwälle, welche im Innern des Platzes von zum Teil noch tiefen, zum Teil ausgefüllten Laufgräben begleitet werden, umschliessen den geräumigen Platz. Der nördliche, jetzt mit etwa 100 Kiefern von beträchtlicher Höhe, deren Wachstum wegen der Magerkeit des Bodens in etwa 50 Jahren kaum merklich zugenommen hat, bestandene Erdwall erhebt sich von der Sohle des ausserhalb vorliegenden Grabens aus etwa 50 Fuss hoch. Auf den übrigen Seiten ist der Wallaufwurf zum Teil von geringerer Höhe. Die Nordostecke ist von 2 Vertiefungen umgeben, die den Eindruck von Wegen machen, welche in das Innere führen; ähnliche Vertiefungen durchschneiden die Mitte des östlichen und westlichen Walles, wie auch die nordwestliche, südwestliche und südöstliche Ecke von einer solchen Vertiefung durchschnitten sind. Das ganze Erdwerk ist auf allen Seiten — mit Ausnahme der Ostseite, wo die Strasse von Wippra nach Abberode dicht an den Wall herantritt — mit noch ziemlich tiefen Aussengräben umgeben, ja auf der Nordseite findet sich vor dem dortigen Aussengraben noch ein gleichlanger Wall von geringer Höhe. Man könnte trotz des Namens „Neues Schloss“ die ganze Anlage für ein römisches Lager halten, wenn irgend welche Funde diese Auffassung bestätigten. Doch ist von Funden an dieser Stelle bisher noch nicht das Geringste bekannt geworden. Auf alle Fälle ist es wünschenswert, etwas mehr über den Ursprung und das Alter dieses gewaltigen Erdwerkes zu ermitteln.

Nach dem Berichte eines alten neunzigjährigen Mannes vor etwa 50 Jahren (also um das Jahr 1840 mitgeteilt) ist das neue Schloss von einem Grafen von Riddag, welcher auf dem Brauhofe in Wippra seinen Sitz hatte, gebaut worden.

Der letzte Herr von Riddag nämlich soll die Absicht gehabt haben, ein Schloss daselbst zu bauen. Schon sei das Bauholz angefahren gewesen, da sei der siebenjährige Krieg ausgebrochen, und darum sei es nicht zum Baue gekommen. Dieser Bericht, welcher möglicherweise echte, alte Erinnerungen mit neueren Begebenheiten vermischt, scheint darauf hinzudeuten, dass der letzte Graf des Schwabengaues, Riddag, der Gründer des Klosters Gerbstedt, der gegen Ende des zehnten Jahrhunderts lebte, der Urheber dieses Erdwerkes gewesen ist, dessen Ausbau zu einer Burg aber infolge seines Todes und des Umstandes, dass sein Sohn Karl in Ungnade fiel, unterblieben sein wird.[1])

Conradsburg.

[G] Königliches Domänenvorwerk, 14 km nordwestlich von Hettstedt und 2 km südlich von Ermsleben, zu dessen Domäne dieses Vorwerk gehört, im ehemaligen Schwabengau in der Grafschaft Falkenstein gelegen, deren Hauptort es vor Zeiten war. Denn die späteren Grafen von Falkenstein wohnten vor Erbauung des Falkensteins auf dem Schlosse Conradsburg und nannten sich danach Edle von Conradsburg (urkundlich 1080 Conradesburg, 1367 Conradesborch, 1400 Cordesborch). Ob der Gründer dieser ehemaligen Burg, Conrad, ein Edelherr „von Conradsburg“ gewesen, muss dahingestellt bleiben. Jedesfalls stand die so benannte Burg bereits im elften Jahrhundert. Nachdem jedoch der Edle Egino von Conradsburg einen Angehörigen des Ballenstedter Grafengeschlechts erschlagen hatte, musste er, wie man nicht ohne Grund annimmt, sich bequemen, zur Sühne seiner That seine Stammburg aufzugeben und in den Mauern derselben ein Kloster zu erbauen, dessen Krypta höchstwahrscheinlich als Familiengruft für die Edelherren dienen sollte. In den Jahren 1120—1133 fand vermutlich die Verwandlung der Burg in ein Kloster statt, welches dem h. Sixtus geweiht und mit Benediktinern besetzt wurde,[2]) während sich die Edelherren von Conradsburg auf das wohl kurz vorher bezw. um dieselbe Zeit erbaute Schloss Falkenstein zurückzogen. Bereits 1133 kommt ein Abt Adalbert von Conradsburg urkundlich vor. Nach dem Chronisten Paul Lange, einem Mönche des Klosters Bosau bei Zeitz, war Conradsburg ein Benediktinermönchskloster, das aber von den Mönchen wegen Verarmung verlassen und dann angeblich am Laurentiitage 1477 von Karthäusermönchen in Besitz genommen wurde. Die Schirmvogtei über das Kloster stand den Grafen von Falkenstein als erbliches Recht zu, woraus man schliessen darf, dass sie dort auch ihr Erbbegräbnis hatten. Freilich ist kein Denkmal mehr vorhanden, welches dies unwiderleglich darthäte, denn das Kloster wurde 1525 im Bauernkriege wie die übrigen mansfeldischen Klöster geplündert und zum Teil verbrannt, dann aber von dem Kardinal Albrecht, der auch Bischof von Halberstadt war, dem Kloster Neuwerk bei Halle überwiesen, welches dasselbe als Erbzinsgut dem Kanzler Türck überliess. Nach des letzteren Tode

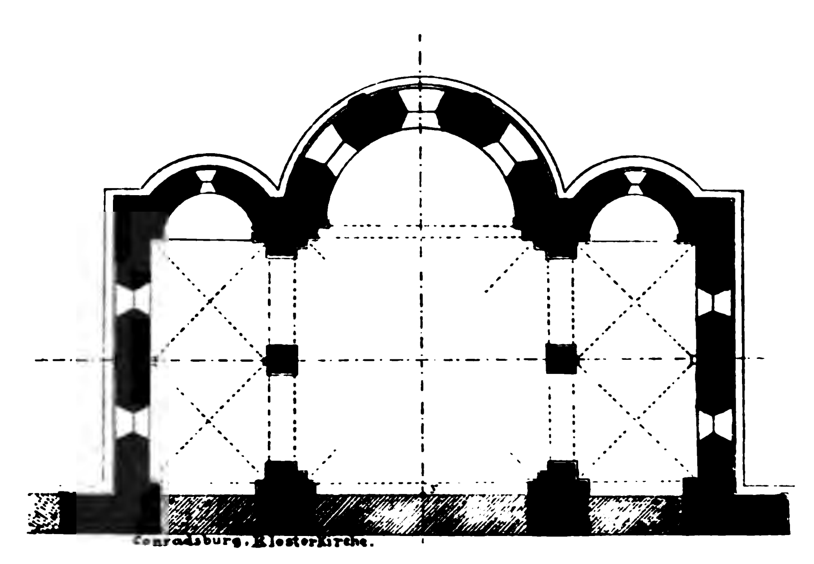
[1]) Vergl. Grössler, zweiter Nachtrag zu den Sagen der Grafschaft Mansfeld (Mansfelder Blätter IV, S. 144 Nr. 14.) — [2]) Vergl. Carl Elis, die Conradsburg, Halberstadt, Verlag von Helm.

besassen es die Herren von Hoym, wie eine Inschrifttafel an einem Wirtschaftsgebäude bekundet, welche folgenden Wortlaut hat:

ADAM AVGVSTVS VON HOYM
VNTER DER VORMVNSDCHAFFT
HERRN ALBERTI BOTTS
CHVR. BRAN. HOFF
RATHS ZV HALBERSTAD.
ANNO 1693.

Als die Familie von Hoym ausstarb, wurde das Kloster preussische Domäne.

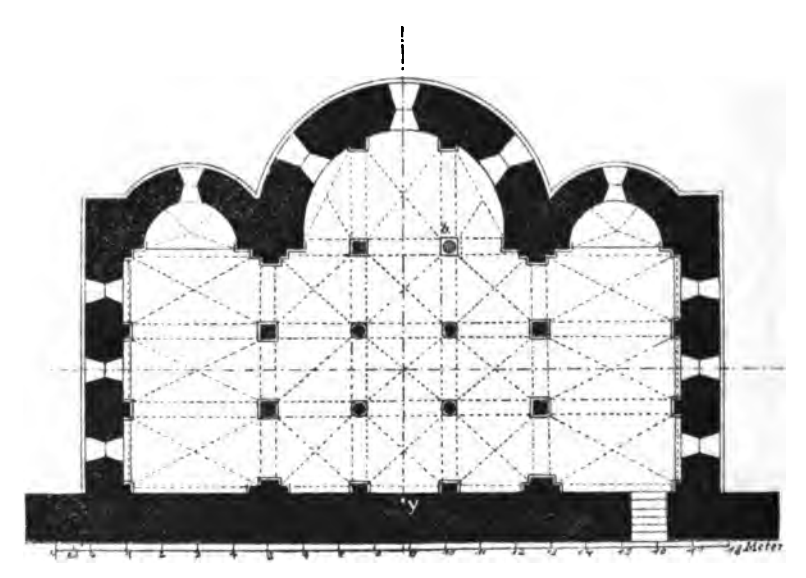
/B/ Das Hauptgebäude des ehemaligen Klosters, die Kirche, ist leider nur als Torso auf unsere Zeit gekommen, denn es giebt wenige Gotteshäuser, die auf



Nr. 8. Ober-Kirche.

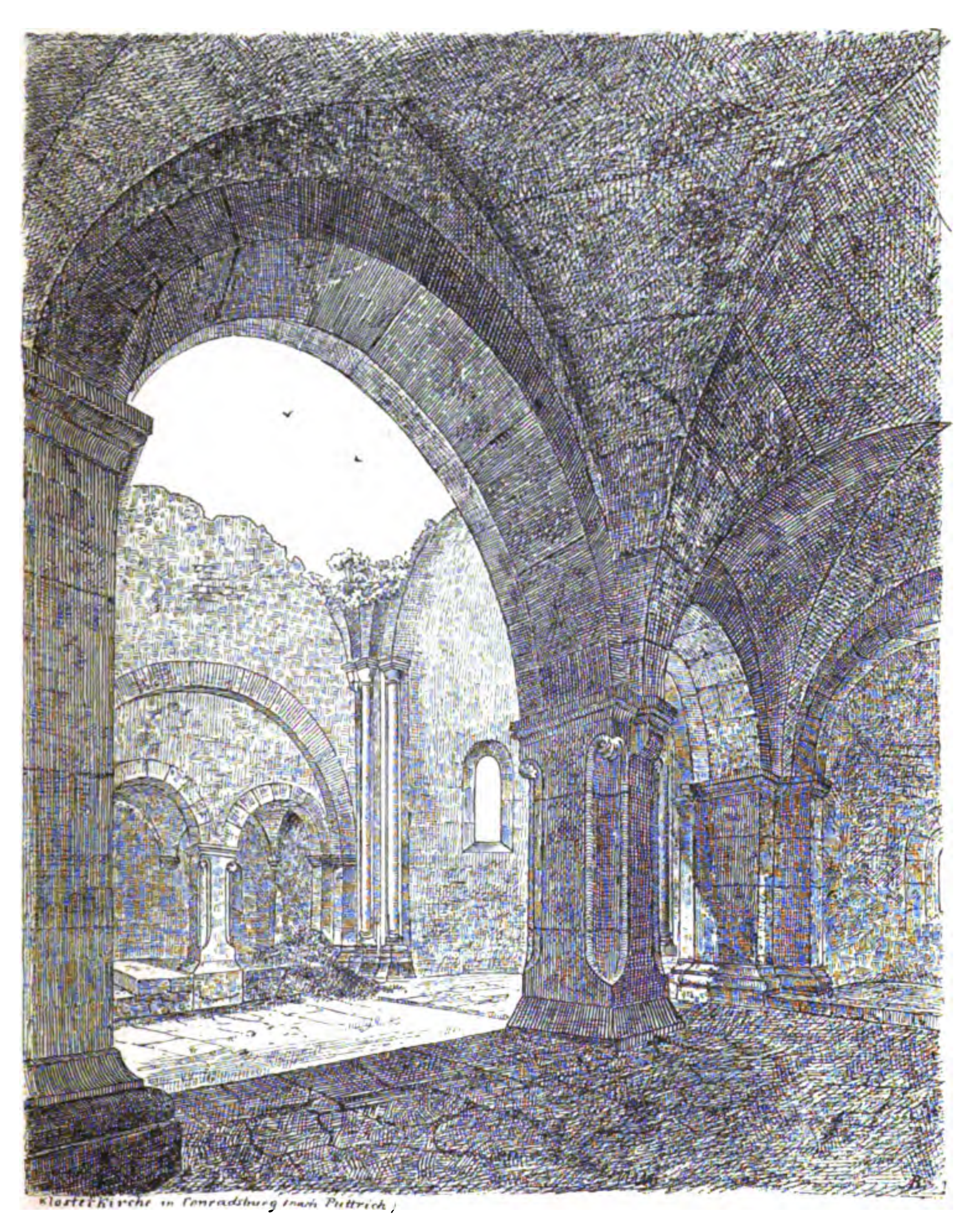
engem Raume eine solche Mannigfaltigkeit und einen solchen Reichtum an geschmackvollen Formen aufzuweisen haben, als die Conradsburger, trotzdem nur ihr Chorraum mit der Krypta vorhanden ist. Der erstere zeigt die eigenartige Grundrissbildung der Benediktiner-Kirchen, die von dem Kloster Hirsau ausging. Der fast quadratische Mittelraum (seine Breite beträgt 7.2 m, seine Länge 7.6 m) ist mehr als doppelt so breit wie die Seitenschiffe (3.5 m). Diese nun sind mit dem Mittelraume durch je zwei Bogen verbunden, die auf Wandvorlagen und auf je einem Mittelpfeiler ruhen; die Seitenschiffe bilden so gleichsam Logen, deren Fussboden fast um einen halben Meter erhöht ist. Ein gemeinsamer Blendbogen überspannt auf jeder Seite die beiden offenen Bogen; durch alles dies wird jede Längswand reich und anmutig gegliedert. Die Mittelpfeiler tragen ein aus Platte, Rundstab und Hohlkehle zusammengesetztes Gesims und ihre Ecken sind durch eine rundstabumsäumte Hohlkehle abgestumpft; die Rundstäbe vereinigen sich unten schlicht, oben zu einem umgebogenen Blatte, das in die Hohlkehle

hineinreicht. Diese Verzierung erinnert sehr an ähnliche Formen der Holzarchitektur, die im 16. Jahrhundert in ihrer Blütezeit die Regel bilden. Jedes Seitenschiff ist von zwei gratlosen Kreuzgewölben ohne Gurtbogen überspannt. Die Gewölbeansätze ruhen durchweg auf Konsolen, deren Gesimse sich mit denen der Pfeiler verkröpfen. Die Basen der freistehenden Pfeiler sind einfache viereckige Blöcke, die durch einfache Abschrägung sich zum Pfeiler hin verjüngen. Die Wandpfeiler wiederholen jedoch als Basis das Kapitäl in umgekehrter Reihenfolge der Glieder. Auch das Mittelschiff war überwölbt, wie die Gewölbeansätze beweisen. Der diagonale Gewölbegrat sitzt auf einer Eckkonsole, einer der zur Hauptabsis gehörigen Doppelbogen ruht auf einer rechteckigen Vorlage, deren Ecke durch eine schlanke Säule mit schönem Kapitäl und einer auf hohem Sockel



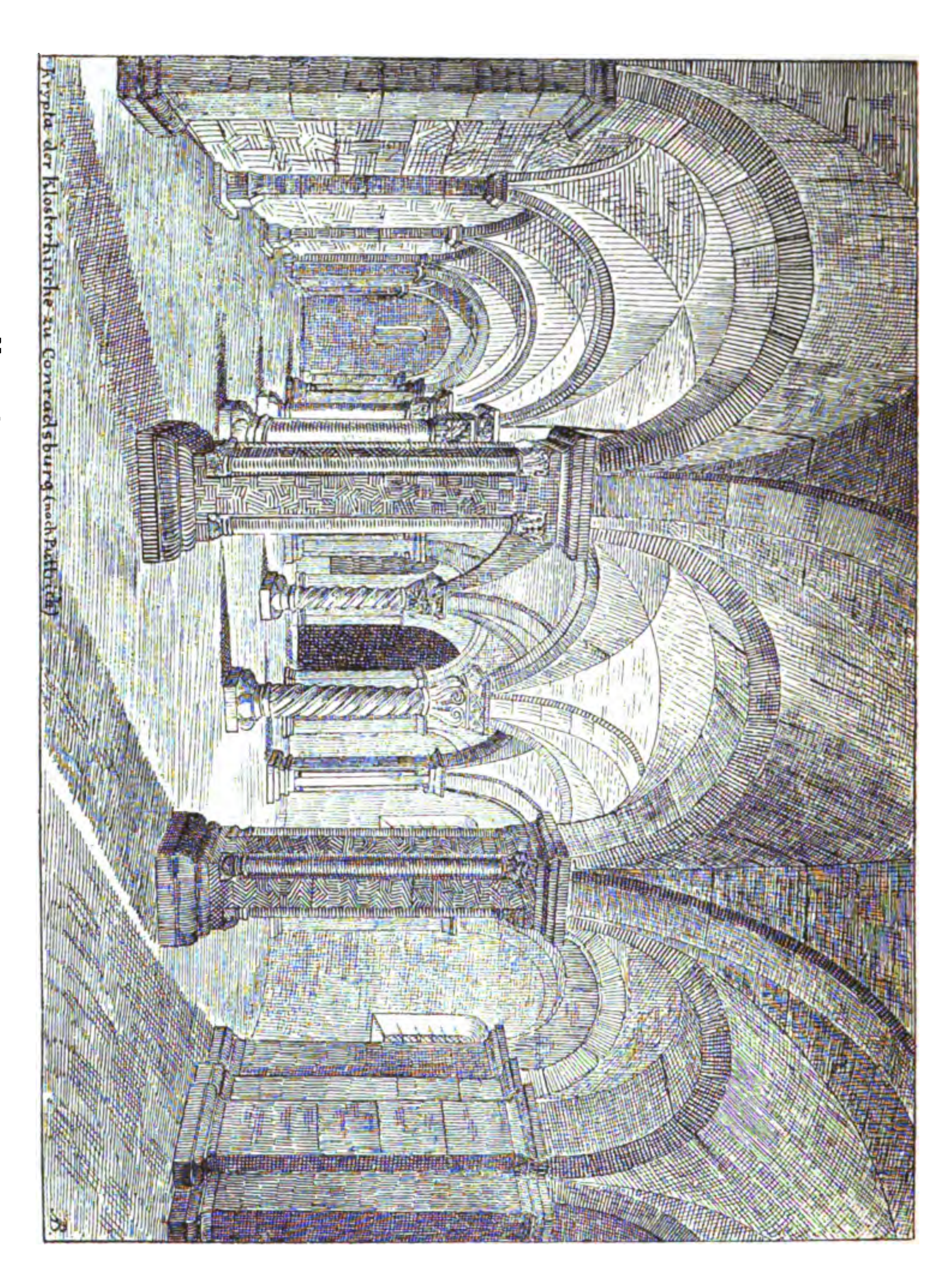
Nr. 9. Unter-Kirche.

ruhenden Basis ersetzt ist. Der andere sitzt auf einer ebenso behandelten Ecke auf. Dagegen wird der die Nord- und Südwand umziehende Schildbogen von Konsolen getragen. Dieser ganze Raum wirkt durch die Harmonie aller Verhältnisse und die sparsam, aber passend angebrachten Zierformen überaus vornehm und wohlthuend. Die Krypta, zu der wir uns nun wenden, kann wegen ihrer geringen Höhe (3.4 m) nicht so durch Schönheit ihrer Verhältnisse wirken; der Architekt hat diesen Mangel deshalb durch um so reichere, ja üppige Einzelformen ersetzt. Denn dass ihm seine Absicht gelungen ist, wird jeder bezeugen, der nur einmal einen Blick in den prächtigen Raum geworfen hat. Die beigegebene Abbildung ist eine Kopie der nicht zu übertreffenden durch Puttrich veröffentlichten Zeichnung von Sprosse. Man übersieht sofort die ganze Anordnung. Je zwei mit Ecksäulen verzierte viereckige Pfeiler scheiden die Seitenschiffe vom Mittelschiffe, das durch zwei weitere Pfeiler auch von der Absis getrennt



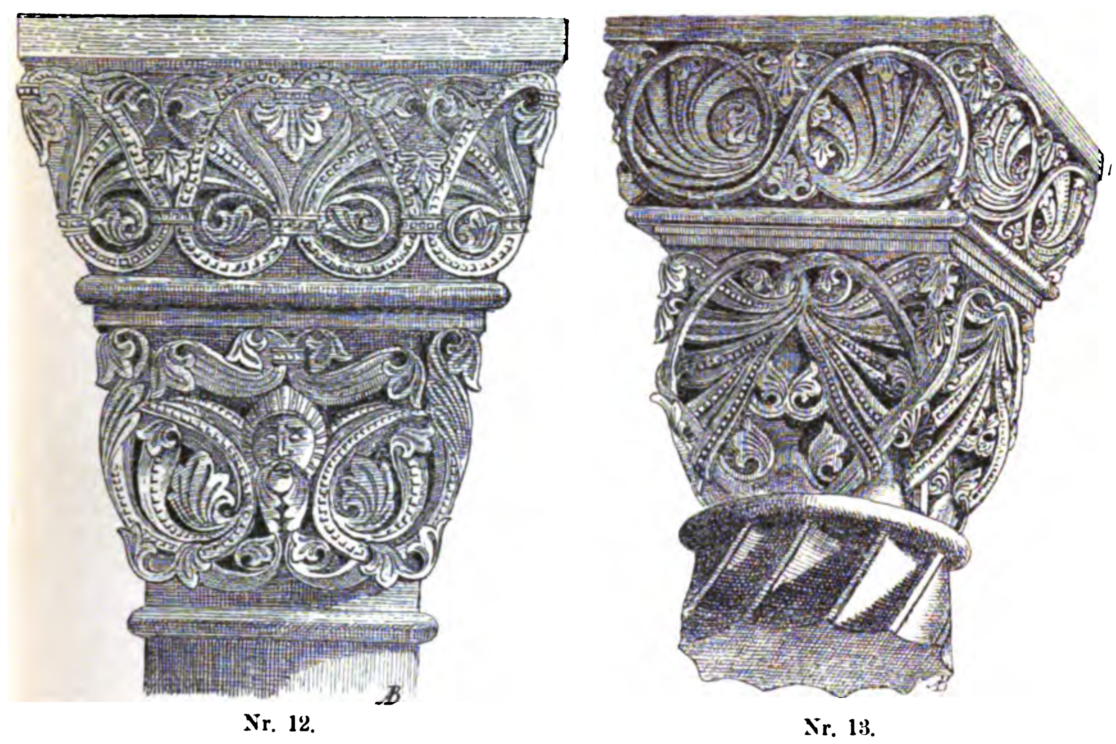
Nr. 10. Klosterkirche in Conradsburg.
(Nach Puttrich.)

wird. Dieser so rings von Pfeilern umgebene quadratische Raum umschliesst vier Säulen, die zwei östlichen mit gewundenem Schaft, deren Kapitäle und Deckplatten zu dem Schönsten gehören, was die romanische Kunst hervorgebracht hat. Die

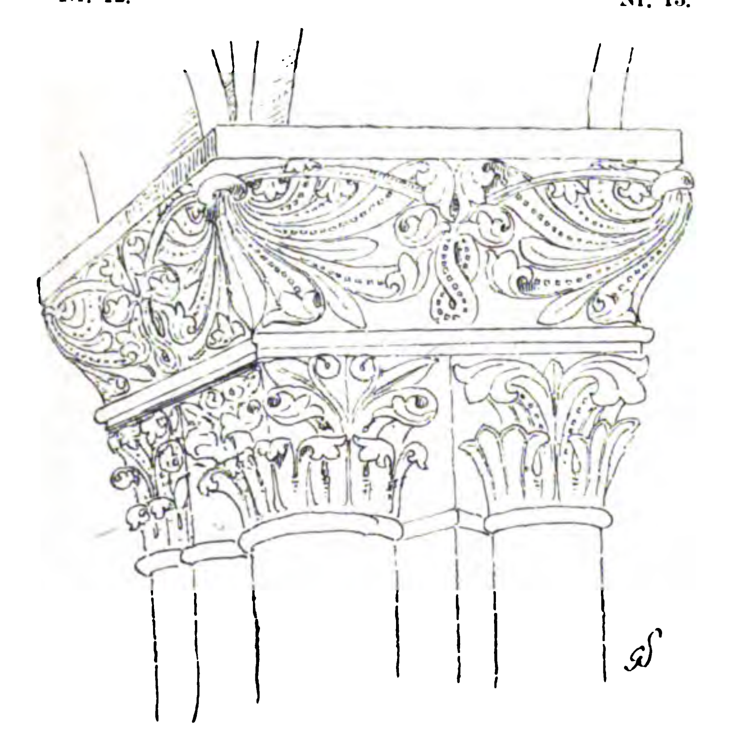


Nr. 11. Kryta der Klosterkirche zu Conradsburg. (Nach Puttrich.)

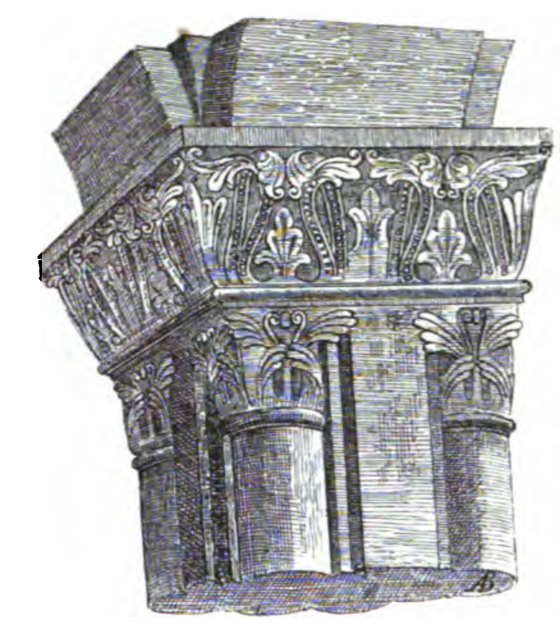
beiden schönsten, sowie die ausgezeichneten Deckplatten der beiden östlichen Pfeiler sind hier beigegeben (Nr. 12—15 auf S. 27 u. 28.) Der dazugehörige Pfeiler, der schönste von allen, ist leider nicht mehr vorhanden, sondern, wie



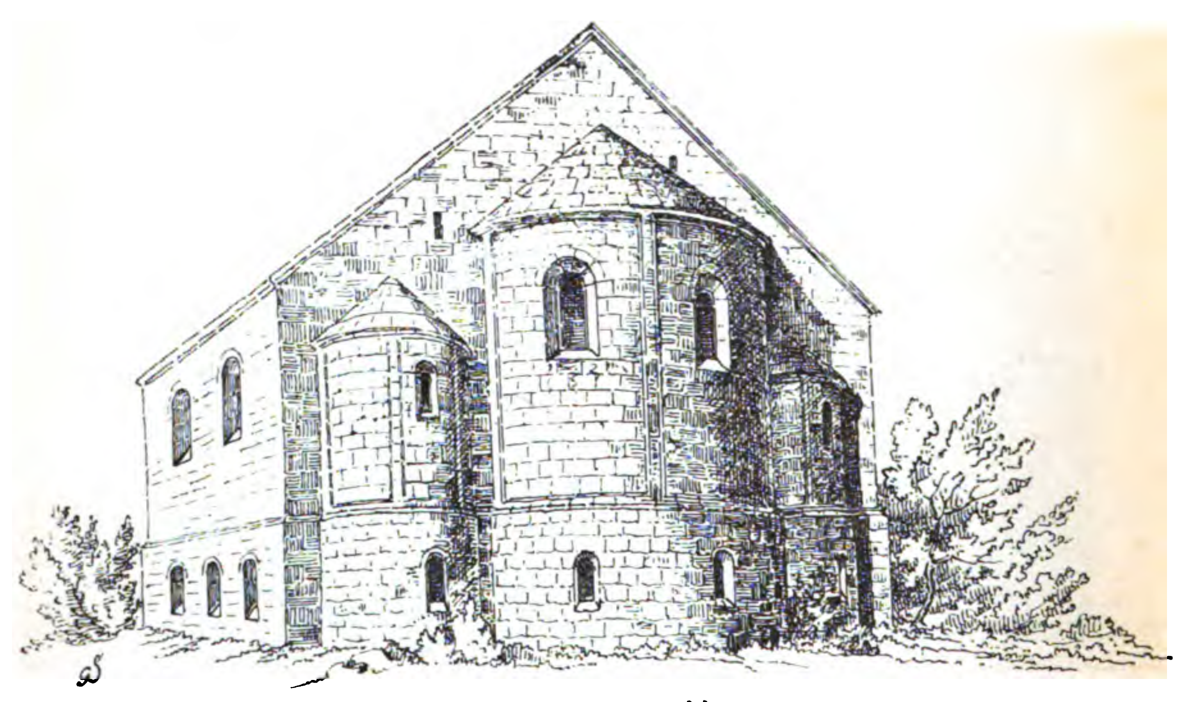
Nr. 12. Nr. 13.



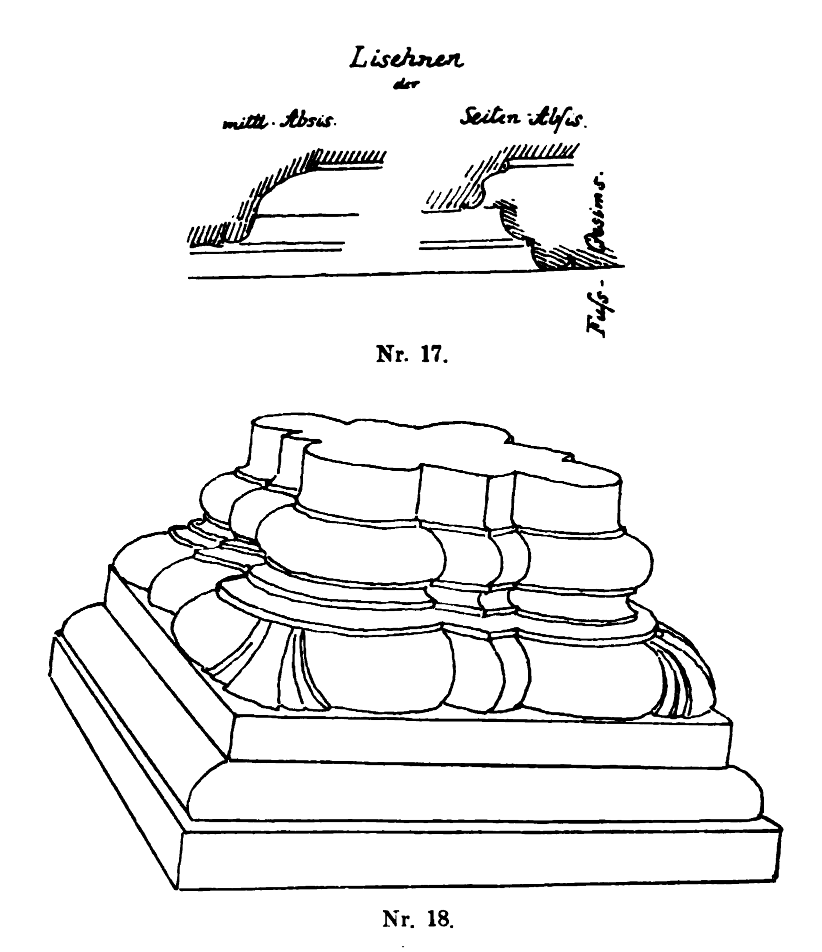
Nr. 14.



Nr. 15.



Nr. 16. Kirche zu Conradsburg.



Nr. 17.

Nr. 18.

es scheint, erst in neuerer Zeit durch eine ungemein rohe neue Säule ersetzt, (auf dem Grundrisse mit b bezeichnet.) Puttrich sah den Pfeiler noch im ganzen unversehrt (Nr. 18). Man ist also hier nicht mit der Sorgfalt zu Werke gegangen, die Puttrich bei der viel früheren Wiederherstellung der beiden westlichen Mittelsäulen rühmte. Es ist zu beachten, das die Pracht der Stützen nach der Hauptabsis hin, wo der Altar stand, immer sich steigert. Die Wandpfeiler im Westen sind noch ganz schlicht, das dann östlich folgende Säulenpaar hat zwar ebenso reiche Kapitäle und Deckplatten wie das östliche, aber einfach runde Schäfte, das östliche dagegen schraubenzieherartig gewundene, und in den beiden unmittelbar vor dem Altar stehenden Bündelpfeilern erreicht der Reichtum der Kunstformen durch die Vereinigung von Säule und Pfeiler seinen Höhepunkt. Diese freistehenden Pfeiler oder Säulen, im ganzen zehn, tragen nun im Verein mit Wandpfeilern, die zwischen Mittelschiff und Seitenschiffen von besonderer Stärke sind, abgesehen von den Absiden, im ganzen 15 gratlose Kreuzgewölbe, die durch Gurtbogen von einander geschieden sind. Man hat also, wenn man will, eine fünfschiffige Unterkirche vor sich. Die Absiden der Nebenschiffe sind mit Kuppelgewölben, wie üblich, diejenige des Hauptschiffes dagegen

durch Kreuzgewölbe gedeckt, von denen natürlich nur das mittelste vollständig ist. Eine Vergleichung mit der Anlage der Oberkirche ergiebt, dass der eine Mittelpfeiler jedes Seitenschiffes nicht den beiden Pfeilern der Krypta entsprechen kann; jener ist denn auch mitten auf den mittleren Gurtbogen der letzteren gestellt, was immerhin ein gewagtes Unterfangen war; wenn jetzt einige Pfeiler etwas aus dem Lothe gewichen sind, so mag dies die Folge davon sein.

[S] Ungewöhnlich ist das Lisenenwerk an den Abseiten der Oberkirche; namentlich sind die Streifen sehr breit und ohne die damals beliebten Bogenfriese. Dass die Dachung dieser Abseiten ursprünglich aus Steinplatten bestand, beweist die Zeichnung bei Puttrich. Der einzige Schmuck der Ostseite — und zwar nur an den Abseiten — besteht in Fuss- und Deckgesimsen, welche durch kräftige Lisenen verbunden sind.

Auch die Fenster sind von einfachster Anordnung und sehr mässiger Grösse.

Der Entwurf des Altarschlusses und die Zeichnung der Säulenschäfte gleicht ausserordentlich denen, die von dem Kloster Hirsau ausgingen, sodass dieser Vorort des Mönchstums der Benediktiner auch nach Conradsburg seine Fäden gesponnen zu haben scheint. Das Ganze trägt das Gepräge innerer Vertiefung des Mönchstums bei äusserer Einfachheit.

[G] Die Frage, ob die Vollendung der Kirche jemals geplant war, ist von vornherein als selbstverständlich zu bejahen. Warum die Mönche aber nicht dazu gekommen sind, den Bau zu vollenden, wenn nicht etwa der jetzt fehlende Teil später zerstört ist, das ist schwer zu sagen. Vielleicht sind die Mittel plötzlich ausgegangen. Dass das Kloster zeitweilig keinen hervorragenden Rang einnahm, geht wohl aus Urkunden von 1133 und 1208 hervor, in denen in der Reihenfolge der Aebte, die als Zeugen aufgeführt werden, die von Conradsburg zuletzt genannt werden.

Uebrigens sind die Urkunden des Klosters bei seiner Zerstörung vernichtet worden, sodass man vor nicht langer Zeit nicht eine einzige beglaubigte Nachricht über dasselbe besass. Nur einige dürftige Trümmer haben nach und nach aus andern Archiven zusammengelesen werden können.

[B] Dass man den Weiterbau der Kirche beabsichtigt hat, beweisen im besondern auch die vorhandenen Teile deutlich. Der Bogen, der sich nach der Vierung zu öffnen sollte, ist vorhanden, natürlich vermauert; ebenso sind deutlich die auf Kämpfern ruhenden Bogen zu sehen, die den geplanten Seitenschiffen entsprochen hätten, ja es sind sogar die Anfänge des Querschiffes zu beiden Seiten vorhanden. Man kann auf Grund aller erwähnten Theile ziemlich genau angeben, wie die Kirche geplant war. (S. Grundriss).

Die vorhandenen Anfänge des Querschiffes springen um 1.55 m über den Chorraum vor. Das Querschiff musste demnach bestehen aus dem quadratischen Mittelraum und Seitenräumen von je 4.9 m Tiefe. Die Verhältnisse des Langschiffes ergeben sich aus denen des Altarraumes mit Notwendigkeit. Ja auch auf die geplante Länge der Kirche kann man mit leidlicher Wahrscheinlichkeit schliessen. Der Chorraum der Conradsburger Oberkirche hat nämlich sogar bis in Einzelheiten hinein die grösste Ähnlichkeit mit dem uns noch erhaltenen gleichen Teile der Benediktiner-Klosterkirche in Wimmelburg bei Eisleben, die das Hirsauer Schema in voller Ausbildung, also im ganzen mit fünf Absiden

zeigt, wie wir es in der Sangerhäuser Ulrichskirche ausgeführt sehen. Diese hat eine Gesamtlänge von 37.8 m bei einer Breite des Chorraumes im Lichten von 13 m. Die Conradsburger Kirche ist 15.60 m breit, die Wimmelburger 15.70. Vielleicht ist es nun erlaubt, auf ein gleiches Verhältnis von Länge und Breite wie bei Sangerhausen für Conradsburg und Wimmelburg zu schliessen, wenn man die Grösseverhältnisse einiger anderen Kirchen in Betracht zieht, deren Länge und Breite bekannt oder wenigstens genau festzustellen ist. Die Drübecker Klosterkirche z. B. hat 16 m Breite und 40 m Länge; die Ballenstedter frühere Klosterkirche hatte eine Länge von 40 m und eine Breite von 15.8; auch die Gernroder Kirche ist 40 m lang bei 7 m breitem Chorraum (der noch der ersten Anlage angehört), was auch auf eine ursprünglich geplante Gesamtbreite von etwa 16 m schliessen lässt. Nach alledem wird man nicht sehr irren, wenn man sowohl der Wimmelburger als der Conradsburger Kirche eine lichte Gesamtlänge von 40 m zuweist (immer mit Ausschluss der Türme). Diese Annahme dürfte eine Nachgrabung bestätigen, die umsomehr Aussicht auf Erfolg bieten würde, als die Grundmauern, wie es scheint, sich dem Auge hie und da bemerkbar machen.

[S] Leider hat die Kirchenruine längere Zeit zu den entwürdigendsten Zwecken dienen müssen; die Oberkirche als Schuppen, die Unterkirche als Schweinestall. Die letztere war durch die Wirkung der ätzenden Jauche trotz der auf Staatskosten bewirkten Restauration und der Ausschliessung landwirtschaftlicher oder vielmehr viehwirtschaftlicher Benutzung mit so dunkelgrünem Moder überzogen, dass es überaus schwer fiel, die schönen Kapitäle zu zeichnen und in ihrer Schönheit zu geniessen. Nachdem jedoch eine gründliche Reinigung vorgenommen ist, kommen die Formen, die meist gut erhalten sind, wieder voll zur Geltung.

In einem Aktenstücke des Magistrats von Ermsleben befindet sich ein unvollständig bewirkter Siegelabdruck, der angeblich und vermutlich auch wirklich aus dem Kloster Conradsburg herrührt. Derselbe zeigt ein klosterähnliches Gebäude in dessen Thor ein Schlüssel aufrecht steht und hat anscheinend die verstümmelte Minuskelinschrift:

Secretum · · · sent · · · cuonr · · · · ·

[B] Die sonst auf der Conradsburg stehenden Gebäude bieten nichts Bemerkenswertes. Nur das Wohnhaus reicht den Formen nach in das 16. Jahrhundert zurück. Es hat sich aber ein merkwürdiges Bildwerk erhalten, das aus einer Zeit stammt, als die Herren von der Conradsburg noch nicht daran dachten, ihren Sitz zu verlassen. Es stellt in rundbogigem Rahmen ein betendes Ehepaar dar. Der Mann mit einer wegen der Zacken wohl als Krone zu deutenden, sonst verwitterten Kopfbedeckung hält in der Rechten ein Kreuz; die Linke, deren innere Handfläche nach aussen gekehrt ist, hebt er betend empor. Die Frau hält beide, mit den Innenflächen ebenfalls nach aussen gekehrte Hände betend vor sich hin, und zwar so, dass die Daumen sich kreuzweise



Nr. 19.

schneiden. Ihr Haar, in der Mitte gescheitelt und leicht gewellt, scheint von einem Diadem umschlossen zu sein, welches ziemlich weit nach dem Scheitel zu aufsitzt. Dass das Relief uralt ist, beweisen u. a. auch die die Kleider beider Gestalten schmückenden Borten, die mit Knöpfen und Edelsteinen besetzt sind· Wenn die Kopfbedeckungen Krone und Diadem sind, so stellt dieses Bild ein deutsches Königspaar dar.

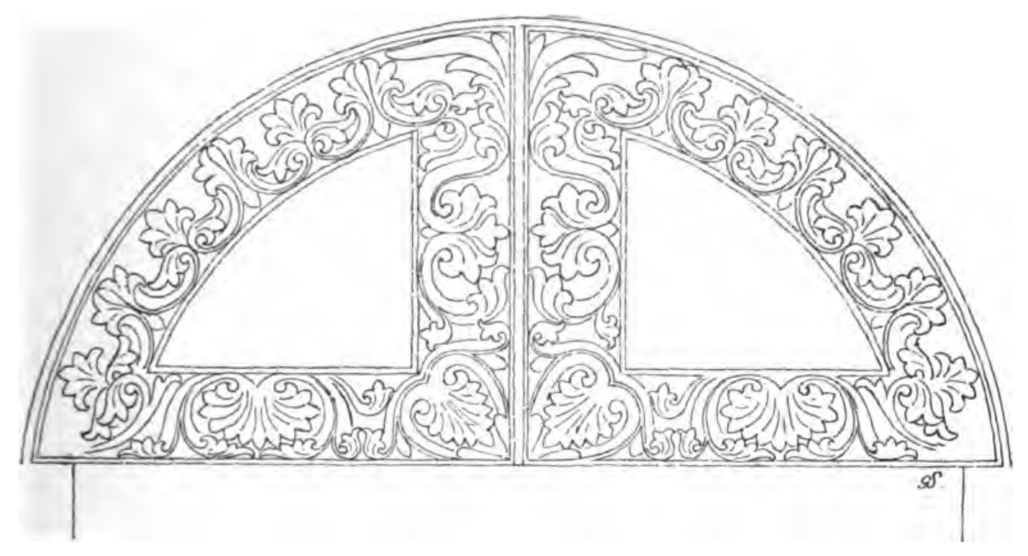
Creisfeld.

[G] Pfarrkirchdorf, 13 km südlich von Hettstedt, an der bösen Sieben, vormals im nördlichen Hosgau, bezw. im geistlichen Banne Eisleben gelegen. Die böse Sieben war hier, wie in Wimmelburg, Hergisdorf und Ahlsdorf geistliche und weltliche Grenze. Der Name des Ortes (urkundlich 1184 Crebezinvelt, 1200 Crebizvelt, 1203 Creuezinvelt, 1206 Crebezvelt, 1214 Crevezenvelt, 1262 Crevettenfeld, 1400 Creventenfeld, 1417 Kreuethinfelt, 1484 Krebissenfelde, 1554 Kressenfelt, im Volksmunde jetzt Kräesfeld und Kreiesfeld) bedeutet Feld oder Waldrodung des Krebs. Das „Gemeine Siegel in Creizfelt" zeigt als Siegelbild zwei über Kreuz gelegte Berghämmer. Auf die 4 Ecken der Kreuzung sind die Ziffern der Jahreszahl 1717 verteilt; darüber erblickt man eine Krone. Das Ganze ist von zwei sich kreuzenden, einen Kranz bildenden Zweigen umfasst. Dieses Siegelbild will offenbar den Bergbau als Hauptbeschäftigung der Bewohner des Dorfes hervorheben. Das Dorf ist freilich ohne Zweifel erheblich älter, als der Beginn des Bergbaues, wie aus den kirchlichen Verhältnissen geschlossen werden muss.

In Creisfeld hatte ein gleichnamiges, zum niedern Adel gehöriges Geschlecht seinen Sitz, von welchem seit 1203 ein Mitglied urkundlich erscheint. Ihm gehörte jedesfalls eines der vor Zeiten in Creisfeld vorhandenen Freigüter. Eins dieser Freigüter war ein Klosterhof, wahrscheinlich zu Wimmelburg gehörig. 1649 erwarb der Kapitän-Lieutenant Jeremias Ernst eins der Freigüter zu Cressfeld. Noch im Jahre 1755 werden 3 Freigüter angeführt, das Thomasiussche, Ziegesche und von Wülknitzsche; aber schon 1780 scheinen die drei Güter in eins zusammengeschlagen gewesen zu sein, da die topographische Beschreibung des Herzogtums Magdeburg aus diesem Jahre nur noch ein Freigut, das Heidenreichsche, in Creisfeld kennt.

Die dem Bekehrer des benachbarten Gaues Friesenfeld, dem h. Wigbert, geweihte Kirche, ist sicher uralt, was schon die Wahl dieses Schutzpatrons anzunehmen nötigt und die romanische Bauart der Kirche selbst bestätigt. Ja, da es nicht unwahrscheinlich ist, dass Wigbert hier selbst als Heidenbekehrer aufgetreten, so ist auch die Annahme zulässig, dass Creisfeld zu seiner Zeit (im 8. Jahrhundert) schon ein bewohnter Ort gewesen. An der Kirche selbst sind die Spuren sehr weit von einander entfernter Bauzeiten wahrzunehmen. Der nächste Eindruck ist der einer Kirche gotischen Stils, und zwar erblickt man in der Nord- und Südwand des Altarraumes je ein, aus einem einzigen Block des in der Nachbarschaft gebrochenen Rotliegenden gearbeitetes Kleeblattfenster, während das Schiff spätgotische Spitzbogenfenster hat, die namentlich auf der unverbauten Nordseite zahlreich sind. Dagegen gehört der romanischen Bauperiode das westliche Stück der südlichen Kirchenmauer (bis zum Beginn des

südlich vorliegenden Turmes an, denn in ihm ist ein von aussen zwar durch die angebaute Leichenhalle verdecktes, aber innen auf der Empore noch sichtbares kleines romanisches Rundbogenfenster noch wohl erhalten, wie auch unter demselben ein stark übertünchtes, aber ehemals sehr schönes Tympanon (Nr. 20) aus der besten romanischen Zeit über der Eingangsthür im ganzen noch gut erhalten ist.



Nr. 20. (Tympanon).

Auch die Kämpfer-Kapitäle der letzteren (Nr. 21) sind von gleicher Schönheit, während der auf Befestigung der Angeln nicht berechnete Thürbeschlag (Nr. 22.) aus spätgotischer Zeit (15. oder 16. Jahrhundert) herrühren wird. (Nr. 21 und 22 siehe auf Seite 34!)

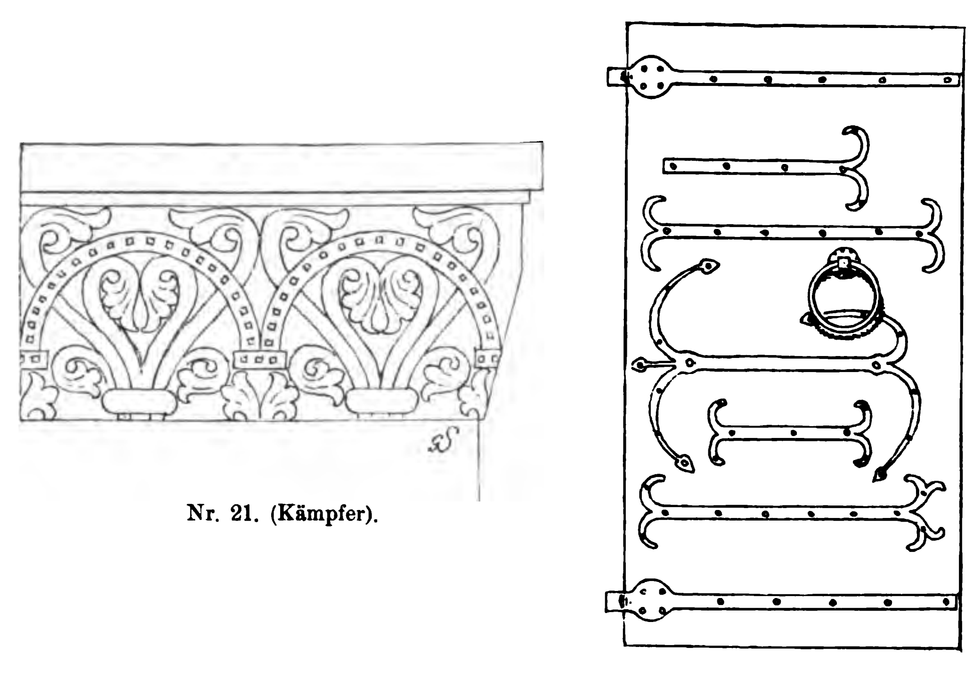
Der auf der Südseite der Kirche an mittlerer Stelle derselben vermutlich anlässlich einer Erweiterung des Kirchengebäudes angebaute Turm stammt aus dem 15. Jahrhundert. Manche behaupten, vermutlich gestützt auf eine Notiz des Creisfelder Kircheninventars vom Jahre 1757, welches als Jahr der Erbauung der Kirche das Jahr 1420 angiebt, das Jahr der Erbauung des Turmes sei 1420, jedoch die darauf bezügliche Minuskelinschrift auf der Südseite desselben (an dessen westlicher Ecke) lässt zwar noch deutlich die Zeichen

..... dnī m° cccc°...

jedoch nicht mehr die nun folgenden Zifferbuchstaben erkennen, sodass also nur eine allgemeine Bestimmung der Erbauungszeit zulässig ist.

Das frühere Schieferdach der Kirche ist im Jahre 1712 vermittelst einer in der Grafschaft gehaltenen Kollekte durch ein Ziegeldach ersetzt worden.

Im Innern des Altarraumes steht links hinter dem Altar an üblicher Stelle auf einer Säule ein stark übertünchtes gotisches Sakramentshäuschen mit einer anscheinend deutschen aber wegen der stark aufgetragenen Tünche nicht erkennbaren Inschrift.



Nr. 21. (Kämpfer).

Nr. 22. (Thürbeschlag).

Der einzige Schmuck ist ein Rundstab, der um den rechteckig ausgeschnittenen Rand herumläuft.

Der T a u f s t e i n ist sehr alt und überaus roh.

Beachtenswert ist dagegen der einst gut erhaltene, jetzt abgebrochene und in der Leichenhalle untergebrachte S c h n i t z a l t a r mit der Kreuzigung Christi in der Mitte der oberen Figurenreihe.

S. Juliana?	*S. Catarina.*	*Heiliger.*	*S. Jacobus.*	*Maria B. V.*	*Crucifixus.*	*S. Joh. Evang.*	*S. Georg.*	*Heiliger.*	*S. Barbara.*	*Heilige.*

S. Christoph.	*Heiliger.*	*Heiliger.*	*Maria mit dem Kinde.*	*S. Elisabeth.*	*S. Joh. Evang.*	*S. Stephanus.*	*S. Antonius von Padua.*

Zur Rechten (links für den Beschauer) folgen der Reihe nach die Jungfrau Maria, S. Jacobus mit Muschelhut und Buch (der Pilgerstab ist verloren gegangen), ein bärtiger Heiliger mit Buch (wahrscheinlich S. Petrus), S. Katarina mit dem Rade, endlich eine gekrönte weibliche Figur, ein affenpinscherähnliches Ungetüm (den Teufel) am Bande führend, vermutlich S. Juliana. Zur Linken (rechts für den Beschauer) folgen: Der Evangelist S. Johannes, S. Georg mit rotbekreuztem Schilde und dunkelfarbigem Panzer (die Lanze ist verloren gegangen), ein Heiliger mit Stab und Buch (Philippus?), S. Barbara mit dem Turme, und eine gekrönte Heilige mit wallendem Haar, deren Merkzeichen verloren gegangen ist.

Als Predella erscheinen der Reihe nach (für den Beschauer von links nach rechts): S. Christoph mit Baum und Christkind; ferner ein Jüngling mit einem (als Handhabe dienenden?) Ringe; ein männlicher Heiliger in vergoldetem Gewand, den Teufel mit Füssen tretend (S. Antonius d. Einsiedler, S. Cassius oder S. Cyriacus?), Maria mit dem Jesuskinde; S. Elisabeth mit einem Korbe, bekleidet mit einer Mütze, deren Saum rings mit Rosen besetzt ist; Johannes der Evangelist mit dem Kelche; S. Stephanus mit Buch und Steinen; und endlich der h. Antonius von Padua in brauner Kutte, begleitet von einem knieenden Eselchen.

Über dem Altar erblickt man zwei schlechte Gemälde, eine Auferstehung und eine Himmelfahrt, von denen nur die letztere und auch diese nur aus dem Grunde erwähnenswert ist, weil von dem auffahrenden Christus nur die beiden Füsse auf einer Wolke zu sehen sind.

Vor dem Altar, zum Teil durch den Taufstein verdeckt, liegt im Fussboden eine steinerne Grabplatte, deren Schriftzüge stark verwischt sind. Die Inschrift bezieht sich offenbar auf einen Geistlichen der Kirche. Soweit dieselbe zu entziffern war, lautet sie folgendermassen:

.... (hic rec) vbant .... onis,
Spiritus in Christi vivit ovatque manu,
Extrema mundi donec ivngantur in hora,
Qui veniet iudex ....
Obiit ... Anno Christi 1623, aetatis 59, ministerii 26.
Victor non ia ....
Morte secunda ....

Die Kanzel vom Jahre 1620 trägt die Umschrift:

Bartholomaeus Knauff, uxor etc. .... Catharina sumthibus ornarunt hanc cathedram proprijs 1620 ab. S. Luckas.

Nach dem Kircheninventar von 1737 war dieser B. Knauff Bergvogt. Ebendasselbe berichtet: „Ohngefehr vor 1622 hat Paul Meisner, V. Siering und Ch. Müller das (in der Kirche hängende) Bild B. Lutheri machen lassen.“

Auf dem Altare stehen zwei zinnerne Leuchter, die auf ihrem Fusse folgende Inschrift tragen:

16 **A. A. V. B.** 88.

Auch befand sich unter dem Ornat ein weissleinenes Tuch mit den eingestickten Buchstaben

A. S. V. T.

Von den drei Glocken, deren Durchmesser 1,13, 0,86 und 0,42 m betragen, ist die kleine ohne Schrift, die mittlere von 1881 von G. A. Jauck in Leipzig gegossen, die grosse dagegen hat folgende Inschrift:

1610.
Da Past. gewesen Herr Joh. Simonis, H. Kaiser der Landrichter,
H. Möring der Glockengiesser von Erfurt.
Gottes Wort bleibet ewig.

Nach dem Kircheninventar hatte die mittlere (damals kleine) Glocke folgende Inschrift:

1657.
Christian Böhme, Past., Hans Klakke Schultheis.
Christi Blut ist mein Erbgut.

Die Personenregister der Kirche reichen bis 1574 zurück; Kirchrechnungen sind aus den Jahren 1553–1622, 1672—1681 sowie 1682 ff. vorhanden.

Der Sonderbarkeit halber folge noch eine Mitteilung über die Verpflichtungen des Schulmeisters (und Küsters):

„Der Schulmeister muss in beiden Kirchen (Kresfeld und Wimmelburg) das Geläute verrichten, dem Pfarrer den Mantel nachtragen, den Seiger stellen, von Michael bis Lichtmess frühe 4 Uhr den Bergleuten mit der kleinen Glocke läuten, die Kirche und die Stühle reinigen u. a. m." In Creisfeld bekam er wegen des Gregoriifestes 6 Groschen aus dem Kirchenärario und 8 Groschen zu Pfingsten statt der Maien aus der Kircheneinnahme, auch jährlich 12 Groschen für Glockenschmiere.

Dankerode.

[G] Grösseres Kirchdorf, 27 km westlich von Hettstedt, vormals im Schwabengau (in der Grafschaft Falkenstein) bezw. im Harzbanne (bannus nemoris) gelegen. In älterer Zeit dürfte das Dorf Zubehör der Herrschaft Rammelburg oder der Freiherrschaft Arnstein gewesen sein, in späterer Zeit gehörte es zur Grafschaft Falkenstein. Der Ortsname enthält den Personennamen Dancho, eine Koseform etwa von Dankrat, Dankwart, Dankmar und ähnlichen Namen, und bedeutet Rodung des Dancho. Die älteste urkundliche Erwähnung giebt 1327 die Form Dankerode, 1400 lautet sie Tamkerode, 1510 Danckerode, 1525 Dankeroda. Das „Richter- und Schöppeninsiegel d. Gemeinde Danckerode" zeigt als Siegelbild einen Laubbaum mit einer an seinem Stamme befestigten Wage. Der Laubbaum stellt vermutlich die Dorflinde als Sinnbild der Bauerschaft vor, die Wage ist wohl Sinnbild der von Richter und Schöppen auszuübenden Gerechtigkeit.

Über die Geschichte des Ortes ist gar nichts bekannt.

Die nichts Eigenartiges bietende Kirche, welche einen gewölbten Altarraum hat, ist der Jungfrau Maria gewidmet. Das „Siegel der Lieben Frauen Kirche zu Dankerode" zeigt eine Kirche mit westlich vorliegendem Turm; ein anderes „Siegel der Rendantur d. Aerarii der Marien L. Fr. Kirche in Danckerode" zeigt ebenfalls ein Kirchengebäude, nur erscheint auf diesem der Turm doppelhaubig.

Ein drittes „Insiegel des Altars Unserer Lieben Frauen in Dankerode“ enthält die Bemerkung: „Renov. 1710“, sodass also als das Jahr des letzten Umbaues des jetzigen Kirchengebäudes das Jahr 1710 anzusehen sein dürfte.

Auf dem Turme hängen drei Glocken von 1,13, 0,95 und 0,73 m Durchmesser, deren grösste im Jahre 1839 C. H. Stützer in Benneckenstein gegossen hat, während die beiden übrigen im Jahre 1726 von Arnhold Geyer in Nordhausen gegossen worden sind.

Endorf.

[G] Kirchdorf, 12 km nordwestlich von Hettstedt, unweit der Conradsburg nach Osten zu, vormals im Schwabengau und zwar in der Freiherrschaft Arnstein, bezw. im geistlichen Banne Gatersleben gelegen. Der Name des Ortes[1]) (urkundlich wohl schon 934 Emmundorp, 1215 Ennendorp, 1381 Eynendorp, 1387 Endorff, 1400 Emmendorp und Ennendorp, 1534 Endorff) bedeutet entweder Dorf des Emmo oder des Enno. Ganz undenkbar wäre aber auch nicht, dass Enno hier nur eine Zusammenziehung des Namens Egino wäre, der in der Familie der benachbarten Dynasten von Conradsburg gebräuchlich war. Das Siegel der „Gemeinde zu Endorf“ zeigt eine männliche Gestalt, welche in der Rechten eine Blume hält, vielleicht eine Andeutung, dass die Dorfflur ertragreichen Boden habe. Über dem Manne erblickt man eine fünfzinkige Krone.

[S] Die Kirche, deren Schutzheiliger unbekannt ist, stammt aus verschiedenen Zeiten. Der Altarraum mit seinem halbachteckigen Schluss scheint eine alte Kapelle gewesen zu sein, die aber mit dem Schiff einen Umbau erfahren hat, bei welchem die ursprünglichen Spitzbogenfenster verschwunden sind. Der Turm ist ganz neu am westlichen Giebel des Schiffes angesetzt und enthielt ein gekuppeltes, etwas rohes Rundbogen-Fenster. Auf dem Altar befindet sich der Rest eines Schreines, welcher das heilige Abendmahl flach erhaben darstellt, mit ungeschickten hässlichen Figuren; die Seitenflügel sind gemalt und sehr hässlich retouchiert.

[B] Ein in die südliche Wand eingelassenes Grabdenkmal enthält in hübschem Renaissance-Rahmen, der auf einem volutengezierten Unterteil ruht und von einem flachgieblig gedeckten Architrav gekrönt wird, den Gekreuzigten mit den beiden Frauen. Der Architrav trägt die Inschrift:

BASILII IACET HIC TENLERI PRIMA PROPAGO
MASCVLA CVI MORIENS CAVSA DOLORIS ERAT
IN TERRIS NONDVM VITALES VIDERAT AVRAS
AT MENS AETERNAE MVNERA LVCIS HABET

Auf Deutsch:

Hier ruht der erste männliche Spross Basilius Tenlers,
Dem er durch seinen Tod Schmerzen und Kummer gebracht.
Hier auf Erden sah er noch nicht den Schimmer des Lebens,
Aber die Seele geniesst ewigen Lichtes Geschenk.

---

[1]) Die von manchen auf diesen Ort bezogenen Namen Emmalesthorpe und Emmelstorp (1046 und 1073) sind sicher nicht auf Endorf zu deuten.

Auf dem Unterteile stehen die Worte: den letzten novembris anno 1578.

Es handelt sich also hier um einen bald nach der Geburt gestorbenen Sohn Basilius Tenlers.

Unter der Orgelempore, die sonst neuer Zeit angehört, steht noch eine Holzstütze von der früheren Empore mit der Jahreszahl 1556, deren Oberteil die für jene Zeit charakteristische Walze an der Stirnseite trägt, die sich sonst an Balkenköpfen findet.

Auf dem Kirchhofe an der Südseite befinden sich einige bemerkenswerte Grabmäler. Das eine ist ein ganz mit Rokokoblattwerk bedeckter Obelisk, der auf viereckigem, reichgeschmücktem Postamente ruht. Dieser Obelisk ist oben abgestumpft und trägt einen etwas ausladenden Aufsatz in Gestalt einer niedrigen Urne, deren unterer bauchiger Teil mit Blättern verziert ist. Den Abschluss bildet eine daraufstehende Knabenfigur, die sich auf einen Schild stützt. Dieser zeigt einen nach links (v. B.)schreitenden Löwen, der in den Vorderpranken zwei Streifen zweifelhafter Art hält. Es ist das Denkmal des Herrn Busso Schrader, „Erb und Rittersassen zu P.... slitz und Hochfreyherr.... 1759."

[S] Auf dem Turme hängen drei Glocken von 1,08, 0,85 und 0,67 m Durchmesser. Die beiden grösseren sind im Jahre 1700 von Johann Jacob Hoffmann in Halle, die kleine ist 1770 von Friedrich Brackenhoff in Halberstadt gegossen.

Ermsleben.

[G] Kleine Stadt, 15 km nordwestlich von Hettstedt auf dem rechten, erhöhten Ufer der Selke, vormals im Schwabengau in der Grafschaft Falkenstein, bezw. in dem Halberstädter Archidiakonatbezirke Gatersleben gelegen. Der Ortsname, dessen ursprüngliche Form später mancherlei auffallende Entstellungen erfahren hat, lautete 1045 Anegrimislebo, 1118 und 1162 Anegrimesleve, 1221 Amgegmesleve (!), 1276 Enegremesleve, 1296 Enegremsleve, 1303 Enegrimsleve, 1322 Engermesleve, 1330 Enegremersleve (!), 1332 Eneghemersleve (!), 1334 Enegrimersleve, 1366 Enegermesleve, 1367 Engremsleve, 1400 Engremsleve alias Ermsleve, 1426 Ermesleven, 1431 Ermsleve, 1451 Ermslebin und enthält zweifellos den schon im achten Jahrhundert nachweisbaren Personennamen Anagrim, bedeutet also Erbgut des Anagrim. Ein dicht dabei gelegenes, jetzt wüstes Dörfchen Klein-Ermsleben (Anegremsleve minor) wird schon 1155 genannt. Damals sass daselbst ein freies Geschlecht, von welchem Mitglieder als Schöffen eines Landtages in Aschersleben erwähnt werden, nämlich Volcmarus de minori Anegremesleve et eius filii Conradus, Gero, Otto. Der Zusatz minori ist deshalb wichtig, weil aus ihm erhellt, dass diese Herren von Ermsleben nicht etwa in Grossen-Ermsleben sassen, also auch nicht Herren der zu dem dortigen Schlosse gehörigen Herrschaft gewesen sein können, wie manche behauptet haben. Dagegen spricht auch noch, dass schon vor ihrem Aussterben die Grafen von Falkenstein als Herren der Herrschaft Ermsleben erscheinen. Als solche Herren von (Klein-) Ermsleben erscheinen ferner noch 1162 Gero de Anegrimesleve, 1221 Olricus de Amgegmesleve, sämtlich edlen Geschlechts. Dagegen dürften die folgenden: 1321 Henricus de Enggerimsleve miles, 1323 strenuus miles Hinricus de Hoyem dictus de Enegremesleve; desgleichen: 1319 Sparrebom, Bherent und Albrecht Rant, Knapen, beseten to

Engermessleven, 1326 Albertus Rant famulus und Hinricus de Hoyem miles, 1332 Albertus Rant famulus ebenso zweifellos Ministerialen sein, die nicht in Klein-Ermsleben sassen, sondern auf dem Schlosse Ermsleben als Burgmannen hausten. Da nach Schaumann[1]) Graf Hoyer von Falkenstein nach dem Tode seines Bruders Burchard III. (IV.), welcher 1215 starb, aus dessen Erbschaft das Schloss und Städtchen Ermsleben vorab erhielt, so muss das Schloss zu Ermsleben, welches westlich von der Stadt liegt, von den Grafen von Falkenstein — doch bleibt ungewiss von welchem, und wann — erbaut worden sein, und es muss nicht unbedeutend gewesen sein, da mehrere Burgmannenfamilien in Ermsleben erwähnt werden. Ausdrücklich wird das Schloss zum erstenmale im Jahre 1332 urkundlich genannt (castrum in Eneghemersleue), denn in diesem Jahre schenkte der letzte Graf Burchard von Falkenstein dem Hochstift Halberstadt nicht nur das Schloss Falkenstein, sondern auch Schloss und Stadt Ermsleben (castrum et oppidum Eneghemersleve). Gleich darauf verpfändete der Bischof von Halberstadt beide Herrschaften seinem Domkapitel, löste sie aber schon 1334 durch Einsetzung eines andern Pfandes wieder aus (municiones Valkenstein et Enegrimersleve). Fortan blieb das Schloss von dem Bistum Halberstadt abhängig, wenn auch die Fürsten von Anhalt zeitweise den Besitz desselben beanspruchten und behaupteten; in der Folge wurde es bischöflich Halberstädtisches Tafelgut. Nach dem in Abels Alten Chroniken veröffentlichten Chronicon Ermslebiense (S. 690) „hat Ao 1530 D. Christoph Türck (eines Schusters Sohn von Leipzig) das Amt Ermsleben als ein Desolat von Kardinal Albrechten erbettelt, doch ohne des (Halberstädter) Kapitels Consens. Er hat die Stadt mit Gewalt um ihre Gerechtigkeit und unter das Amt bringen wollen, obwohl dieselbe diesem nur, was die Gerichte anbetrifft, unterworfen gewesen. Da nun die Stadt bei der Landesregierung darüber geklagt, ist es daher und aus anderen Ursachen gekommen, dass ihm Erzbischof Albrecht das Haus (Ermsleben) wieder genommen. Im Jahre 1546 nahm Graf Albrecht von Mansfeld kurz nach Weihnachten Ermsleben und Conradsburg im Namen des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen ein; nachdem jedoch Kaiser Karl V. diesen besiegt hatte, hat D. Türck zu Halle von ihm erlanget, dass ihm beides sollte restituiert werden. Da aber D. Türck noch im selben Jahre starb, nahm Kurfürst Moritz von Sachsen nebst seinem Bruder August Ermsleben wieder in Besitz. Im Jahre 1567 erhielten die Söhne Heinrichs von Hoym auf Wegeleben, Christoph und Albert, welche durch ihre Mutter mit dem Dr. Türck verwandt waren, Schloss und Stadt Ermsleben pfandweise auf 60 Jahre vom Domstift Halberstadt, bedrängten aber die Stadt dermassen, dass es beinahe zu einer Empörung der Bürger kam, bis schliesslich im Jahre 1591 die Irrungen von der bischöflichen Landesregierung beigelegt wurden. Nach der Säkularisation des Stifts Halberstadt mussten die Herren von Hoym 1712 ausser andern Besitzungen auch Ermsleben und Conradsburg an den König Friedrich I. von Preussen herausgeben, der daraus königliche Ämter (Domänen) machte.“ Noch jetzt ist das Schloss mit Zubehör eine Domäne mit grossem Garten. Das Schlossgebäude ist so oft und durchgreifend umgebaut worden, dass nichts Altertümliches übrig geblieben ist.

---

[1]) Gesch. d. Grafen von Valkenstein S. 46.

Bei seiner günstigen Lage in fruchtbarer Gegend an einem reichlich fliessenden Wasser erwuchs das Dorf Ermsleben, zumal es auch durch die spätestens gegen Anfang des dreizehnten Jahrhunderts erbaute Burg geschützt war, schon früh zu einem Flecken, beziehungsweise zu einer Stadt. Schon 1298 wird es ausdrücklich als Flecken (oppidum Enegremsleve) bezeichnet und so später noch öfter. Es wurde frühzeitig mit Mauern umgeben und besass drei Thore: das Aschersleber, das Conradsburger und das Wasser-Thor. Die östliche Vorstadt heisst Niederdorf, die südliche die Neustadt, die westliche die Weberstrasse. Nur zwei Strassen führen besondere Namen, das sind die Südenstrasse und die Bergstrasse. Marktplätze sind nur dem Namen nach vorhanden, da sie weiter nichts sind, als erweiterte Strassen. Im Anfange des 15. Jahrhunderts sollen durch einen Brand alle Nachrichten über die Stadt verloren gegangen sein.

Beachtung verdient das Stadtsiegel. Alte Petschafte sind zwar nicht mehr vorhanden, aber das jetzige Siegel mit der Umschrift: „Der Magistrat zu Ermsleben" zeigt eine Stadtmauer und über dem offenen Thore einen mit Fenstern versehenen runden Turm. Diesem zur Seite erblickt man auf der Mauer links den Anhaltischen Wappenschild, rechts einen mit Adlerflug geschmückten Helm, über dem Turme aber und den genannten Seitenstücken drei fliegende Vögel.

Was die Bedeutung dieses Siegels anbetrifft, so ist Folgendes zu bemerken: Schaumann a. a. O. S. 127 hält die drei auffliegenden Vögel für das eigentliche Wappen von Ermsleben und glaubt nicht, dass hier ein älteres persönliches Wappen vorliege, vielmehr, dass der Oberherr der Herrschaft sich des dinglichen Wappens der letzteren bedient habe. Jedoch diese Auffassung ist durchaus unhaltbar. Denn das eigentliche Siegelbild der Stadt Ermsleben ist die Mauer mit Thorturm als Zeichen des der Gemeinde zustehenden Stadtrechts, alles übrige aber sind lediglich Beizeichen zur Andeutung der Landesherrschaft, welcher Schloss, Stadt und Gebiet zuständig war, das sind in älterer Zeit die Grafen von Falkenstein, auf welche erstens der mit dem offenen Fluge verzierte Falkensteinsche Helm auf der Mauer hinweist, wie er auch auf dem Siegel des Grafen Otto IV. von Falkenstein vorkommt, und zweitens die drei fliegenden Falken, das eigentliche Geschlechtswappen des Falkensteiner Geschlechts, nur dass hier die ursprünglich einfache Zahl des Wappentieres verdreifacht ist, was in der Regel geschah, wenn man andeuten wollte, dass der Siegelinhaber der jüngere Spross eines Geschlechtes sei.[1] Auf eine Landesherrschaft in späterer Zeit dagegen weist das ebenfalls auf die Stadtmauer gesetzte Anhaltische Wappen hin, dessen Träger, wie gezeigt wurde, eine Zeit lang den Besitz der Herrschaft Ermsleben beansprucht und behauptet haben.

Im Jahre 1530 erhielt die Stadt vom Kaiser Karl V. zwei Jahrmärkte bewilligt, sah aber ihren Wohlstand wiederholt von Gefahren bedroht. Im Jahre 1553 zu Anfang der Ernte drang Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach mit seinem Volk ins Stift Halberstadt und befahl, Ermsleben, wo er das Nachtlager gehalten, nachdem es seine Reiter geplündert, anzustecken, aber den Bitten Ernsts von Mandelsloh, der nachher ein Rittergut zu Hedersleben in der Grafschaft Mansfeld besass, gelang es, ihn zum Widerruf seines Befehls zu bestimmen.

---

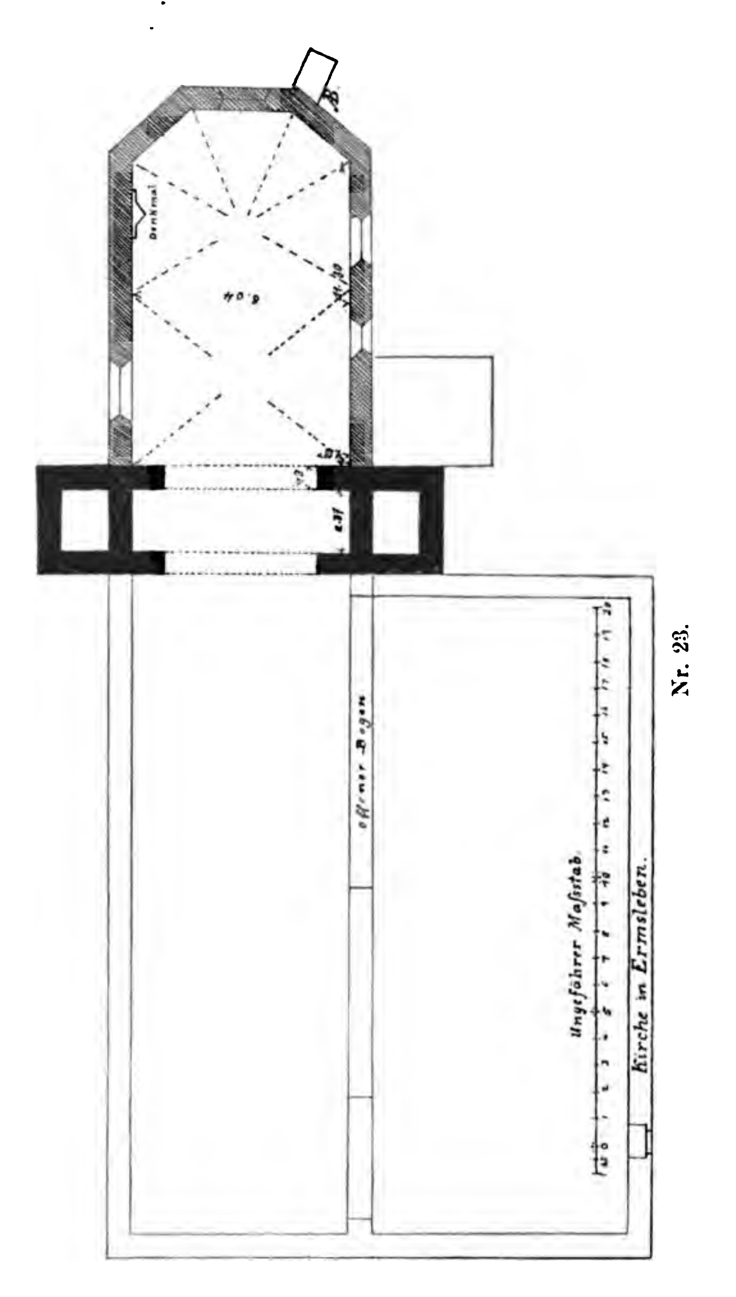
[1] Vgl. die Abbildung des Wappens des Grafen Hoger de Valkensten bei Schaumann a. a. O. S. 127.

Im Jahre 1565 raffte eine Pest in Ermsleben 550 Menschen hinweg. Im Jahre 1717 erlitt die Stadt einen grossen Brandschaden. Ob bei demselben auch das Rathaus abgebrannt ist, ist unbekannt; jedesfalls stammt es aus neuerer Zeit.

Die (einzige) Kirche der Stadt ist dem h. Papst Sixtus II., dem Mitpatron des Stiftes Halberstadt, gewidmet und sicherlich sehr früh gegründet worden, wenn auch dahingestellt bleiben muss, ob die Annahme, Bischof Haimo von Halberstadt (840—853) habe sie gegründet, da er sich oft zu Ermsleben aufgehalten und daselbst gepredigt habe, mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Die Wahl des Mitpatrons des Stiftes Halberstadt, des h. Sixtus, zum Schutzheiligen der Kirche, welcher in den ältesten Zeiten des Bistums Halberstadt vielleicht höherer Ehre genoss, als später, könnte jedoch dafür sprechen. Die früheste schriftliche Spur von dem Vorhandensein der S. Sixtikirche ist die Erwähnung des Pfarrers und Erzpriesters Hoyer an derselben (Hoyerus plebanus in Enegremsleve ac archipresbiter banni Gatersleve), welcher im Jahre 1296 in Ermsleben eine Synode abhielt (me presidente synodo in Enegremsleve) und auch 1298 noch einmal erwähnt wird.

Auch der Umstand, dass der Pfarrer der Sixtikirche Erzpriester war, deutet auf hohes Alter und einige Bedeutung der Kirche. Ein anderer Pfarrer dieser Kirche, vielleicht der unmittelbare Nachfolger Hoyers, hiess Florinus. Er wird 1322, 1326 und 1331 urkundlich erwähnt (dominus Florinus plebanus de Enegremsleve). Von den späteren Pfarrern mag nur noch als erster evangelischer Prediger in Ermsleben Johann Senger erwähnt werden, der im Jahre 1535 sein Amt antrat. Patrone und Lehnsherren der Kirche waren in ältester bekannter Zeit die Grafen von Falkenstein, wie daraus hervorgeht, dass im Jahre 1322 Graf Otto von Falkenstein das Patronatsrecht seiner S. Sixtikirche in Ermsleben (ius patronatus ecclesie nostre sancti Sixti in Engermesleve) seinem Sohne Burchard übertrug. Dieser aber übertrug dieses Recht laut einer Urkunde des Abtes Johannes von Conradsburg vom Jahre 1369 bald nach 1332 dem Kloster Conradsburg, welches ja ebenfalls dem h. Sixtus geweiht war.

[B] Das jetzige Kirchengebäude macht einen recht trübseligen Eindruck. Es ist eine etwas wirre Zusammenstellung verschiedener, in keiner Weise mit einander harmonierender Teile (Nr. 23 Grundriss). Ein schmuckloses Langhaus, dem ein nicht unbedeutend breiteres Seitenschiff an der Südseite nachträglich angefügt ist, schliesst sich an eine uralte romanische Turmanlage an und wird jenseits des Turmes durch einen zweiteilig im Spitzbogen gewölbten, im halben Achteck geschlossenen Chorraum fortgesetzt. Die Gewölbe sind unglaublich roh und ungeschickt ausgeführt, sodass man meinen könnte, man hätte hier in Ermsleben zum ersten Male im Abendlande einen Gewölbebau versucht. Strebepfeiler fehlen mit Ausnahme eines an der Südostseite, der nachträglich davorgelegt sein wird. Der interessanteste Teil der Kirche ist der dreiteilige Turm, der vielleicht von dem ersten in Stein ausgeführten Kirchenbaue übrig geblieben ist. Die Seitenteile sind nicht zu derselben Höhe geführt, wie der ungewöhnlich schmale Mittelbau; sie sind meist nur als Treppenanlagen zu betrachten, die aber zugleich dazu dienten, die drei Schiffe der Kirche, die man hiernach als einst vorhanden anzunehmen berechtigt ist, abzuschliessen, freilich nicht im Westen, sondern als östlicher zwischen Langschiff und Altarraum eingeschobener Querbau, eine in unserer Gegend, überhaupt in ganz Norddeutschland sehr seltene Anlage. Zwei grosse Rundbögen



verbinden den Mittelraum der Turmanlage mit West- und Ostteil; der letztere wird, wenn man nach ähnlichen Anlagen auf diese schliessen darf, eine unmittelbar sich vor den östlichen Rundbogen legende Absis gewesen sein; doch wäre es natürlich auch möglich, dass ein Chorquadrat die beiden Teile von einander geschieden hätte. Bei der einzigen Kirche der Art in der Nachbarschaft, der jetzt verödeten frühromanischen Kirche in Suderode, schliesst die Absis unmittelbar an den Turm an. Ähnlich verhält es sich bei den Kirchen in Gangloffsömmern

und Ottensen im Kreise Weissensee, wie bei der Severikirche in Erfurt. (Die der Ermsleber in ihrer jetzigen Gestalt sehr ähnliche Stadtkirche in Artern hat östlich einen länglich rechteckigen Altarraum.) Das später angebaute südliche Seitenschiff ist durch einen 11 m weiten Rundbogen mit dem Hauptschiffe verbunden.

Die Kirche hat einige bemerkenswerte Kunstwerke aufzuweisen. An der Nordseite des Chorraumes, also dem Altar zur Linken, steht ein in guter Spätrenaissance ausgeführtes Grabdenkmal. Die dreiteilige Hauptwand ruht auf einfachem, ziemlich hohen Sockel. Die drei Felder werden von vier gut gearbeiteten Säulen getrennt und eingefasst, die ein Architrav tragen. Das linke Seitenfeld enthält wie das rechte zwei Reliefs übereinander, links oben das Abendmahl, unten die Geisselung Christi, der an eine hohe Säule gebunden ist; rechts oben Christus am Ölberge und die schlafenden Jünger, unten die Kreuztragung. Das Ganze wird durch einen rechteckigen Aufsatz mit der Himmelfahrt Christi abgeschlossen. Die Hauptfiguren des Denkmals sind aber die Gestalten des Ehepaares, zu dessen Gedächtnis das Kunstwerk errichtet ist. Ihre beiden lebensgrossen Steinbilder haben ihre Stelle auf einem aus dem Mittelfelde heraustretenden Vorsprunge gefunden, dessen Grundfläche ein gleichseitiges Dreieck ist und auf der Verkröpfung — wenn der Ausdruck bei einem Dreieck gestattet ist — des obenerwähnten Sockels ruht. Die Spitze des Dreiecks trägt eine den übrigen vieren gleichende Säule und diese mit den Mittelsäulen gemeinsam die heraustretende Fortsetzung des Architravs. So entsteht also ein baldachinartiger Vorbau, unter dem linker Hand ein Mann in Rüstung, rechts eine Frau knieet. Die beiden Gestalten ganz besonders verraten einen tüchtigen Künstler. Wer aber das so verewigte Ehepaar ist, lässt sich nicht sagen, da keine Inschrift uns darüber aufklärt. Nach der Überlieferung soll der Ritter einen Herrn von Vitzenhagen darstellen. In einer Hettstedter Urkunde vom 20. Juli 1331 wird ein Heinricus de Viscenhagen genannt, dessen Familie dieselbe sein mag, der unser Ritter angehört, sein Wohnort wird zwar nicht genannt, aber ein Pfarrer Florinus aus Ermsleben, von dem schon oben die Rede war, ist unter den Zeugen mit aufgeführt, die übrigens alle aus der Umgegend stammen.

An der Westseite des Seitenschiffes sind in die Wand eingelassen die lebensgrossen Hochreliefs zweier Ritter. Der eine in prächtiger stolzer Haltung ist nach der nur teilweise lesbaren Inschrift „der etle und gestrenge .... QWIRW (?)1602; der andere, in ruhiger Haltung dastehend, ist LVDOLF VON HM (?) 1561. Die Arbeit ist bei beiden gleich tüchtig und steht der des erwähnten Grabdenkmals nicht nach.

[G] Dass die Familie von Hoym die Ermsleber Kirche zur Beisetzung ihrer Mitglieder benutzte, ergiebt sich aus einer Nachricht des Chronicon Ermslebiense, laut welcher am 15. November 1590 Hans Heinrich von Hoym, Christoph von Hoyms Sohn, von dem Quedlinburgischen Hauptmann Balthasar Wurm auf der Jagd tödlich verwundet und nach seinem am 22. November erfolgten Tode in der Kirche zu Ermsleben begraben worden ist.

[S] Der Taufstein trägt die Jahreszahl 1567; Altar und Kanzel zeigen sehr nüchterne Barock-Formen. *[B]* Der Altar hat im Hauptfelde eine Kreuzigungsgruppe; am Kreuze stehen die beiden Frauen. Links (vom Beschauer) von diesem Mittelfelde steht die Figur des Johannes, rechts die des Moses, als die Vertreter des alten und neuen Bundes. Beide sind durch je eine korinthische

Säule vom Mittelfelde getrennt. Über dem Ganzen ruht ein Aufsatz mit der Auferstehung Christi, zu beiden Seiten sieht man je einen Engel.

Laut einer Inschrift ist dieser Altar gebaut von Johann Caspar Krippendorff, Ermsleber Bürger, im Jahre 1755.



Nr. 24.

Ihrer Bestimmung erhalten ist noch eine Chorstuhlwange, mit reichem gotischen Rankenwerk in erhabener Ausführung geschmückt. (Nr. 24.) Die Rückenstücke dieses schönen Stuhles sind meist verloren, nur zwei Tafeln davon haben sich, zu Bänken verarbeitet, in der Verbreiterung des Hauptschiffes erhalten.

[S] Der im Grundplane oblonge Turm ist mit einer schlanken Schieferspitze versehen, zu welcher sich die Eckgrate lang emporziehen. Auf demselben hängen drei Glocken, aber so unbequem für den Beschauer, dass dadurch deren Betrachtung sehr erschwert ist. Sie haben 1,33, 1,08 und 0,49 m im Durchmesser. Die grösste ist 1677 von Jakob Wenzel in Magdeburg, die mittlere 1791 von Brackenoff in Halberstadt, die kleinste 1559 gegossen, doch ist der Name des Giessers nicht angegeben. Merkwürdig ist sie dadurch, dass die Worte anno domini trotz der späten Zeit noch in got. Minuskeln dargestellt sind, die Jahreszahl aber so:

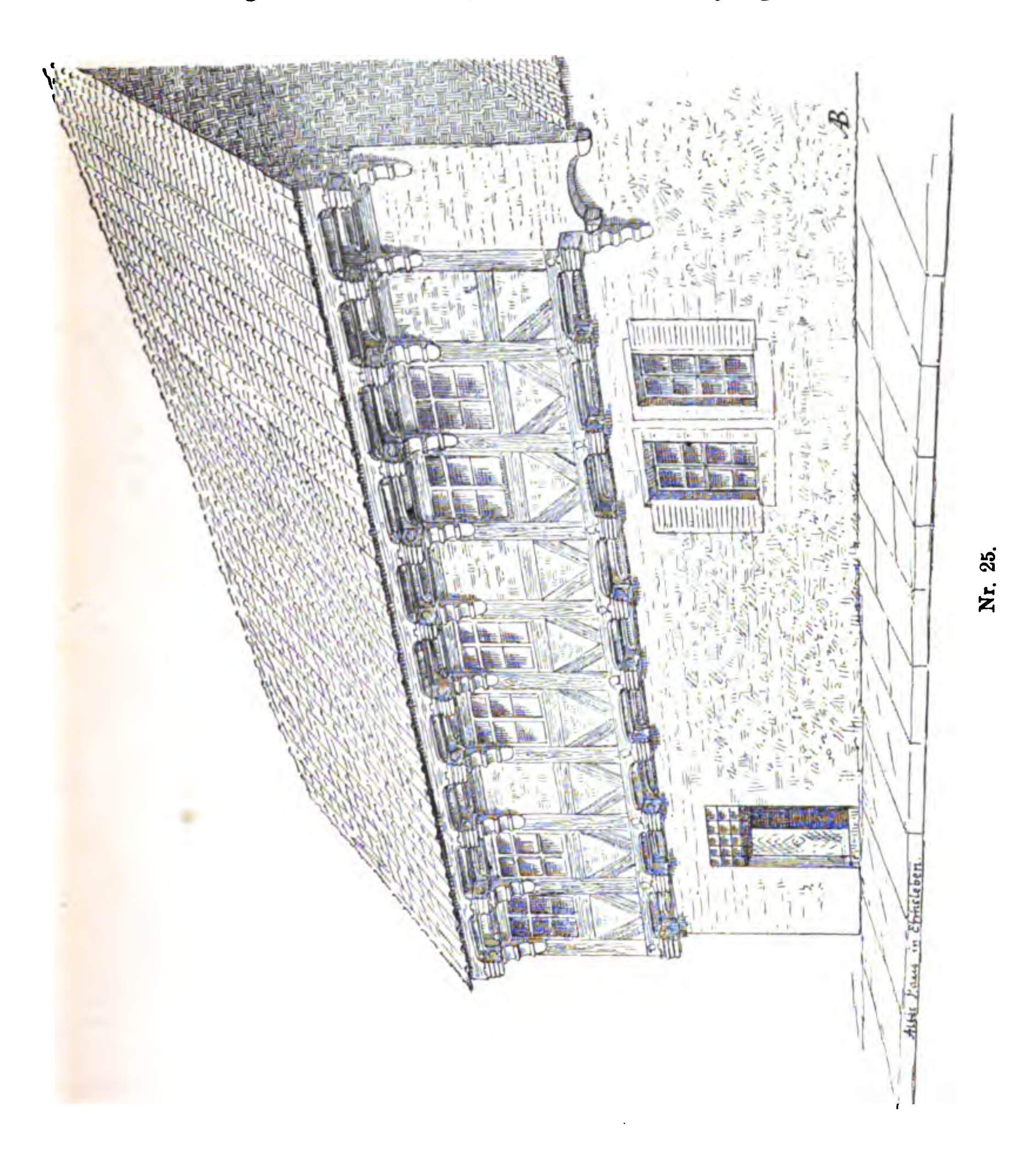
1 ∘ 5 ∘ 5 ∘ 9.

[B] Das ausserhalb des Conradsburger Thores gelegene Hospital S. Crucis hat nichts Altertümliches an sich.

Erwähnt mag noch werden, dass nach einer Ortsüberlieferung die Tempelherren hinter der Kirche zu Ermsleben an der Stelle des von Windheimschen Hofes und des Diakonats einen Hof gehabt haben.

An Profangebäuden hat die Stadt nur eins aufzuweisen von kunstgeschichtlicher Bedeutung. Dies ist nicht etwa das sehr einfache und trotz seiner beiden spitzgiebeligen Aufsätze nüchterne Schloss, das nur dem das Ganze überwuchernden Epheu sein malerisches Aussehen verdankt, sondern ein Bürgerhaus mit reicher Holzarchitektur (Nr. 25). Es trägt alle Merkmale der Frühzeit der in die Holzarchitektur eindringenden Renaissance und gehört deshalb der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts an. Die Balkenköpfe, deren Stirnseite mit lauter Rundstäben umsäumt ist, die oben mit einer Hohlkehle abgeschlossen werden und deren Seiten mit Rosetten geschmückt sind, ruhen scheinbar auf dreifach gegliederten Konsolen, die mit ihrem untern, eine Rosette tragenden Teile in die Wand verlaufen. Die Saumschwelle ist zwischen den Balkenköpfen durch von Rundstäben eingefasste Hohlkehlen belebt, deren Ecken blattähnlich ausgefüllt sind. Das darunterliegende weit zurücktretende Füllholz zwischen den Wangen

der Balkenköpfe wiederholt dieselbe Bildung. Die Saumschwelle, die das Obergeschoss trägt, ist ausserdem über den Köpfen mit kleinen Wappenschildern verziert. Das Erdgeschoss ist massiv, es wird aber seine jetzige Gestalt behalten



Nr. 25.

haben, denn sonst würden die Konsolen nicht fehlen, von denen sich nur eine erhalten hat.

Die wenigen Fachwerkhäuser, die Ermsleben sonst noch enthält, gehören der spätesten Zeit der Verflachung des Holzbaustiles an und verdienen keine Erwähnung.

Falkenstein.[1]

[G] Ein im Schwabengau bezw. im Halberstädtischen Harzbanne auf waldiger Höhe, nicht weit von der Burg Anhalt, an der Selke herrlich gelegenes Schloss, das zweite dieses Namens. Denn nur wenig aufwärts von dem jetzigen Falkenstein liegt, ebenfalls an der Selke, der noch durch Mauertrümmer gekennzeichnete „alte Falkenstein“, die Stätte einer vermutlich von dem Kaiser Heinrich IV. zur Überwachung der Sachsen am Harzrande erbauten Burg. Nach einer Angabe des Annalista Saxo wurde diese Burg im Jahre 1115 nach der Schlacht am Welfesholze, wie auch die Burg zu Wallhausen, von den Sachsen unter Führung des Herzogs Lothar zerstört, weil von dort aus der kaiserliche Feldhauptmann, der Graf Hermann von Winzenburg, die Gegner des Kaisers wiederholt belästigt hatte. (Dux Liuderus ad iniuriam Herimanni comitis Valkenstein et Walehusen propter latrocinia et predas, que inde fiebant, destruxit.) Seitdem ist von diesem Falkenstein nicht mehr die Rede; die Burgstätte ist also schwerlich je wieder bebaut worden.

Aber nur wenige Jahre nach Zerstörung des alten Falkensteins wurde bereits ein neues Schloss desselben Namens etwas unterhalb des alten gegründet. Die Erbauer des neuen waren die Edlen von Conradsburg, welche bisher auf dem südlich von Ermsleben gelegenen Schlosse gleiches Namens gehaust hatten und, wie die Edlen von Hecklingen und Grafen von Plötzke, von Egeno von Hecklingen (Kakelinge) abstammten. Egeno der Ältere von Conradsburg, welcher um den Anfang des 11. Jahrhunderts lebte und ein Enkel Egenos von Hecklingen war, ist als der Ahnherr der Edlen von Conradsburg zu betrachten. Sein Sohn Burchard I. beteiligte sich an dem Aufstande der Sachsen gegen den Kaiser Heinrich IV., was die Erbauung des alten Falkensteins gegen die Sachsen veranlasst haben mag. Diesem Burchard folgte sein Sohn Egeno der Jüngere, welcher im Jahre 1070 auf dem Reichstage zu Goslar gegen den Baiernherzog Otto von Nordheim die schwere Anklage erhob, derselbe habe ihn zur Ermordung des Königs dingen wollen, und sich erbot, die Wahrheit seiner Anklage durch Zweikampf vor dem Könige zu erweisen. Im Jahre 1073 soll er von dem über seine Räubereien entrüsteten Volke geblendet worden sein; gleichwohl erschlug er zwischen 1073 und 1083, vermutlich aber nach 1076, den Grafen Adalbert von Ballenstedt. Ein Sohn dieses Egeno, Burchard II., heiratete die Gräfin Bia von Hillersleben und hinterliess mehrere Söhne, unter denen Burchard III. hervorzuheben ist. Dieser bis 1129 in Urkunden erwähnte Burchard von Conradsburg nennt sich bald so, bald auch Burchard Graf von Valkenstein, zum ersten Male im Jahre 1120. Man muss daher annehmen, dass schon wenige Jahre nach Zerstörung des alten Falkensteins Burchard II. von Conradsburg auf dem jetzigen

[1]) Mit der Geschichte der Grafen von Falkenstein befassen sich folgende Schriften: 1. Wohlbrück, Geschichtliche Nachrichten von den Grafen v. Valkenstein am Harz (in v. Ledebur, Allgem. Archiv II, 1—60) 1830. 2. Schaumann, Geschichte der Grafen von Valkenstein am Harz, Berlin, A. Duncker, 1847. 3. v. Ledebur, die Grafen v. Valkenstein am Harz und ihre Stammgenossen. 1847. 4. v. Heinemann, Noch Einiges zur Geschichte der Grafen von Valkenstein (in den Neuen Mitteil. IX, 3, 25—53) 1862.

Falkenstein den Bau eines neuen, von Natur festeren und versteckter, als die offener liegende Conradsburg, gelegenen Schlosses begonnen und dasselbe nach dem kurz zuvor zerstörten Falkenstein benannt hat, um es zum künftigen Stammsitze seines Hauses zu erheben. Da sich nun sowohl Burchard II. wie Burchard III. wechselnd bald von Conradsburg, bald von Valkenstein nennen und erst seit 1142 der letztere Name der ausschliesslich gebrauchte wird, so darf weiter angenommen werden, dass in der Zeit von 1118—1140 der Bau des Schlosses Falkenstein stattgefunden hat, dass die Edlen von Conradsburg während dieser Zeit teils noch auf ihrem alten Stammsitze, teils aber auch schon auf dem neuen wohnten, umsomehr, als um dieselbe Zeit (seit 1120) auf Conradsburg ein Kloster erscheint, dessen Einrichtung mit dem Neubaue des Schlosses Falkenstein ohne Zweifel Hand in Hand gegangen ist. Erst mit dem Einzuge des Conradsburgischen Geschlechts in die vollendete neue Burg Falkenstein und der Mönche in das vollendete Kloster Conradsburg gewann der neue Name des Geschlechts Dauer. Dass zur Verlegung des Stammsitzes nach dem Falkenstein die Rücksicht auf die grössere Festigkeit und die verstecktere, geschütztere Lage der neuen Burg beigetragen hat, ist sehr wahrscheinlich; der Hauptgrund zur Aufgabe des alten Stammsitzes aber und zur Verwandlung desselben in ein Benediktinermönchskloster mag die Absicht Burchards II. gewesen sein, den an dem Grafen Adalbert von Ballenstedt von seinem Vater Egeno begangenen Mord durch Errichtung einer kirchlichen Stiftung zu sühnen und zu gleicher Zeit für seine Familie eine Erbbegräbnisstätte herzurichten, ein Umstand, der es auch erklärlich macht, dass die Grafen von Falkenstein Schirmvögte des auf ihrer Ahnenburg errichteten Klosters wurden und, so lange ihr Geschlecht dauerte, gewesen sind. Seit 1155 nennen sich die Angehörigen des Geschlechts (zuerst Burchard III.) Grafen von Falkenstein. Worauf sich die Annahme des Grafentitels seitens derselben eigentlich gründet, ist noch nicht mit Sicherheit ermittelt. Wahrscheinlich stützt sich dieselbe darauf, dass Burchard II. die Grafschaft Billingshoch bei Magdeburg, zwischen Elbe, Ohre und Sülze, verwaltete. Jedesfalls besassen die Edlen, später Grafen von Falkenstein ihre Stammherrschaft als völlig unabhängiges Allodium.[1]) Zu derselben gehörten an noch bestehenden Orten: Ermsleben, Sinsleben, Meisdorf, Molmerschwende, Pansfelde, Wieserode, Neu-Platendorf, Hohenberg, Conradsburg und doch wohl auch Endorf; an eingegangenen: Esterndorf und Klein-Ermsleben bei Ermsleben, Berlingen bei Sinsleben, Wertheim bei Meisdorf, Akkenburg, Steilklink, Wiegerode, Duderode, Bauerode, Harrebrück, Horbeck, Leine u. a. In ältester Zeit hatte die Grafschaft vermutlich noch grössere Ausdehnung nach Südwesten zu in den Harz hinein, da nicht nur halb Dankerode auch später noch zu Falkenstein gehörte, sondern es den Anschein hat, dass auch das Amt Hain ursprünglich zu Falkenstein gehört hat. Zur Zeit des von 1211—1250 urkundlich erwähnten Grafen Hoyer von Falkenstein scheint die Grafschaft geteilt worden zu sein, so dass Hoyer den nördlichen Teil derselben erhielt. Weil aber hier das alte Stammschloss Conradsburg in mönchischer Hand war, nahm er — wie es scheint — seinen Hauptsitz in dem Schlosse zu Ermsleben, welches vielleicht erst er gebaut hat. Dieser

---

[1]) Wenn späterhin Stücke derselben als vom Reiche zu Lehen rührend bezeichnet werden, so erklärt sich das daraus, dass dieselben dem Reiche zuvor zu Lehen aufgetragen worden.

Hoyer war eine höchst bedeutende Persönlichkeit seiner Zeit, denn er war es, der vor dem Jahre 1211 den ihm befreundeten Anhaltischen Schöffen Eiko von Repchow zur Abfassung des Sachsenspiegels oder richtiger zur Übersetzung dieses in lateinischer Sprache bereits um 1180 vorhandenen, das sächsische Gewohnheitsrecht enthaltenden Rechtsbuches veranlasst hat, welches in seiner ursprünglichen Gestalt als Sachsenspiegel für ganz Norddeutschland, Preussen, Polen und einen Teil der jetzt russischen Ostseeprovinzen, in der nachgeahmten Gestalt als Schwabenspiegel aber für das übrige Deutschland Gesetzbuch geworden ist. Für die in Pröhles Reisehandbuch „Der Harz“ (S. 123) aufgestellte Behauptung, Eike von Repchow (der übrigens dort Eppo genannt wird!) habe den Sachsenspiegel auf dem Falkenstein geschrieben, was ja wohl möglich wäre, fehlt doch jeder Beweis. *[SG]* Die älteste, aus dem Jahre 1336 stammende, neuerdings in Oldenburg aufgefundene Handschrift dieser wichtigen Gesetzsammlung ist von Lübben, Oldenburg 1879, herausgegeben worden. Eine andere Handschrift aus dem Jahre 1369 befindet sich in Berlin; diese ist von Homeyer herausgegeben worden. Die ältesten Drucke des Sachsenspiegels sind folgende:

1. eine oberdeutsche Ausgabe aus dem Jahre 1474 von dem Bischof Theodorich von Bockstorf.
2. eine holländische, erschienen 1472 zu Gouda in Holland.
3. eine hochdeutsche von 1496, erschienen zu Augspurg bei Hans Schönsperger.
4. eine niederdeutsche von Wolf Loss, erschienen 1545 zu Leipzig.

[G] Da das älteste erhaltene Siegel eines Grafen v. Falkenstein dasjenige des Grafen Hoyer ist (abgebildet bei Schaumann a. a. O. S. 127.), so sei gleich hier das Wappen des edlen Geschlechts besprochen, welches im Jahre 1215 sich in zwei Linien mit den Sitzen Falkenstein und Ermsleben teilte. Das Wappen Hoyers besteht in einem ungeteilten dreieckigen Schilde, das drei auffliegende Vögel zeigt. Schaumann [1]) ist zweifelhaft, ob es Falken oder Adler seien, ja er ist sogar der Meinung, die drei auffliegenden Vögel seien gar nicht das gräfliche Wappen, sondern das Wappen von Ermsleben, dessen Hoyer als Oberherr des Gebietes für welches dieses Wappen galt, sich bedient habe; dasselbe sei also nur ein dingliches. Das wahre Falkensteinsche Familienwappen ergebe sich aus einem Siegel des Grafen Friedrich von Falkenstein (1256—1277), welches einen von oben herab der Länge nach geteilten, dreieckigen Schild zeigt, dessen rechte Hälfte einen halben Adler (Falken?), dessen linke je 2 Balken in Silber und Schwarz enthält. Jedoch diese Auffassung ist entschieden eine irrige. Vor allem ist es wohl über jeden Zweifel erhaben, dass Grafen von Falkenstein nicht einen Adler im Wappen haben können, dass also die Vögel im Wappen des Geschlechts, mögen sie nun einfach oder dreifach erscheinen, sämtlich Falken sind. Ferner ist die dreifache Verwendung des Wappentiers, wie sich aus ähnlichen Fällen zur Genüge ergiebt, nur eine spätere, zum Zweck der Unterscheidung jüngerer Linien gemachte Erweiterung des ursprünglich einfachen Wappenbildes, als welches man sich notwendigerweise bloss einen Vogel und zwar einen Falken denken muss. Dass das Wappen ursprünglich nur einen Falken enthielt, zeigt ja das oben besprochene geteilte Wappen selbst, in welchem der halbe Falke heraldisch rechts,

[1]) A. a. O. S. 127.

mithin an bevorzugter Stelle steht, woraus erhellt, dass ein Falke als das eigentliche ursprüngliche Wappenbild bezeichnet werden sollte, während die heraldisch links stehenden beiden Doppelbalken in Silber und Schwarz dem Falkensteinschen Wappen ursprünglich gar nicht angehören, sondern dem Wappen der Edlen von Hesnem entlehnt sind, seitdem Graf Friedrich v. F. die Erbtochter Clementa von Hesnem geheiratet hatte. Wenn sich dieser gespaltene Schild später beständig als Kern des Falkensteinschen Wappens wiederholt, so folgt aus dieser Wiederholung noch keineswegs, dass das Geschlecht von jeher einen gespaltenen Schild geführt habe. Ebensowenig aber ist das Wappen Hoyers um deswillen, weil der Falke in dreifacher Zahl später auch im Wappen von Ermsleben erscheint — Schaumann sagt wiederum irrig, die drei Vögel seien das Wappen dieser Stadt — als ein dingliches anzusehen, sondern zweifellos als ein Familienwappen. Denn wie anders hätte die Stadt Ermsleben wohl zu dem Wappentiere der Grafen von Falkenstein kommen sollen, wenn nicht so, dass sie das kennzeichnende Wappentier des damaligen Landesherren als Beizeichen ihrem Stadtzeichen hinzufügte? (Vgl. unter Ermsleben.)

Graf Otto IV. v. Falkenstein erwarb durch seine Heirat mit der Erbtochter Lutgardis von Arnstein um das Jahr 1300 nach dem Tode des Edlen Walther von Arnstein die Herrschaft Arnstein und nahm daher auch den Arnsteiner Schild mit dem Are in sein Wappen auf.[1]) Als jedoch der letzte weltlich gebliebene Sohn des Grafen Otto IV., namens Friedrich, im Jahre 1310 gestorben war, gelang es ersterem, den jüngeren seiner beiden geistlich gewordenen Söhne, Burchard IV., welcher Domherr in Halberstadt geworden war, zu bewegen, aus dem geistlichen Stande, natürlich unter Genehmigung der kirchlichen Behörden, wieder auszutreten und zu heiraten, um das drohende Aussterben des Geschlechts zu verhüten. Da jedoch Burchards Gemahlin Hedwig bald nach der Vermählung starb und ersterer sich zu einer zweiten Ehe nicht entschliessen konnte, so schenkte dieser letzte Spross des gräflichen Geschlechts im Jahre 1332 das Eigentum des Schlosses Falkenstein sowie des Schlosses Ermsleben mit allem Zubehör (castrum in Valkensten et castrum in Eneghemersleve cum opido et omnibus proprietatibus eisdem castris adiacentibus tam in villis quam in nemoribus), also die ganze allodiale Stammgrafschaft, dem Hochstifte Halberstadt, dem er zuvor als Domherr angehört hatte, zog nach Halberstadt in einen Domherrenhof und starb daselbst schon im Jahre 1334. Der Bischof von Halberstadt verpfändete die eben erst erlangten Schlösser an sein Domkapitel, machte aber schon 1334 die Grafschaft Falkenstein aus dieser Pfandschaft durch Einsetzung eines anderen Pfandes wieder frei. Zwar erhob Graf Albert von Regenstein, welcher mit Oda von Falkenstein, einer Schwester Burchards IV. v. F. vermählt war, Anspruch auf den ganzen Nachlass, gelangte auch zunächst mit Gewalt in den Besitz des Schlosses Falkenstein, aber schliesslich trug doch das Hochstift Halberstadt den Sieg davon. Die Burg wurde nunmehr von dem Bischof Halberstädtischen Burgmannen zur Bewachung übergeben; später besassen sie die Grafen von Mansfeld pfandweise 12 Jahre lang 1425—1437, dann verkaufte im Jahre 1437 das Hochstift Halberstadt

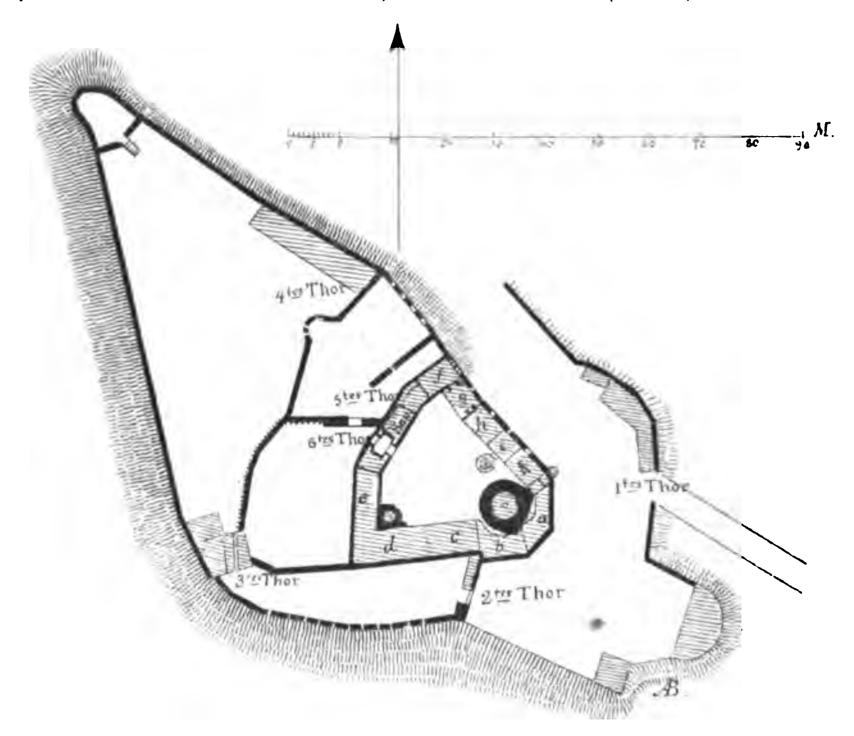
[1]) Vgl. die bei Schaumann S. 130 abgebildeten Siegel der Grafen Otto IV. und Burchard IV.

Schloss und Herrschaft Falkenstein an das aus dem Braunschweigischen stammende Geschlecht der Edlen von dem Asseburg, welches später auch die Grafenwürde erlangte und im Besitze dieser Erwerbung seit mehr als 450 Jahren geblieben ist bis auf den heutigen Tag.

Übrigens muss nach dem Tode Burchards IV. von Falkenstein der südwestliche Teil der Herrschaft durch eine zweite Schwester des Erblassers, namens Mechtild, welche mit dem Grafen Heinrich von Stolberg verheiratet war, an die Grafen von Stolberg gekommen sein. Dieser Teil umfasste die Ortschaften Hain, Strassberg, Ammerbach, Ewigkerode und halb Dankerode.

Wenden wir nunmehr unsere Aufmerksamkeit dem Schlosse selbst zu.

[GS] Der innere Hof des Schlosses, dessen Grundriss (Nr. 26) nachstehend folgt,



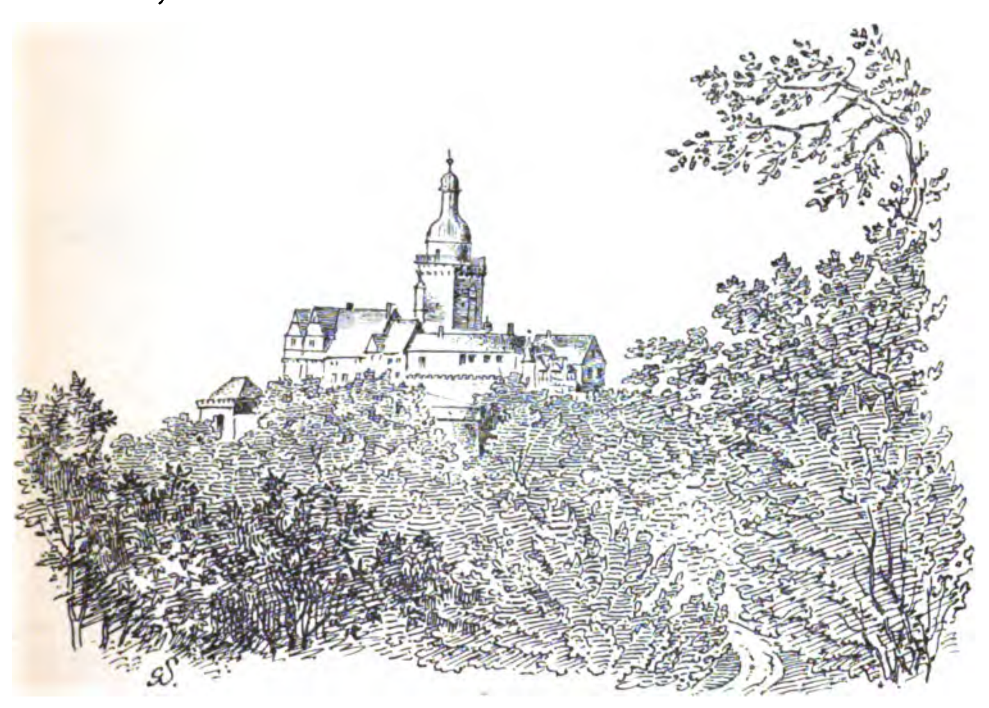
Nr. 26.

bildet ein unregelmässiges Viereck, dessen Gestalt durch die zur Verfügung stehende Scheitelfläche des Berges bedingt war, welche für eine andere Anlage und grössere Ausdehnung keinen Raum gewährte. Doch muss das Schloss gleich anfangs eine Burgkapelle erhalten haben, da bereits 1216 in einer auf demselben ausgestellten Urkunde ein Kapellan auf der Burg (Olricus sacerdos et capellanus in Valkensten) erwähnt wird. Auf dem Hofe befindet sich auch ein 63 m tiefer Brunnen. Das Schloss selbst ist nur von der Hochflächenseite her auf weitem Umwege bequem zugänglich, dort aber durch einen tiefen Einschnitt und eine Vorburg geschützt. Während des Mittelalters führte erst das siebente Thor in den inneren Schlosshof, jetzt sind indessen nur noch sechs aufzuweisen; auch hat man einen kürzeren Weg für Fussgänger

dadurch geschaffen, dass eine Treppe in vielfachen Windungen empor nach einer südlichen Pforte angelegt wurde. Der Fahrweg führt um das Schloss herum nach der Westseite, wo das durch Wagen erreichbare Thor sich befindet.

Sowohl die natürliche Festigkeit wie auch die versteckte und darum geschützte Lage des Schlosses war die Ursache, dass dasselbe von den Kriegsstürmen der folgenden Jahrhunderte nur wenig betroffen worden ist und sich darum seit dem Mittelalter nur wenig verändert hat, von zahlreichen Änderungen im einzelnen, wie sie das jedesmalige Bedürfnis der Bewohner erheischte, abgesehen.

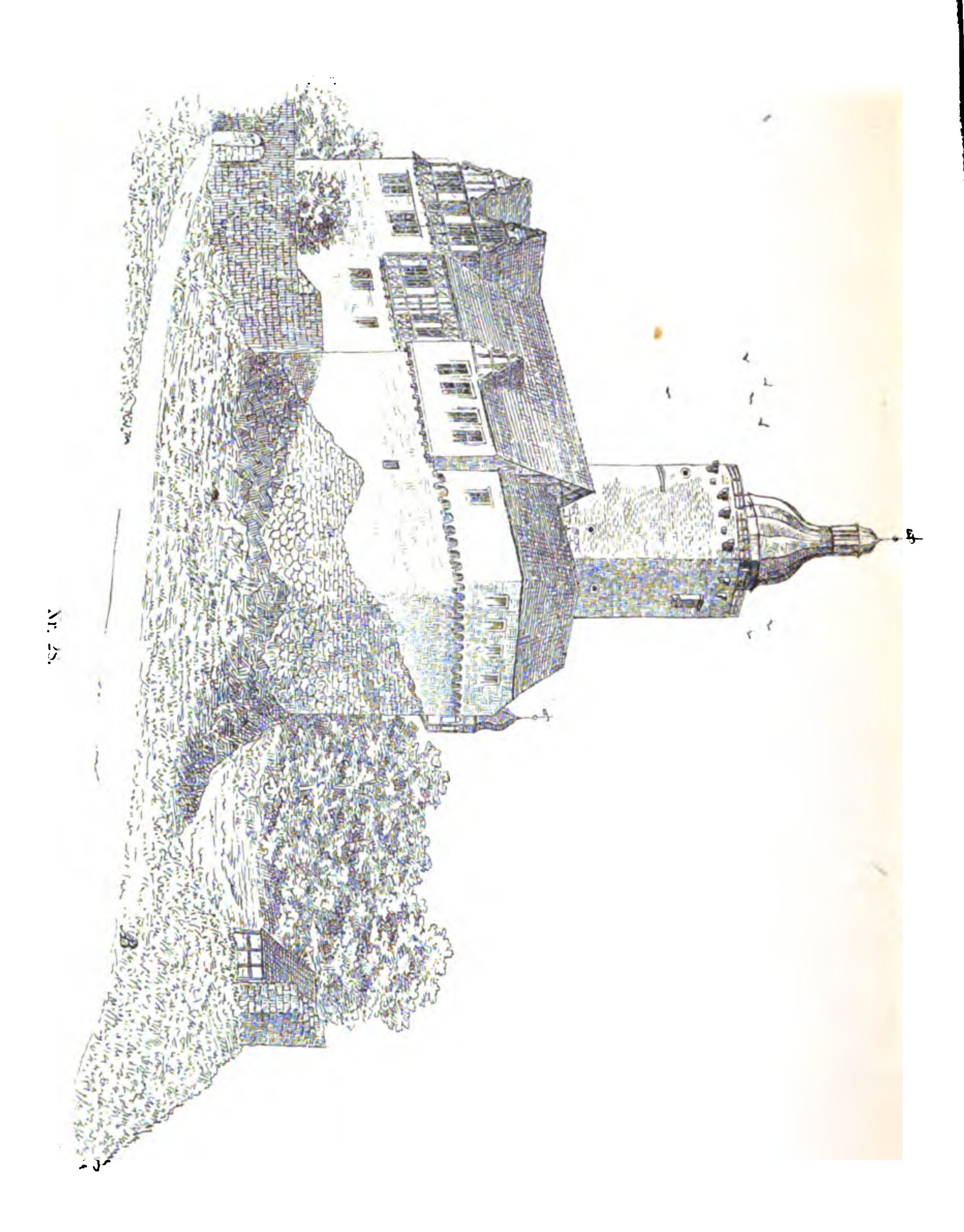
Infolge dieses mittelalterlichen Gesamteindruckes bringt das Schloss, wenn auch die einzelnen Bauteile planlos und ziemlich bunt miteinander verbunden sind, doch eine malerische Wirkung hervor. (Nr. 27. Fernansicht des Schlosses Falkenstein.)



Nr. 27.

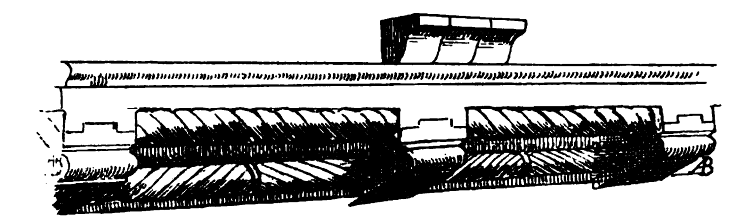
Namentlich von der Bergseite her würde der Anblick des Schlosses am lohnendsten sein, wenn der Wald es nicht zu sehr verdeckte.

[B] Die Anlage der Burg erhellt aus dem Grundrisse (Nr. 26) und den Gesamtansichten (Nr. 27 u. 28); der Hauptzugang wird an derselben Seite gewesen sein, wo er noch heute ist, in Osten. Die Spur eines Thorbaues ist zwar nicht mehr vorhanden, doch macht der halbrunde Unterbau des neuen Hühnerhauses südlich dicht am Wege den Eindruck, als ob hier ein Vorbollwerk gestanden hätte zum Schutze des Haupteinganges. Die Nordseite liegt jetzt auch offen und es ist nicht mehr zu erkennen, wo die fehlende Mauer einst geendet hat; aber hier



Nr. 25.

kann wegen des schroff abfallenden Berges der Zugang nicht gewesen sein. Wenn man durch die jetzt den Zugang gestattende Mauerlücke kommt, hat man halb links vor sich die eigentliche Angriffsfront der Burg. Links und rechts starren dem Eintretenden hohe Mauern entgegen, die erst in beträchtlicher Höhe fensterbelebte und wohnlich aussehende Obergeschosse tragen. Der vordere östliche, in leicht gebrochener Linie vortretende Unterbau (a des Grundrisses) trägt ein auf konsolengestützten Rundbogen ruhendes, vorkragendes Obergeschoss, an das sich nach Westen ein noch weiter vorspringendes Fachwerkgeschoss anschliesst (b). Es ruht auf einer reichgegliederten Saumschwelle. Diese ist in ihrem unteren Teile zwischen den übrigens nur aus einfacher Walze bestehenden Balkenköpfen rechtwinklig ausgeschnitten, dieser Ausschnitt aber durch einen gewundenen Rundstab ausgefüllt (Nr. 29). Ähnlich ist das darunterliegende Füllholz behandelt, nur dass der Rundstab durch einen Ring in der Mitte zusammengefasst erscheint. Der Übergang zu dem auf dieser Saumschwelle ruhenden Bau wird, ungewöhnlich genug, durch ein teilweise erhaltenes karniesartiges Gesims gebildet, das aus Backsteinen zusammengesetzt ist. Ein volutengeschmückter, zweiteiliger Holzgiebel



Nr. 29.

krönt den westlichen Teil dieses Hauses. Links öffnet sich ein zweites Thor, durch welches man in einen langen schmalen Hof gelangt, der nach Süden zu von der zinnengekrönten und mit Schiessscharten versehenen Umfassungsmauer und im Norden von dem südlichen grossen Schlossgebäude (c und d) begrenzt wird. Dies besteht aus zwei auf gemeinsamer hoher Grundmauer ruhenden Fachwerkbauten, deren Saumschwellen und Füllholz tiefe Auskehlungen zeigen zwischen walzenartigen Balkenköpfen. Der westliche Bau (d) ist sogar bis fast zur Dachhöhe des eben genannten massiv und in seinem obern Teile von zwei Fensterpaaren durchbrochen. Erst dann kommt der Fachwerkbau in Gestalt von zwei gleichen giebelgekrönten Aufsätzen mit je vier Fachwerken, von denen die beiden mittleren durch Fenster ausgefüllt sind. Die Giebel sind nach dem Vorbilde der Steinbauten mit zweiteilig aufstrebenden Voluten aus Holz eingefasst. Fast sämtliche Brüstungsfelder dieser beiden Fachwerkbauten sind mit gekreuzten Balken ausgefüllt. Was die Zeit der Entstehung dieser Holzbauteile anbetrifft, so gehört der zuletzt beschriebene Bau c und d dem Ende des 16. Jahrhunderts an, b dagegen frühestens der Mitte des siebenzehnten.

Wir setzen nun unsern Rundgang fort und kommen zum dritten Thore, das ein neues festes Thorgebäude über sich hat; es ist aber nicht unwahrscheinlich, dass auch in alter Zeit an dieser wegen seiner Enge besonders geeigneten Stelle schon ein solches festes Thorhaus gestanden hat. Dies Thor eröffnet den Zugang

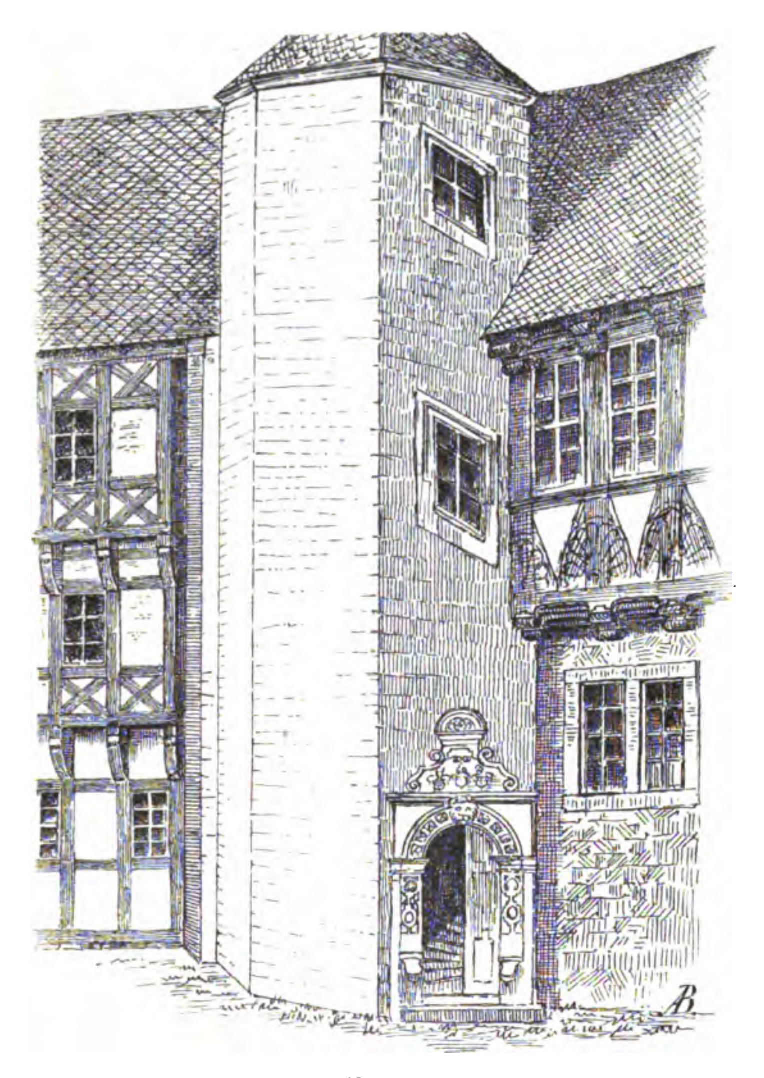
zu dem grössten der vorhandenen sechs Burghöfe. Er wird früher als sogenannter Zwinger den Schlossbewohnern Gelegenheit zu körperlicher Bewegung aller Art, zu Kampfspielen, Festen und dergl. geboten haben. Nach Nordwesten spitzt er sich zu und endet in einem etwas erhöhten basteiartigen Vorsprunge, von dem aus man einen prächtigen Blick in das zu Füssen liegende Thal und auf die gegenüberliegenden Höhen hat. Das vierte Thor, vom Zwinger aus in den vierten Hof führend, ist durch einen rundturmartigen, mit Schiessscharten versehenen Mauervorsprung gedeckt. Der vierte Hof hatte einst an seiner Nordseite ein Gebäude, dessen starke, von 4 Fenstern durchbrochene nördliche Mauer, die zugleich einen Teil der Umfassungsmauer bildet, noch aufrecht steht. Die daranstossende zum Teil in Trümmern liegende Südostwand lässt eine Schiessscharte erkennen. Es wäre nicht unmöglich, dass sich hier trotz des kleinen Raumes noch ein Thor befunden hätte; wie oben erwähnt, führte im Mittelalter erst das siebente Thor in den Schlosshof. Das fünfte der jetzt vorhandenen liegt dem Eingange in den inneren Burghof schräg gegenüber; dieser Eingang ist, wie alle bisher erwähnten Thoröffnungen, eng und niedrig, rundbogig gedeckt. Tritt man nun in den Burghof ein, so hat man einen eigenartigen und überraschenden Anblick. Während uns auf dem bisherigen Weg überall düstere trotzige Mauern entgegenblickten oder uns umschlossen, stehen wir jetzt vor einer Anzahl von Gebäuden, die nichts weniger als ein kriegerisches Aussehen haben, mit Ausnahme freilich des die ganze Umgebung weit überragenden gewaltigen Bergfrieds, der zuerst uns entgegentritt. Er rührt ohne Zweifel aus der ersten Anlage der Burg her und ist daher der älteste Teil der ganzen Anlage. Er ist ein nach Südosten zu abgekanteter Rundturm von fast 10 m Durchmesser und mit Mauern von 2,24 m Stärke. In ältester Zeit war er um 12 Ellen niedriger, wie die an seiner Westseite eingelassene Inschrifttafel bekundet. Es heisst da:

ANNO 1552 hat Augustus von der Asseburg diesen thurm renoviren und XII ellen hoher mevren lassen. Ach bleib bei uns her ihesus christ weil es nvn abend worden ist | dein gotlich wort dein ewiges licht las io bei vns verleschen nicht.

Der Unterbau ist denn auch meist aus Bruchsteinen aufgeführt, während zum Oberbau Backsteine verwendet sind. Die Oberfläche, die durch ein vorkragendes konsolengetragenes Arkadengesims etwas erweitert ist, trägt einen Steinaufsatz, der einen bequemen Umgang freilässt und von einer zopfigen Haube gekrönt ist. Seine abgekantete Seite wendet er dem Haupteingange zu, den er also im Verein mit dem obenerwähnten halbrundem Bollwerk in der Umfassungsmauer beherrscht.

Dieser Turm ist, wie gesagt, der einzige kriegerisch anmutende Bau des innern Schlosshofes; rechts von ihm steht die Nordwand des unter c und d des Grundrisses oben genannten Gebäudes, diese Wand ist aber ein vollständiger Fachwerkbau, dessen Architektur (Nr. 30) ein ganz anderes Gepräge hat als die der Südseite. Die ganz schmucklosen Saumschwellen ruhen auf ebenso rohen Balkenköpfen, die von sehr urwüchsigen Konsolen gestützt werden. Eine andere Vermittelung zwischen den übereinander vorkragenden Geschossen ist nicht versucht.

Die Brüstungsfelder des oberen und mittleren Geschosses haben gekreuzte Balken, die sich ebenso über den Fenstern des oberen Geschosses finden. Diese Formen weisen auf ein hohes Alter; die ähnliche, aber immer schon etwas



Nr. 30.

entwickeltere Formen zeigenden Häuser mit Jahreszahl in deutschen Städten gehören den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts an; man darf diesen Bau demnach nicht später ansetzen. Demnach könnte der Inschriftstein, der sich links an dem Gebäude findet, an seiner ursprünglichen Stelle sitzen. Dieser zeigt nämlich einen geschweiften Schild mit einem springendem Wolfe und darüber in gotischen Minuskeln die aus Nr. 31 ersichtliche Inschrift (siehe S. 56). Später als 1491 kann der Formen wegen das Haus nicht gebaut sein, wohl aber einige

Jahre früher. Rechts von demselben steht ein steinerner, den Teil eines Achtecks bildender Treppenturm, der die südwestliche Ecke ausfüllt. Er ist durch ein hübsches Sandstein-Portal ausgezeichnet mit der Inschrift:

ANNO DOMINI 1601
VIVERE · DA · RECTE DA · BENE CHRISTE MORI

Darunter in kleineren Majuskeln:

GERTRVD · V · VELTHM · AVGVSTVS V · D · ASSEBVRG..... AMEN.

Darüber drei Wappen. Die Wappen sind leider schon ziemlich verwittert.

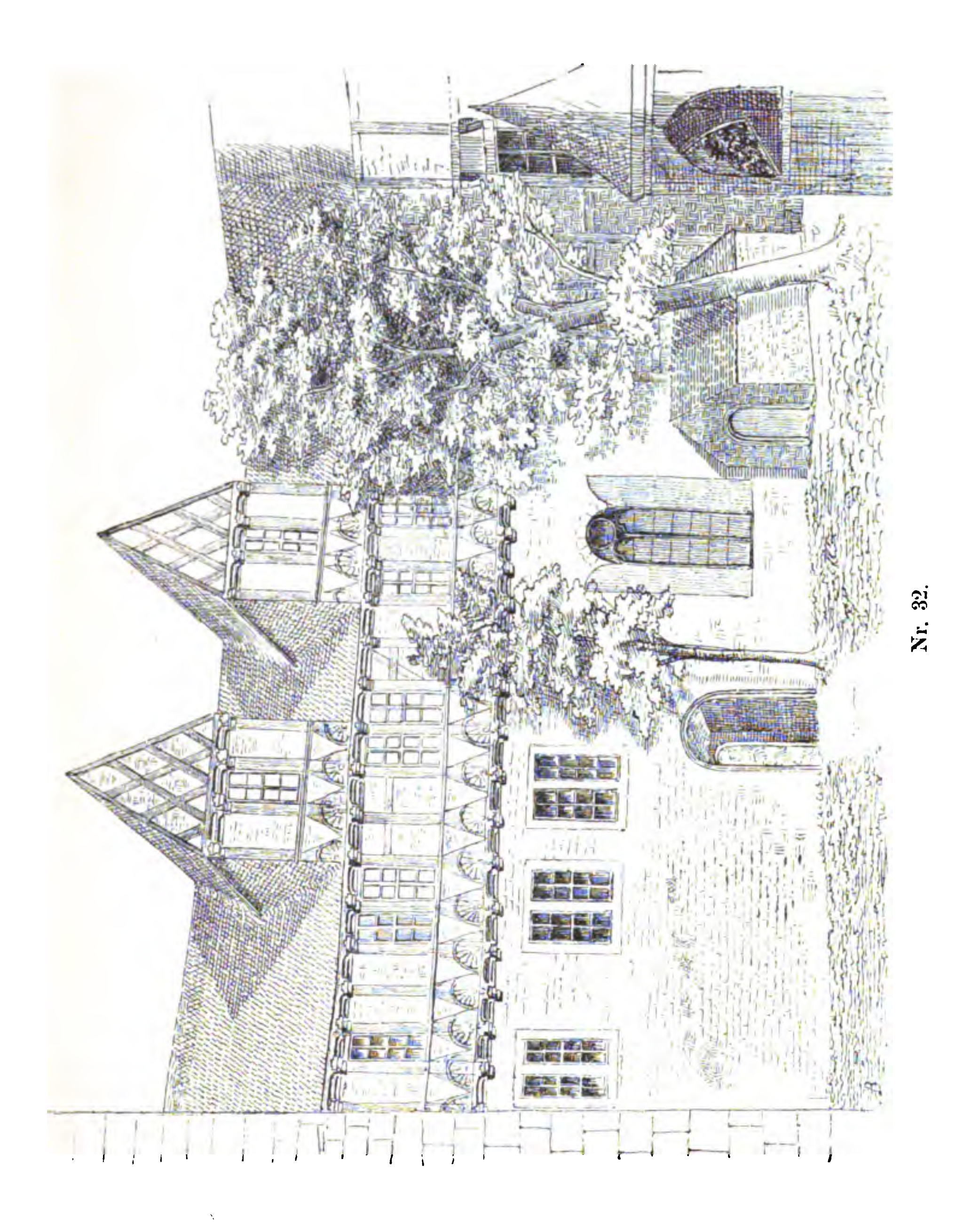


Nr. 31.

An dieses Treppenhaus schliesst sich westlich der Hauptbau des Schlosses an. Der massive Unterbau ist zweigeschossig. Er enthält rechts neben dem Ausgange die Schlosskapelle, die durch ein langes Rundbogenfenster erhellt wird, ein kleiner quadratischer Raum, mit einem gratlosen Kreuzgewölbe überspannt. Die Ausstattung besteht aus Chorstühlen und Emporen, die mit der Kanzel und dem Stuhle des Geistlichen den Raum in beängstigender Weise füllen. Die westliche und nördliche Empore ist unmittelbar von den oberen Zimmern des Schlosses zugänglich. Die Emporenbrüstung ist mit reichen, aber ausgearteten Barockschnitzereien versehen. Schöner sind die unter der nordwestlichen Empore befindlichen Chorstühle; ihre Rückwand zeigt zwischen kannellierten Pilastern Rundbogenfelder mit Arabesken von besserer Arbeit. An der Nordostwand hängt ein Crucifix mit lateinischer belangloser Beischrift und der Jahreszahl 1595. Kunstwert hat es nicht.

Der schönste Teil dieses Gebäudes und des ganzen Schlosses ist der auf dem massiven Grunde ruhende westliche Fachwerkbau (Nr. 32, siehe S. 57), bestehend aus einem Stockwerke und zwei darüber hinausragenden Giebelaufsätzen. Saumschwelle und Füllholz dieses letzteren haben die schon an anderer Stelle nachgewiesenen mit Rundstab umzogenen Hohlkehlen; die Balkenköpfe sind besonders schön profiliert, die obern zeigen eine Hohlkehle mit Platte über einer ganzen, mit Windungen versehenen Walze, deren Seiten Rosetten haben; die untern falschen

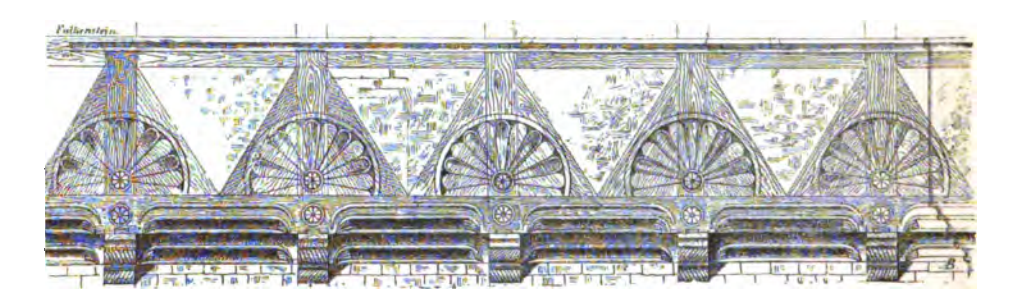
Balkenköpfe bestehen aus einer Hohlkehle zwischen zwei Rundstäben mit Platten. Der untere Abschluss ist eine die Breite des Stiles ausfüllende-Rosette. Auf dieser



Nr. 32.

Saumschwelle ruhen die Stile. Die Brüstung ist besonders reich bedacht; ihre Felder sind durch dreieckige Holzeinsätze zur Hälfte ausgefüllt, deren je zwei sich mit dem Stile verbinden und so volle gleichseitige Dreiecke bilden, die mit grossen, fächerartig sich ausbreitenden Rosetten, sog. Sonnen verziert sind; ihren Mittelpunkt

bildet wieder eine kleine Rosette. Die Brüstung wird durch eine kräftig vortretende Leiste abgeschlossen. Die Giebel setzen auf ähnlich gegliederten Balken auf, nur dass die Balkenköpfe einfacher sind. Das spitze Giebelfeld wird durch sechs gekreuzte Balken in sechs ganze und vier halbe rhombenförmige Felder geteilt. Das Hauptgeschoss hat im ganzen ebendieselben Formen, nur sind die Balkenköpfe hier am reichsten; die falschen wiederholen die prunkvolle Bildung der echten: zudem ist die Hohlkehle der Saumschwelle von einem doppelten Rundstabe umzogen, der eine weitere kleine Hohlkehle in sich schliesst; endlich ist auch die Stelle über den Balkenköpfen mit Rosetten verziert. So zeigt die



Nr. 33.

ganze Front in reizvollem Wechsel der einzelnen Glieder eine Leben atmende Fülle. Im Verein mit den im Laufe der Jahrhunderte gedämpften und veredelten Farbentönen des Steins und Holzes, das in wirkungsvollem Gegensatz zu dem leuchtenden Grün der in der Nähe stehenden Bäume steht, ist das Ganze von ungemein malerischer Wirkung. Der Nordostflügel ist ohne Interesse; ebenso der vor ihm stehende hölzerne Treppenturm, der den Zugang zum Bergfried vermittelt. Nur mag hier noch bemerkt werden, dass sämtliche Aussenwände der Wohngebäude massiv sind, wenigstens in den meist sehr hohen unteren Geschossen, dass dagegen fast alle Innenwände nach dem Schlosshofe zu ganz aus Fachwerk bestehen, nur der eben beschriebene Teil hat ein massives Untergeschoss auch nach dem Hofe zu. Die Aussenwände dienten aber zugleich der Verteidigung.

Das Innere des Schlosses enthält manche schätzenswerte Einzelheiten. Um sie kennen zu lernen, müssen wir einen Rundgang durch die zahlreichen Zimmer machen. Von dem steinernen Treppenturme aus gelangen wir in den sog. Rittersaal, der früher als Speisesaal benutzt wurde; er enthält mehrere gute Gemälde: 1. Das der Kaiserin Katharina von Russland, die hier einmal gewohnt hat. 2. Das des Grafen Hans von der Asseburg, der Luther auf die Wartburg geleitet hat; es scheint zu seinen Lebzeiten gemalt zu sein. 3. u. 4. zwei vorzügliche Porträts der Grosseltern des jetzigen Besitzers. 5. Ein wertvolles kleineres Gemälde, ein italienisches Bauernvergnügen darstellend.

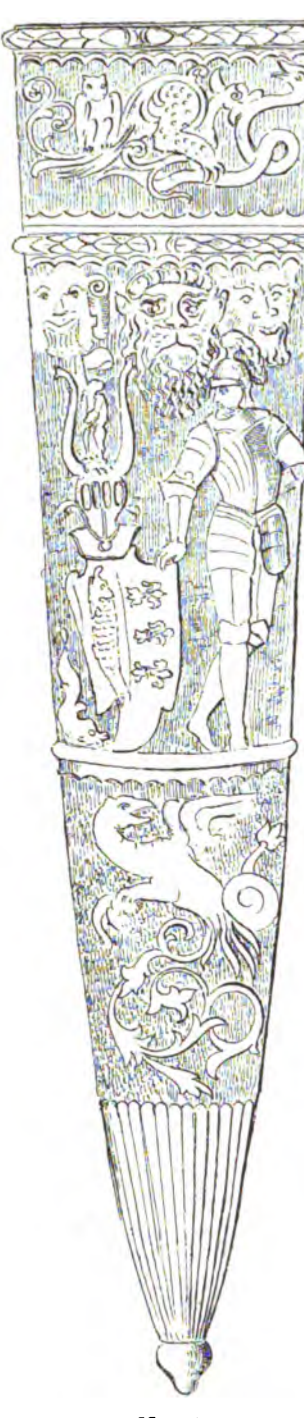
An den Wänden hängen Waffen aller Art, ein Morgenstern, ein reichverziertes Beil, zwei einfache Eisenkappen, zwei runde Schilde mit eingeätzten (?) Arabesken und Figuren reich verziert (Fig. 34 a u. b geben Proben davon, siehe S. 59.), zwei andere Rundschilde mit getriebener Arbeit, Kampfscenen darstellend, in der Mitte



Nr. 34 a.



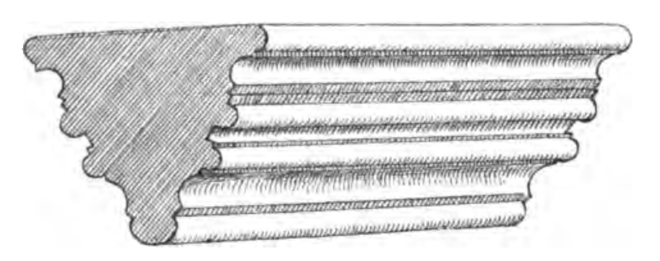
Nr. 34b.



Nr. 35.

mit hohem spitzem Buckel, und zwei mit mondsichelartigem Kamm, der fast bis zu den beiden hurzen · horizontalen Kränzen herunterreicht. Besonders schön ist auch ein reichverzierter Köcher aus Gusseisen mit erhabenen Figuren; ein Ritter in voller Rüstung stützt sich auf einen helmgekrönten Wappenschild, der einen Fisch in dem einen, drei Lilien im anderen Felde zeigt (Nr. 35). Eine Treppe höher kommt man in den jetzt gebrauchten Speisesaal, der eine neue Einrichtung hat. Er liegt in dem auf dem Grundriss mit e bezeichnetem Gebäude. Altes Meissener Porzellan mit rohen blauen Verzierungen zeigt meist das Asseburgische Wappen, den springenden Wolf. Ein prächtiger Glashumpen mit aufgemaltem doppelköpfigem Reichsadler trägt an der Rückseite die Worte: **Dass heylige Römische Reich Mit sampt seinen Gliedern.** Die Wappenschilder und Namen der bedeutenderen Reichsfürsten sind auf den Federn des Adlers angebracht. An den Schmalseiten des Zimmers sieht man Stuckverzierungen mit der Jahreszahl 155< (1557): Medaillons und Masken innerhalb wagerechter und senkrechter, reich ornamentierter Bandstreifen. An der einen Wand treten z. T. weibliche Figuren an die Stelle der länglichen Ornamente. Durch einen schmalen Korridor an der Westseite des Westflügels, den sog. Fräuleinsgang, in dessen kleinen Fensternischen Steinsitze angebracht sind, kommt man in das nördliche Eckzimmer (f). Es hat als besonderen Schmuck seine alte herrlich profilierte Holzdecke behalten, deren Formen denen der Hoffront des Westbaues entsprechen (Nr. 36, siehe S. 61) Das sich anschliessende Zimmer ist mit einem Tonnengewölbe gedeckt (g); es enthält in einem Glasschranke allerlei Wertsachen: 1. eine Geisselung Christi in Bronzeguss (in klein Oktav), 2. einen angeblichen Ring eines Bischofs von Naumburg, 3. eine Büchse in schöner getriebener Arbeit, Meergottheiten darstellend, die auf Delphinen und Pferden

reiten; 4. ein prächtiges kleines Kästchen aus Silberfiligran. An der Wand hängt ein kostbares Bild von Cranach, Friedrich den Weisen als Kind darstellend, und seine Mutter; diese trägt ein reiches Goldgewand, er einen Hermelinpelz. Das nächste Zimmer ist ebenfalls gewölbt (h). Es enthält zwei Fenster mit Glasmalereien von 1585, die aus der Schlosskapelle im Jahre 1826 hierher versetzt sind. Es sind heilige Figuren mit Namenbändern. Die Zeichnung ist schön, nicht aber immer die Farbe; besonders das Blau ist schmutzig; die rote Farbe ist jedoch prächtig. Ein Ofenschirm trägt auf Kupfer gemalt eine sehr schöne Kopie der heiligen Familie von Raphael. Auf dem Tische stehen einige Elfenbeinfiguren: 1. ein Kruzifix von wundervoller Ausführung, das dem Benvenuto Cellini zugeschrieben wird. Um das Kreuz herum schlingt sich ein Kranz von Engelköpfen und Masken. 2. Eine weibliche, betende Figur. 3. Die Himmelskönigin unter einer von Engeln getragenen Krone, auch eine überaus kostbare Arbeit. Daneben steht eine Figur mit Allongeperrücke, einen Schild vor sich haltend, auf dem die Worte stehen: **sub tuum Praesidium.** Den nächsten kleinen Raum (i) ohne Inhalt durchschreitend, gelangen wir in ein schönes grosses



Nr. 36.

Zimmer mit flacher Decke (k), jetzt das Arbeitszimmer des Schlossherrn. Ein Schreibtisch zeigt einfache, eingelegte Arbeit, ein Ofenschirm eine Schmelzperlenstickerei, beides Werke der neueren Zeit. Ein Jagdhorn aus vergoldetem Silber (?) mit roten und grünen Edelsteinen (oder Glasflüssen) geschmückt, trägt auf einer Seite als Relieffiguren zwei Hirsche im Kampfe miteinander, auf der anderen zwei Männer im Panzer, einen Bären abfangend. Der Kunstwert ist mässig, dasselbe ist der Fall bei der kleinen Bronzefigur des fallenden Gustav Adolf. Den Schluss dieser Zimmerreihe bildet ein ganz kleiner Raum mit einem aus der Wand herausspringenden Holzerker.

Eine Treppe tiefer befinden sich die sog. Königszimmer, drei an der Zahl, zwei mit gewölbter Decke. Hier wohnten 1843 die Könige Friedrich Wilhelm IV. von Preussen, Ernst August von Hannover, Friedrich August von Sachsen und Kaiser Wilhelm als Prinz von Preussen, ausserdem Prinz Carl. Die neuen Möbel sind mit geschmackvollen Intarsien verziert.

[G] Endlich verdient noch der der Sage nach [1]) von einem Zwerge einer Asseburgerin für den einer kreisenden Zwergin geleisteten Beistand geschenkte Krystallbecher Erwähnung, welcher als einer der drei Glücksbecher der Familie den

---

[1]) Vgl. Grössler, Sagen der Grafschaft Mansfeld etc. Eisleben 1880, Nr. 196.

Besuchern des Schlosses gezeigt wird. Als ich vor mehreren Jahren den Falkenstein besuchte, wurde mir ein in einem Glasschranke stehender Glasbecher von plumper Form mit stark wulstigem Fuss als der berühmte Glücksbecher gezeigt. Ich vermute jedoch, dass sich der Kastellan mit den Fremden einen Spass macht, wenn er diesen Becher als ein Werk der Zwerge vorweist, da auf demselben in Glasfluss Jagdscenen dargestellt sind, in welchen Reiter mit Dreimaster, Perrücke, Zopf und in Kanonenstiefeln auf die Saujagd gehen, wie denn ein Jäger in solcher Tracht einen Eber auf die Saufeder laufen lässt. Ob man wirklich dies die Zeit seines Ursprunges, die Zopfzeit, aufs deutlichste an sich tragende Gefäss für den Glücksbecher hält, oder das vermeintliche echte Stück den Augen der Besucher im Archive verborgen hält, bleibe dahingestellt.

[B] Vergleicht man das Schloss Falkenstein mit andern Bergschlössern der Gegend oder auch desselben Kreises, so unterscheidet es sich von allen durch seine geringe Ausdehnung, aber auch durch die mässige Stärke der Befestigungen. Die ungemein günstige natürliche Lage machte stärkere Mauern entbehrlich. Nur von einer Seite, der Ostseite, konnten die Mauern mit Erfolg berannt werden, aber auch da schwer, da Kriegsmaschinen auf diese steile Höhe schwer hinaufzuschaffen waren; auf alle Fälle war aber diese Seite mit stärkeren Befestigungen versehen, als alle andern. Gegen einen Überfall durch Angreifer, die nicht über Geschütz verfügten, genügten die andern Mauern vollkommen. Ferner unterscheidet sich der Falkenstein von anderen Burgen der Umgebung durch das Vorherrschen des Holzbaues. Wo es ohne Gefährdung der Sicherheit möglich war, hat man diesen angewandt, also nach dem Burghofe zu. Die Aussenmauern der Schlossgebäude sind dagegen, wie wir sahen, im wesentlichen massiv und bilden einen einzigen Mauerring, an den die Gebäude mehr gelegentlich als organisch angebaut sind, daher das grundverschiedene Aussehn der Aussen- und Innenwände.

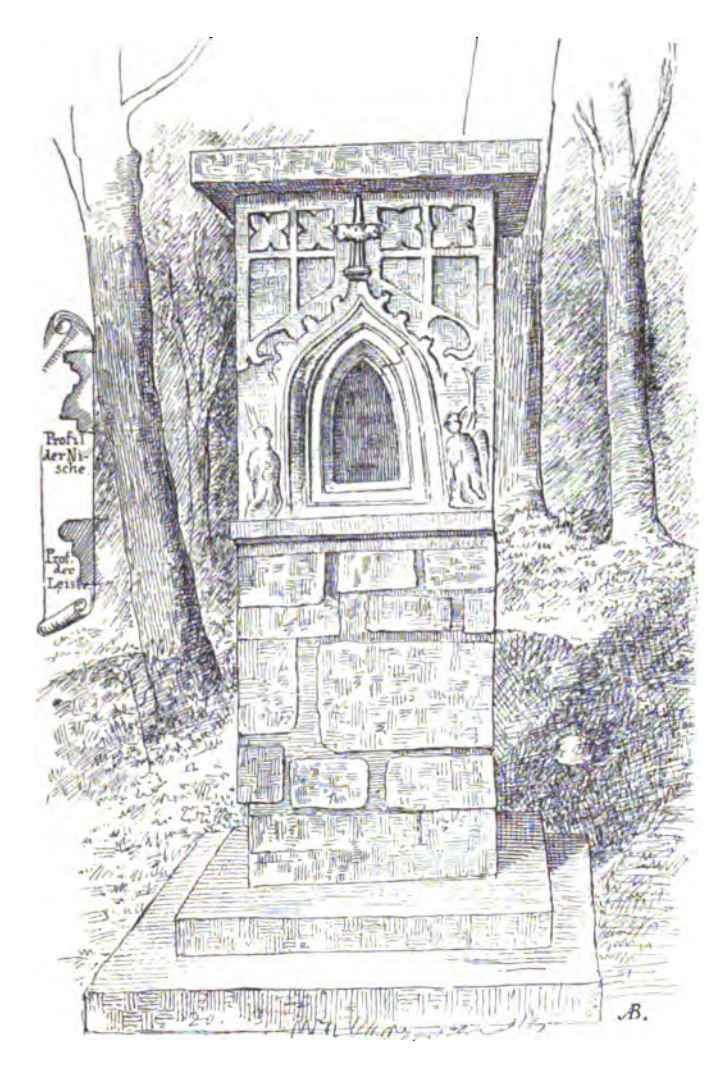
In dem hölzernen Treppenturm hängt eine kleine, Glocke. Sie ist schwer zugänglich aufgehängt, und nicht in genügender Nähe zu besichtigen; sie scheint keine Inschrift zu tragen, wegen ihrer schlanken Gestalt wird man nicht fehlgehen, wenn man ihr ein sehr hohes Alter zuweist, wofür auch die Dicke des Schlagringes spricht. Eine andere Glocke hängt in dem steinernen Treppenturm. Ihr Durchmesser ist 42,5 cm, ihre Achsenhöhe 31 cm, am Halse aber trägt sie in gotischen Minuskeln in zwei übereinander stehenden Teilen die von kantigen Streifen eingefasste Inschrift:

anno ∘ domini ∘ m ∘ v · li herbort de · harderwieck me fecit.

Die Jahreszahl lässt Klarheit vermissen. Wenn der vorletzte Buchstabe ein l sein soll, so würde nach dem v (=5) ein c fehlen, das gewöhnlich über die Linie gestellt wurde. Dann wäre die Jahreszahl 1551, welche kaum mit der Form der Zeichen zu vereinigen wäre; denn wenn auch Minuskeln zuweilen noch so spät vorkommen, so pflegt die Jahreszahl doch zu dieser Zeit in arabischen Ziffern gegeben zu werden. Am besten würde sich Form und Text entsprechen, wenn man das vorletzte Zeichen als c läse und zu v zöge, so dass die Jahreszahl 1501 herauskäme. Der Name des Glockengiessers kommt leider sonst nicht vor.

An dem Wege zum Falkenstein, der vom Gasthofe zum Falken hinaufführt, steht eine spätgotische Betsäule, deren Oberteil die Bildnische trägt, die mit gut

profiliertem Einschlag überdacht ist und von einem Eselsrücken mit von Krabben geschmücktem und in einer Kreuzblume endigendem Rahmen eingefasst wird. Die Flächen zu beiden Seiten der Kreuzblume sind durch einfaches Vierpassmasswerk gegliedert. Neben der Nische knieen zwei arg verwitterte Engelsfiguren. (Nr. 37.)



Nr. 37.

Friesdorf.

[G] Kleines Kirchdorf auf dem rechten Ufer der Wipper, 16 km westsüdwestlich von Hettstedt, im ehemaligen Gaue Friesenfeld (Herrschaft Wippra), sowie im Banne des Archidiakonats Caldenborn gelegen. Der Name des Ortes (urk. im 8. Jahrhundert Fridurichesdorpf, 1400 und 1430 Friessdorf) bedeutet das Dorf Friedrichs. An eine friesische Ansiedelung ist nicht zu denken, wie die älteste

Namensform unwiderleglich zeigt. Das „Siegel der Gemeinde Friesdorf" hat zum Siegelbilde einen palmenartigen Baum, hinter welchem ein Bauerstein zu sehen ist, oder auch — da das Bild undeutlich ist — eine Umzäunung. Es versinnbildlicht offenbar die Dorfgemeinde durch Darstellung ihres Versammlungsplatzes. Das Dorf war ein Zubehör der Herrschaft Wippra bezw., nach der Vereinigung beider Herrschaften, der Herrschaft Rammelburg. Sonst ist über seine Geschichte fast nichts bekannt.

Die Kirche, deren Schutzheiliger S. Martin sein soll, stammt in ihrem jetzigen Gebäude aus dem Anfange dieses Jahrhunderts. Auch die beiden Glocken von 0,98 und 0,77 m Durchmesser sind von geringem Alter; die grössere ist 1862 von den Gebrüdern Ulrich, die kleinere 1845 von C. H. Gottwert in Halberstadt gegossen.

Gorenzen.

[G] Kirchdorf, 14 km südwestlich von Hettstedt, hoch auf einem Berge im nördlichen Hosgau (im Burgbezirk Ritthagesburg?) an dessen Grenze gegen das Friesenfeld bezw. im Banne Eisleben in der Grafschaft Mansfeld gelegen. Ein Teil von Gorenzen heisst Schönbeck (1347 Schonenbeke) und ist vermutlich das ältere Dorf, dessen Name allmählich von dem anscheinend später gegründeten Gorenzen verdrängt worden ist. Da der Name Gorenzen (1554 Jorentz, 1565 Jorenxs, 1641 Jurentzen) zweifellos slavischen Ursprungs ist (von dem slav. gora Berg, in andern Mundarten hora) und eine auf dem Berge gelegene Ansiedlung bedeutet, so muss auch Gorenzen ursprünglich mit slavischen Bewohnern besetzt gewesen sein, sicherlich eine der am weitesten nach Westen vorgeschobenen slavischen Ansiedelungen. Sind aber Slaven die Urheber des Dorfes Gorenzen, so muss dasselbe erheblich älter sein, als die bisher bekannten urkundlichen Erwähnungen es erscheinen lassen. Das Gemeindesiegel, welches oben die Buchstaben G. R. Z, unten die Buchstaben G. S. führt, zeigt als Siegelbild den h. Laurentius mit dem Feuerrost in der Rechten, zu seiner Linken eine Pflanze mit drei Blumen. Das Ganze ist von zwei kranzförmig sich kreuzenden Zweigen umfasst. Ausser dem Heiligen also, welchem die Kirche von Gorenzen (oder vielleicht ursprünglich von Schönbach) gewidmet ist, scheint ein Sinnbild ertragsfähigen Bodens darin enthalten zu sein, wenn nicht eine ganz bestimmte Pflanze mit bestimmter Beziehung zur Darstellung gebracht werden sollte, die freilich unbekannt ist.

In Gorenzen giebt es ein Freigut, welches zu Anfang des 17. Jahrhunderts der Familie von Könitz gehörte. Ein Fräulein von Könitz aus Gorenzen wurde die Gemahlin des Grafen Jobst von Mansfeld, der in seinem dritten Jahre erblindet war. Später war das Gut im Besitz der Herrn von Benckendorf und dann derer von Kalkreuth. Die „Ausführliche topogr. Beschreib. des Herzogt. Magdeb. und der Grafsch. Mansfeld, Berlin, Decker 1785, S. 449 nennt dasselbe „ein zum adlichen von Schenkschen Amte Leimbach gehöriges Dorf mit schriftsässigem Rittergute, dessen Eigentümer der Herr von Kalkreuth ist." Das Rittergut hat nur Gerichtsbarkeit über 15 Häuser, deren Bewohner demselben dienstpflichtig sind; das Dorf steht unter der Gerichtsbarkeit des Amtes Leimbach. Das Dorf selbst wurde in der Erbteilung von 1420 dem Vorderorte zu Mansfeld zugeteilt.

Der Schutzheilige der Kirche ist, wie schon bemerkt, der h. Laurentius, welcher nicht nur im Gemeindesiegel, sondern auch in der Wetterfahne des Kirchturms, einen Rost in der einen, ein Kreuz in der andern Hand haltend (mit der Unterschrift Gorenzen), zu sehen ist. Es ist diesen Beweisen gegenüber die Ansicht nicht haltbar, S. Nicolaus sei der Schutzherr der Gorenzer Kirche; diese irrige Annahme ist offenbar nur aus der Vermutung geflossen, der auf einer alten Glocke zu Gorenzen erscheinende Name dieses Heiligen sei zugleich der Name des Schutzheiligen der dortigen Kirche, während die betreffende Glocke vielleicht ursprünglich der Kirche des Dorfes Schömbach oder der des benachbarten eingegangenen Lichthagen gehörte, von welchem noch die Rede sein wird.

Der Turm der Kirche stammt wegen des Kreisbogens, der die Verbindung mit dem Schiffe herstellt und Kämpfergesimse mit steiler Schräge besitzt, zumal er auch keinen westlichen Eingang hat, jedesfalls noch aus romanischer Zeit, auf welche auch die Wahl des h. Laurentius als Schutzpatron hinweist. Östlich ist ein neues Schiff, dessen Fenster viereckig sind, mit halbachteckigem, etwas eingerücktem Chorschluss angebaut. Dies geschah nach einer angeblich im Turmknopf liegenden Urkunde im Anfange des 18. Jahrhunderts, nach genauerer Angabe im Jahre 1728, in welchem angeblich auch der Turm erbaut ist. Mindestens für das Erdgeschoss desselben trifft diese Behauptung nicht zu. An der Südseite des Turmes ist unter dem Schallloche (!), also in sehr bedeutender Höhe, eine Inschrift angebracht, die sich vermutlich auf die Reparatur des Turmes und den Neubau der Kirche bezieht, aber wegen der grossen Entfernung nicht lesbar ist; nur die Jahreszahl 1729 ist erkennbar.

Die gewundenen Säulen der Emporen gehören der Spätrenaissance an. Letztere selbst sind mit Gemälden aus der Leidensgeschichte Jesu geschmückt.

Eine jedesfalls dem ältern Kirchengebäude angehörige, sehr einfach gehaltene Sakramentsnische liegt jetzt ausserhalb der Kirche.

Die Kirche besitzt einen Kelch, welcher, gotische Formen nachahmend, die Jahreszahl 1626 und auf einem der sechs Blätter des Fusses das volle Mansfelder Wappen (Mansfeld — Querfurt — Arnstein — Heldrungen) mit der Umschrift:

Johann Georg, Graf U. H. Z. Mansf. E. H. Z. H.

trägt. Am Schafte steht der Name **JHESVS**. Ohne Zweifel ist dieser Kelch der Kirche von dem (nach handschriftlicher Nachricht) am 10. Mai 1593 in Gorenzen geborenen Grafen Johann Georg II. von Mansfeld geschenkt worden.

Beachtenswert ist auch ein sehr grosses, schönes Taufbecken aus Messing, im Jahre 1641 der Kirche von einem gewissen Peter Numburg geschenkt. Dasselbe zeigt inmitten die von einem Strahlenrahmen umgebene **mater immaculata** auf Halbmond, deren Krone von zwei fliegenden Engeln schwebend über ihr gehalten wird. Dieses Bild umkränzen Ähren und (?) Mohnköpfe. Auf dem äussern Rande ist folgende Inschrift eingekratzt:

BETRVS NVMBVRG VON IVRENTZEN
Anno domini 1641.

Das Becken selbst ist demnach jedesfalls erheblich älter.

Die drei Glocken von 1,03, 0,83 und 0,68 m Durchmesser sind von den Gebr. Ulrich in Laucha gegossen, die beiden grösseren 1832 und 1861, die kleine 1872.

Eine der nunmehr umgegossenen Glocken, die frühere Mittelglocke, hatte nach einer schriftlichen Aufzeichnung unter dem oberen Rande in gotischen Majuskeln folgende Inschrift: [1])

✠ AVE · MARIA · GRACIA · PLENA ·
DOMINVS · TECV̄ · SC̄E · NICOLAE ⊙

Erwähnenswert ist, dass auf der wüsten Stätte Lichthagen (auch Lichtenhagen, Lichtenhayn genannt) westlich von Gorenzen, welche jetzt eine grosse von O. nach W. sich erstreckende Waldwiese ist, in der Nordwestcke derselben ein Steinhaufen liegt, die letzten Überbleibsel der Lichtenhagener Kirche, die vom Volke gewöhnlich als „die wüste Kirche“ bezeichnet wird. Aus den umherliegenden Steinen haben sich die Förster einen Wild-Anstand erbaut und als Sitz darin den pilz- oder tischförmigen ehemaligen Bauerstein des Dorfes aufgestellt. So ändern sich die Zeiten! Die Fundamente der halbrunden romanischen Chornische der frühern Kirche sind noch im Gebüsch zu erkennen.

Nach Franckes Historie der Grafschaft Mansfeld S. 3 giebt es bei Gorenzen einen Berg aus lauter Tierknochen, dem bei Schochwitz auf dem Luppberge ehemals vorhandenen Knochenberge ähnlich. Vermutlich ist damit der sogenannte Knochenberg am Knochenbache gemeint, welcher südöstlich von Gorenzen liegt.

Gräfenstuhl.

[G] Kleines Dörfchen ohne Kirche, 9,0 km südwestlich von Hettstedt, in der Freiherrschaft Arnstein im ehemaligen Schwabengau, bezw. im Banne des Archidiakonats Aschersleben gelegen. Der Ortsname (1387 Greffenstuhl) könnte wohl eine Gerichtsstätte, den Ort, wo ein Graf zu Gericht sitzt, bedeuten. Da jedoch das in derselben Urkunde miterwähnte Greifenhagen daselbst auch Greffenhagen geschrieben ist, viel früher aber Grifinhagen heisst, so ist die Vermutung berechtigt, dass der Ortsname den Personennamen Grifo enthalte und Stuhl oder Hochsitz des Grifo bedeute. [2]) In diesem Falle würde an den Halbbruder des Frankenkönigs Pipin zu denken sein, welcher bekanntlich, von einer Schar vornehmer Franken begleitet und königliche Machtstellung erstrebend, im Jahre 747 bei den sächsischen Nordschwaben Aufnahme fand und an unserem Orte eine Zeitlang seinen Sitz gehabt haben könnte. Das „Gemein Siegel zu Gräfenstuhl“ zeigt einen auf einem Stuhle zitzenden Knaben, ein Hufeisen oder ein Buch in der Hand haltend, und anscheinend vor einem Tische sitzend. Über ihm steht das Wort: Quiete. Die Deutung des Siegelbildes muss unterbleiben, doch ist so viel klar, dass es ein „redendes“ ist.

In einer späteren Mansfelder Erbteilung wurde Gräfenstuhl vom Amte Arnstein getrennt und dem Vorderamte Mansfeld zugewiesen. Das Gräfenstuhler Freigut war im Besitze der Familien Elste, Meyer, von Phulstein.

---

[1]) Vgl. auch Neue Mitteil. des Thür. Sächs. A. Vereins VII, 1, 200. [2]) Diese Ansicht ist schon von Cyr. Spangenberg in seiner Querfurter Chronik. S. 57 geäussert worden.

Greifenhagen.

[G] Dorf, 7,5 km westsüdwestlich von Hettstedt entfernt, nebst dem mit ihm vereinten Dorfe Wernrode (1032 Wyrinthagarod) an dem zur Wipper fliessenden Stockbache, in der Freiherrschaft Arnstein im ehemaligen Schwabengau, bezw. im Banne des Archidiakonats Aschersleben gelegen. Der Ortsname (urk. 1184 Grifinhagen, 1188 Grifenhagen, 1387 Greffenhagen und Gryffenhagen) bedeutet Hagen des Grifo. (Hagen = eingehegter Platz.) Dass an Grifo, den Halbbruder des Frankenkönigs Pipin, als Gründer der Ansiedelung gedacht werden kann, ist schon unter Gräfenstuhl angedeutet worden. Das jetzige höchst ärmliche Ortssiegel enthält kein Siegelbild.

Harkerode.

[G] Kleines Kirchdorf, 10 km nordwestlich von Hettstedt, vormals in der Freit herrschaft Arnstein im Schwabengau, bzw. im Harzbanne (bannus memoris) gelegen. Der Ortsname (urk. 973 Kerlingorod — vermutlich Herlingorod zu lesen —, 993 Herlicarode, 1387 Harligkerode, 1400 Herkelrode, 1486 Herkirode, 1534 Herlingkerode, 1583 Härkerode) bedeutet Rodung des Hariling oder Heriling, und letzteres könnte recht wohl einen Angehörigen des herulischen Stammes (ags. Herelinge) bedeuten. Das Ortssiegel mit der Umschrift „Gemeinde Harkerode 1817" ist ein redendes, freilich auf völligem Missverständnis des Namens — wie dies bei derartigen Siegeln fast ohne Ausnahme der Fall ist — beruhendes, denn es zeigt eine Harke über einem mit Bergfried und Zinnentürmchen versehenen Schlossgebäude. Derselbe Turm kehrt anscheinend im Kirchensiegel wieder, denn dasselbe zeigt einen auf einer Mauer stehenden, von Blumen umgebenen Turm mit spitzem, kegelförmigem Dache. Was dieses einem städtischen Mauerzeichen ähnelnde Siegelbild bedeuten soll, ist dunkel. Vielleicht ist es aus irrtümlicher Deutung des in einer Urkunde vorkommenden Ausdrucks „das Stetichen H." entstanden.

Die 1831 neuerbaute Kirche, deren Schutzheiliger unbekannt ist, hat in demselben Jahre drei neue Glocken von 0,95, 0,79 und 0,62 m Durchmesser erhalten, welche H. Engelcke in Halberstadt gegossen hat.

Hergisdorf.

[G] Grosses Pfarrkirchdorf an der bösen Sieben, 12 km südlich von Hettstedt, vormals in der Grafschaft Mansfeld im nördlichen Hosgau, bzw. im Banne Eisleben des Bistums Halberstadt gelegen. Sehr früh ist der Ortsname nicht bezeugt (urk. 1252 Herrichsdorf, 1347 Hergesdorff, 1400 Hergestorp, 1484 Hergestorff). In Rücksicht auf die älteste urkundliche Form ist der Name als „Dorf des Haririh, Heririch, Herrich" zu deuten. Das gegenwärtige in Gebrauch befindliche Dorfsiegel hat keine bildliche Darstellung. Doch erblickt man an der inneren Wand einer der Südseite des Kirchenschiffes vorgebauten Vorhalle in Stein gehauen das flach erhabene Bildnis Luthers, welcher eine Bibel in der Hand hält, auf welcher

die Buchstaben Dr. ML. stehen, in den oberen Ecken desselben die Jahreszahl 1571, und darunter die Inschrift:

S DER GEMEINE ZV
HERGSSTORF.

Aus derselben ergiebt sich die gewiss nirgends oder doch nicht häufig anderswo wiederkehrende Thatsache, dass eine Gemeinde Dr. Martin Luther in ihr Siegel genommen, da der Buchstabe S im Beginn der Inschrift ohne Zweifel eine Abkürzung für das Wort Siegel ist. Warum die Gemeinde den Gottesmann in ihrem Siegel, welches übrigens links Luthers Wappen, rechts das Mansfeld-Querfurtische neben sich hat, abgebildet hat, lässt sich ebensowenig sagen, wie sich erklären lässt, warum sie das Siegel vom Jahre 1571 wieder aufgegeben hat.

Diejenige Hälfte des Ortes, die südlich bezw. westlich der bösen Sieben liegt, oder wie eine Urkunde vom Jahre 1484 sich ausdrückt: „Hergesdorff eine Halp des Wassers" gehörte ohne Zweifel ursprünglich nicht zur Grafschaft Mansfeld, sondern, wie es auch mit den auf derselben Seite der bösen Sieben gelegenen Teilen der übrigen „Grunddörfer" Wimmelburg, Creisfeld und Ahlsdorf der Fall ist, zur Herrschaft Sangerhausen, wurde aber durch Vergleich in dem genannten Jahre den Grafen von Mansfeld belassen.

Im Anfange des 16. Jahrhunderts muss Hergisdorf infolge des schwunghaft betriebenen Bergbaues, von dem die vielen Schacht- und Schlackenhalden noch jetzt Zeugnis ablegen, bereits ein ansehnliches Dorf gewesen sein, so dass es zu dem grossen Schützenhofe, welcher im Jahre 1536 zu Eisleben stattfand, sechs Schützen entsandte, während aus dem Städtchen Leimbach deren nur vier an der Festlichkeit teilnahmen.[1]) Und als in dem Lutherschen Vertrage vom Jahre 1546 bestimmt wurde, dass eine Meile Wegs um Eisleben kein fremdes Bier und kein fremder Wein geschenkt werden sollte, machte Hergisdorf allein eine Ausnahme. „In Hergestorf soll die Schenke bleiben und fremd Wein und Bier geschenkt werden. Dergleichen sollen die von Hergestorf bei ihrem Brauen auch bleiben, aber nicht bei Fassen oder Tonnen aufs Land verkaufen." Zu Hergisdorf starb am 7. April 1609 der gelehrte Graf Ernst von Mansfeld, Domherr zu Strassburg und Cöln, welcher das Amt Erdeborn und anscheinend auch ein Freigut in Hergisdorf besass, auf welchem ihn der Tod ereilte. Es gab in dem Dorfe zwei Freigüter, auf deren einem als ältester bekannter Besitzer ein Albrecht von Höhnstedt gesessen zu haben scheint.[2]) Zu Anfang des 18. Jahrhunderts besass das eine Freigut ein Herr von Trebra, das andre eine Frau Rath. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurden beide zusammengeschlagen und waren der Reihe nach im Besitz der Familien v. Lüder, v. Hagen, Heidenreich, Hagemann.

Turm und Schiff der dem h. Aegidius geweihten Kirche stammen aus dem späten Mittelalter, wenngleich die Wahl des Aegidius zum Schutzpatron auf eine viel frühere Gründung der Kirche selbst hindeutet, die aber kaum über das 12. Jahrhundert zurückreichen dürfte, da (nach Ottes Kunst-Archäologie Deutschlands S. 924) die 1112 in Braunschweig gegründete S. Aegidienkirche die älteste ihres

---

[1]) Grössler und Sommer, Chronicon Islebiense S. 13. [2]) Vgl. Dreyhaupt, Saalkreis II. Anhang S. 63.

Namens in Deutschlands ist, was freilich nicht ganz zutrifft. Über den Bau des Turmes giebt genauere Auskunft eine an der Südseite desselben angebrachte Steininschrift in gotischen Minuskeln:

anno | dni | m | cccclxxij inc(eptum).

Wenn hiernach der Turmbau im Jahre 1472 begonnen worden ist, fällt der Bau des Kirchengebäudes oder der Beginn desselben in das Jahr 1512, wie eine Minuskelinschrift über dem vorderen Rundbogen der der Südseite des Schiffes vorgebauten kleinen Vorhalle beweist, welche lautet:

anno ❦ dni ❦
m° ❦ ccccc° ❦ xii ❦

Die Kanzel, ohne besonderen Schmuck, ist aus dem Jahre 1515, wie diese am Fusse derselben angebrachte Jahreszahl bekundet.

Etwa aus derselben Zeit stammen nach G. Sommer die geschnitzten Chorstühle im Altarraum mit naturalistischem Rankenwerk und Bandinschriften. Freilich ist in der zweiten Füllung (vom Altare aus gerechnet) auf der nördlichen oder Evangelienseite deutlich die Zahl 1318 zu lesen.[1]) Die Feststellung des wirklichen Alters derselben kann erst nach genauerer Untersuchung erfolgen. Die Bandinschriften würden zu ihrer Entzifferung, sofern sie nicht bloss aus Abkürzungen bestehen, längerer und ausdauernder Bemühungen bedürfen. An einer Stelle der Südseite las ich die Worte ANNA MATER, Sommer, von dem die Zeichnungen Nr. 38 und 39 herrühren, glaubte jedoch auch noch das Wort AVE dazu wahrzunehmen. Es folgen nachstehend zwei Muster, Nr. 38 und 39 (siehe S. 70).

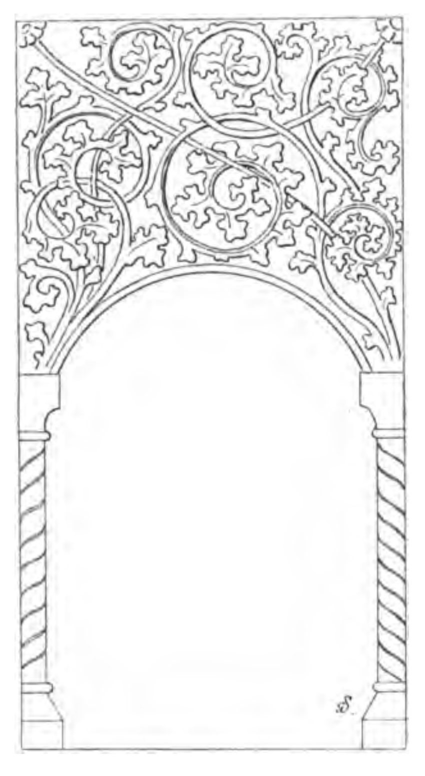
Über dem Altar ist ein gemaltes Relief, die Verehrung des Christkindes darstellend: Joseph, Maria und Engel. Links vom Beschauer steht S. Stephan, rechts ein Heiliger in Bischofstracht, mit dem Krummstabe in der Rechten und einem Kirchenmodell in der Linken. Über der Predella sind in dem Altarschrein

S. Georg.	*S. Sebastian.*	*S. Catarina.*	*Gottesmutter.*	*S. Barbara.*	*Heiliger.*	*S. Gangolf?*
	S. Stephan.	*Verehrung des Christkindes.*			*h. Bischof.*	

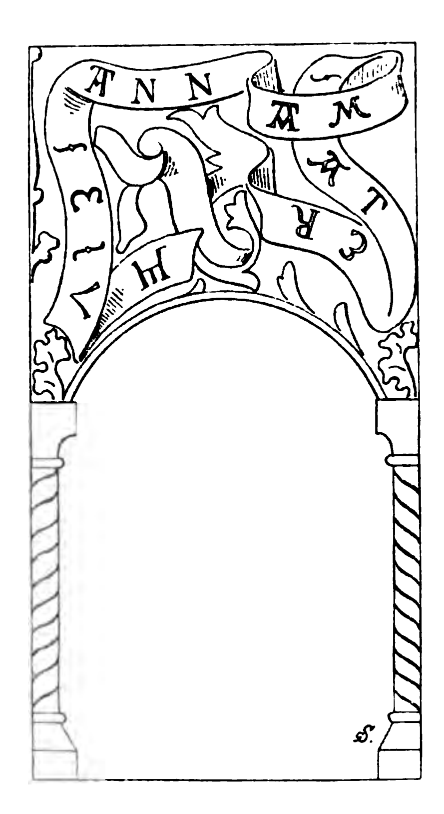
folgende Figuren zu sehen. In der Mitte die gekrönte Mutter Gottes mit dem Jesuskinde; ihr zur Rechten (vom Beschauer links) folgen S. Katharina mit Rad

[1]) Schon der Prediger Grosche zu Hergisdorf behauptete daher, dass diese Chorstühle aus dem Jahre 1318 stammten. (Rosenkranz, Neue Zeitschr. I, 2, 15.)

und Schwert, S. Sebastian mit vielen Pfeilwunden, S. Georg in Ritterrüstung, den Drachen erstechend. Zur Linken Marias (rechts vom Beschauer) stehen S. Barbara mit einem Hostienkelche, ferner ein Heiliger in brauner Kutte, ein Barett (Mitra?) auf dem Haupte, einen geknoteten Gürtel (Tauftuch?) vom Arme herabhängend, in der Rechten anscheinend ein Marterwerkzeug tragend. Vor ihm kniet ein bärtiger Mann, welcher flehend die Hände zu ihm erhebt; endlich noch S. Gangolf oder S. Gereon, vielleicht auch S. Michael in Gestalt eines jugendlichen Ritters mit einem Schilde in der Linken. Das Kennzeichen der Rechten ist leider verloren gegangen.



Nr. 38.



Nr. 39.

Der zierliche sechseckige **Taufstein** mit konischem Fuss und eigenartig gewundenem Mittelstück, welcher Holzkonstruktion zu sein sich den Anschein giebt, zeigt unterhalb der grossen Hohlkehle 6 kleine links gelegte Wappenschildchen mit Buchstaben, wie die auf den Chorstühlen geformt, welche zusammengesetzt den Namen **IHESVS** ergeben. (Nr. 40, siehe S. 71.)

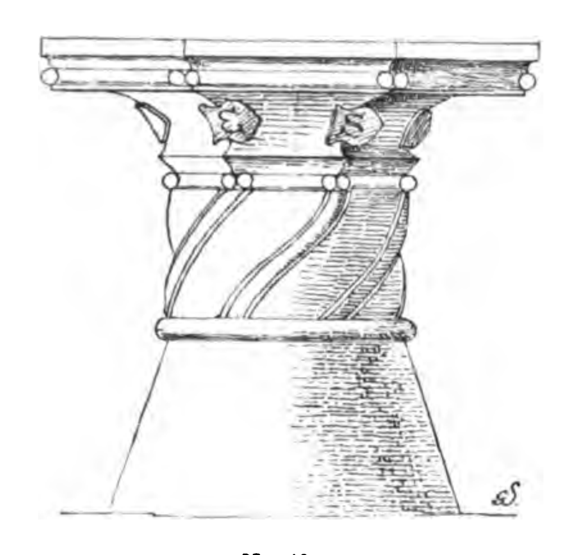
An der Evangelienseite des Altars steht auf kurzem, gewundenem Schaft ein spätgotisches Tabernakel, anscheinend ohne Inschrift.

Zur linken Seite der Öffnung des Turmerdgeschosses ist ein flacherhabener **Christuskopf** mit Dornenkrone und doppelspitzigem Kinnbart (eine Nachahmung

des Bildes auf dem Schweisstuche der h. Veronika) eingemauert. Die Arbeit ist roh.

Ein silbern-vergoldeter Kelch ohne Signaculum aus spätgotischer Zeit hat am Knaufe 6 Gesichtsmasken. Die Weinkanne trägt auf dem Rande der unteren Fläche die Inschrift mit dem Namen der Geberin:

Maria Joh. Revcken F. S. Cam. vnd Lehn Secr. zu Altenburg
Eheweib, geb. Spiessin Ao. 1607.



Nr. 40.

Die drei Glocken sind ganz jungen Ursprungs. Die grosse ist 1871, die mittlere 1860, die kleine 1847 von den Gebrüdern Ulrich in Laucha gegossen.

Vor dem Umguss hatten die drei Glocken nach dem Kircheninventarium vom J. 1738, welches geschichtliche Nachrichten von den Pfarrern Esbach und Brunner enthält, folgende Inschriften:

Die grosse Glocke vom Jahre 1487:

sancta maria. anno domini
mcccclxxxvii

Die Mittel- oder Seigerglocke vom Jahre 1426 oder 1526, wohl holländischen Ursprungs:

MCCCCCXXVI.

Michiel es meen Name
Minen laut do gode beqvame.
Jan Franz mackte mir de Druele (?)
op de hoe strate to Woent in

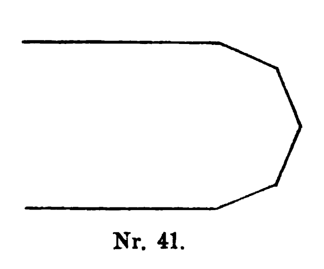
MCCCC en XXVI.

In der Abschrift weichen die Jahreszahlen am Anfange und am Ende der Inschrift um ein Jahrhundert von einander ab. Wo der Irrtum steckt, bleibt noch zu ermitteln.

Die kleinere Glocke hatte keine Inschrift.

Hermerode.

[G] Kleines Dorf, 17 km westsüdwestlich von Hettstedt, auf der Hochfläche zwischen Wipper und Eine, vormals in der Herrschaft Rammelburg (Biesenrode) im Schwabengau, bezw. im Harzbanne (bannus nemoris) gelegen. Das Gemeindesiegel ist ohne bildlichen Inhalt. Der Name des Ortes (urk. 1060 Hamerenroht?, 1297 Hermerode, 1301 Hermenrode, 1309 Hermanrode, 1315 Hermenrode, 1381 Hermansrode) enthält entweder den Personennamen Hermen (= Irmino) oder Hermann = Rodung des Irmino oder Hermann.


Nr. 41.

[S] Beim Umbau der stark modernisierten Kirche, deren Schutzheiliger unbekannt ist, sind wie es scheint die älteren Umfassungsmauern, welche eine eigentümliche Grundform zeigen, benutzt worden, siehe Nr. 41 (Grundriss), d. h. die Spitze des halbachteckigen Chorschlusses steht in der Achse.

Die beiden Glocken haben 0,61 und 0,42 m Durchmesser. Die grössere ist im Jahre 1792 von Joh. Georg Getwerth in Halberstadt gegossen worden; die kleinere vom Jahre 1652 hat keinen Giessernamen, trägt aber den Spruch:

Glück und Heil
Zu allem Stande.

Hettstedt.

[G] Die bedeutendste Stadt des Mansfelder Gebirgskreises, auf dem linken Ufer der oft reissenden Wipper in engem Thale gelegen, daher lang in demselben hingestreckt und neuerdings auch auf das rechte Ufer des Flusses nach dem ziemlich entfernt und hochgelegenen Bahnhofe hin ausgedehnt. Zugleich mit dem Bergbau hat sich die Einwohnerzahl zu verhältnismässig bedeutender Höhe erhoben, im Jahre 1796: 2677; 1817 gegen 3000; 1871: 5493; 1880: 7653; 1890: 8641 Einwohner.

Während des früheren Mittelalters gehörte Hettstedt in den Nordschwabengau und war später lange Zeit Zubehör der Freiherrschaft Arnstein. In kirchlicher Beziehung lag es in dem Halberstädtischen Banne oder Archidiakonate Aschersleben. Die früheste urkundliche Erwähnung des Ortes fällt in das Jahr 1046. Damals schenkte Kaiser Heinrich III. Güter in Heiczstete, vielleicht auch den ganzen Ort, dem Bistum Meissen. Schon hieraus ergiebt sich, wie unzutreffend eine später mehrfach auftauchende Behauptung ist, Hettstedt sei (als Bergstadt) im Jahre 1380 gegründet worden. Vielmehr ist der Ort ohne Zweifel schon lange vor dem

11. Jahrhundert entstanden, da die Ortsnamengruppe mit der Endung stede fast ohne Ausnahme uralte Orte umfasst. Die urkundlichen Namensformen zeigen in älterer Zeit überwiegend einen Gaumenlaut; erst später tritt ein Zungenlaut auf, doch häufig noch im Wechsel mit jenem, falls nicht beide unterdrückt werden. (1046 Heiczstete, 1121 Heiksteten, 1223 Hecstide, 1224 Hezstede, 1241 Hetstide, 1248 Hecstede, 1256 Hekstede alias Hetstede, 1357 Hestede u. a. m.) Demnach ist wahrscheinlich, dass der Ortsname als Bestimmwort den Personennamen Hecco oder Heccho (Sprossform von Hago), oder auch den (aus Agico entstandenen) Personennamen Eico von zweifelhafter Bedeutung enthält. Also = zur Wohnstätte des Hecco oder Eico.

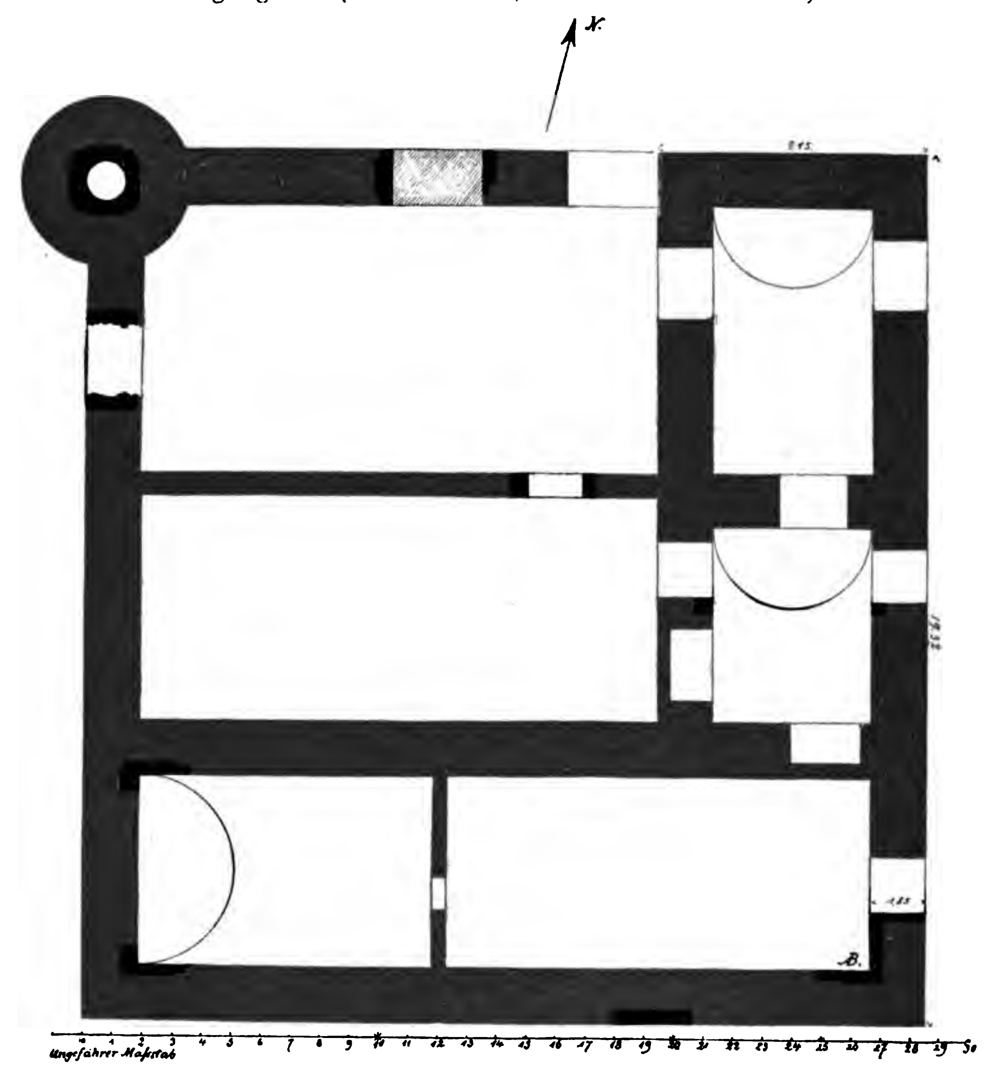
Das Wappen der Stadt zeigt den späteren Schutzheiligen der Stadtpfarrkirche, den h. Jacobus den Ältern mit dem Muschelhute, welcher in seiner Rechten das Querfurter, in seiner Linken das Mansfelder Wappen hält. Dieses Wappen kann die Stadt erst im fünfzehnten Jahrhundert erhalten haben, da erst damals die Grafen von Mansfeld die Herren der Stadt wurden, wie auch S. Jacobus erst im 15. Jahrhundert als Hauptpatron der Kirche hervortritt. Thatsache ist, dass einer Urkunde von 1451 das „Stadt-Secret von Hetzstedt" und einer andern von 1493 „unser Stadt Hetzstedt Ingesigill" angehängt ist.

Über die Geschichte Hettstedts sei folgendes bemerkt: Ursprünglich die Ansiedelung eines einzelnen Mannes, wie der Name des Ortes klar bekundet, erwuchs Hettstedt bald zu einem Dorfe, das freilich erst 1046 urkundlich erwähnt wird, und, nachdem der Bergbau auf Kupferschiefer begonnen hatte, der gerade dicht bei Hettstedt auf dem sogenannten Kupferberge seinen Anfang genommen haben soll, auch ziemlich bald zu einem Flecken oder einer Stadt. Im Jahre 1199 sollen zwei etwas fabelhafte Männer namens Neucke und Nappian, deren alliterierende Namen wie die von erzschürfenden Zwergen klingen, das erzführende Flöz entdeckt und mit dem Abbau des Kupferschiefers begonnen haben. Ihre Steinbildnisse, welche sie als koboldartige Figuren mit Zwergkappen auf dem Kopfe und Keilhauen in den Händen darstellen, deren ursprünglicher Standort aber nicht sicher ist, werden in dem Sitzungszimmer des Bergamtes zu Eisleben aufbewahrt (Vgl. das über sie Bemerkte in dem Abschnitte Eisleben, Mansfelder Seekreis). Dass die Sage über die Anfangszeit des Hettstedter Bergbaues einen geschichtlichen Kern hat, geht daraus hervor, dass bereits im Jahre 1223 in einer Wiederstedter Urkunde der Kupferberg (mons qui cupreus dicitur) nebst einem auf demselben erbauten, vermutlich für die zugewanderten Bergknappen bestimmten Hospitale S. Gangolfi und einer Kapelle, deren Bau begonnen war, erwähnt wird. Der Zuzug fremder Bergleute und der Aufschwung des Bergbaues muss schnell ein bedeutender geworden sein, da offenbar bald nach Aufnahme desselben von den Grundherren, den Grafen von Arnstein, eine Burg (slot) dicht vor dem Orte am oberen Ende desselben, dem Kupferberge gerade gegenüber, erbaut worden ist, welche offenbar die Bestimmung hatte, die Werke und Erzeugnisse des Kupferbergbaues gegen räuberische Überfälle zu schützen. Nach verschiedenen Chroniken soll jedoch das Schloss Hettstedt im Jahre 1200 von dem Grafen Hoyer von Falkenstein gebaut worden sein.[1]) Doch wäre auch möglich, dass das Schloss Hettstedt in noch

---

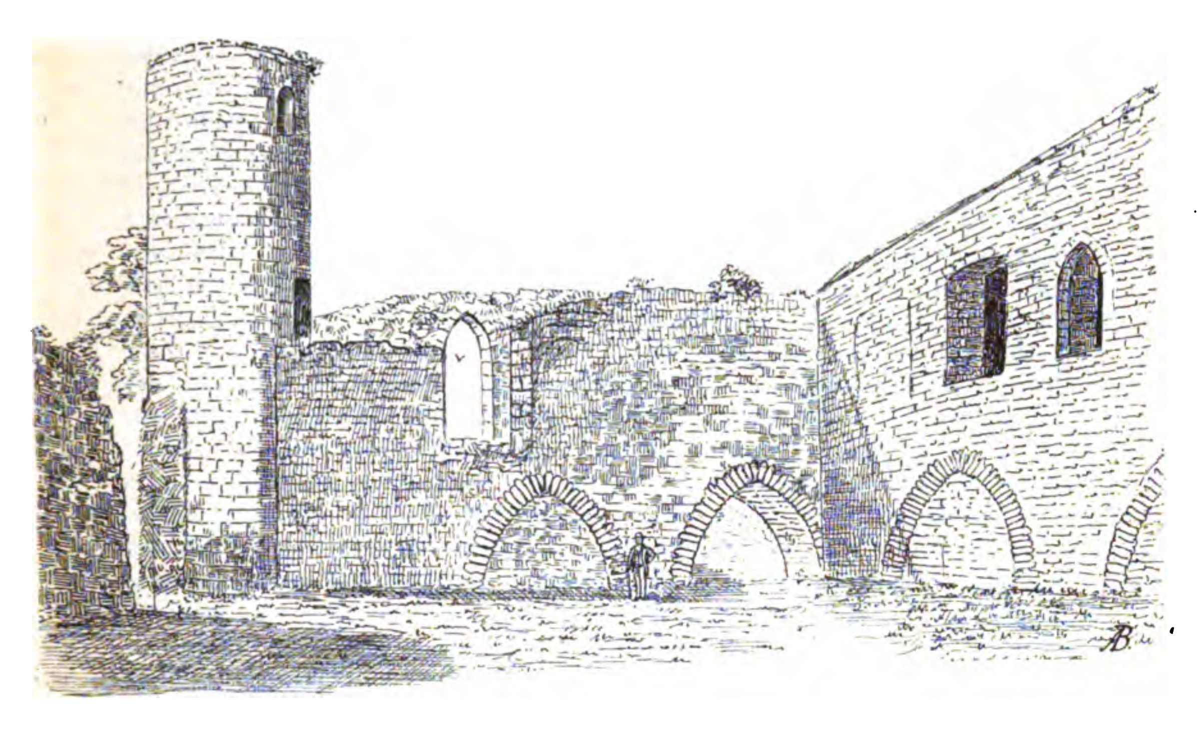
[1]) Schaumann, Gesch. der Grafen von Falkenstein S. 102.

höheres Alter zurückreicht, falls nämlich der im Jahre 1121 als Zeuge in der Wimmelburger Verlegungsurkunde erwähnte Conrad de Heiksteten, welcher unmittelbar hinter dem Edlen Anno von Arnstedt genannt ist, nicht ein edler Herr von Eichstedt, sondern ein edler Herr von Heckstedt, d. h. ein Mitglied des Arnstedter oder späteren Arnsteiner Dynastengeschlechts wäre, welcher Hettstedt zu seinem Sitz erkoren, die Burg daselbst gebaut und nach dem Orte sich genannt haben könnte. Die civitas Hezstede wird zuerst 1283, dagegen hus und stad to Hetzstede zuerst 1334 urkundlich erwähnt.[1]) Doch fehlt es nicht an sicheren Anzeichen, dass beide in ihrer Eigenschaft als Stadt und Burg noch älter sind. Gleich hier sei bemerkt, dass von dem Schlosse nur noch ein starker Rundturm von etwa 20 m Höhe nebst einigen Ringmauern erhalten ist, innerhalb deren jetzt eine Brauerei angelegt ist. (Nr. 42 und 43, Grundriss und Ansicht.)



Nr. 42.

[1]) Mansf. Urkb. S. 347 und 543.



Nr. 43.

[B] In dem Hettstedter Schloss hat sich ein bedeutender gotischer Bau im wesentlichen noch leidlich erhalten, so dass wenigstens der Grundriss und ausreichende Ansicht (Nr. 42 und 43) sich so geben lassen, dass man sich den Palast ungefähr im Geiste wieder aufbauen kann. Seine Erhaltung hat das Bauwerk wohl nur dem Umstande zu danken, dass eine Brauerei darin eingerichtet ist.

Jetzt sind zu ebener Erde sechs Räume zu unterscheiden. Die auf der Ostseite liegenden sind noch am besten erhalten, und besonders die beiden nördlichen von ihnen, welche noch von 5,20 m hohen Tonnengewölben überspannt sind. Sie liegen jetzt etwa 1 m unter dem Erdboden des vorüberführenden Weges. Der südliche Teil scheint kein Gewölbe gehabt zu haben. Von weit bedeutenderem Umfange sind drei Teile der Westseite. Von ihnen ist nur der südliche mit einem Tonnengewölbe bedeckt, das aber im Einsturz begriffen ist. Der mittlere Raum, jetzt ganz für die Brauerei ausgenutzt, trägt ein weit herabreichendes Pultdach, das oben auf der noch 9 m hohen Mauer aufsetzt. Eine nur 76 cm dicke Wand trennt diesen Raum von dem nördlichen, der ganz offen ist, aber früher auch ein Dach getragen haben muss, denn ein noch ganz erhaltenes gotisches Fenster im zweiten Stock lässt diesen Raum als einstigen Wohnraum erkennen. Ebener Erde sind an der Nord- und Ostseite mehrere spitzbogige Thürwölbungen vorhanden, von denen einige auch jetzt noch als Eingänge dienen. Das Obergeschoss des Ostbaues zeigt noch einige ganz erhaltene Fensteröffnungen, von denen aber nur noch eine den spitzbogigen Fenstereinsatz hat. Die Mauerstärke ist mit Ausnahme der schon erwähnten Wand von 76 cm eine ganz bedeutende, nämlich 1,85 m und erreicht

ihr grösstes Mass im Bergfried, der, noch in ganzer Höhe und ohne Tadel erhalten, die Nordwestecke des Schlosses einnimmt. Das Schloss liegt in der Ebene an der Wipper und war also eine Wasserburg. Von Gräben ist aber jetzt nichts mehr zu sehen; die Wipper fliesst an der Südseite vorüber, jedoch nicht unmittelbar am Schloss, sondern von diesem durch einen ummauerten Garten getrennt, der ursprünglich wohl mit befestigt war und als Schlosshof anzusehen sein wird.

Die Erbauung des erhaltenen Schlossgebäudes muss in spätgotischer Zeit erfolgt sein, jedoch darf man nicht zu weit damit heruntergehen; ich würde den Anfang des 15. Jahrhunderts als den spätesten Termin setzen; jedoch ist bei dem Mangel von Einzelformen eine ganz zuverlässige Schätzung der Zeit schwer. Der Bergfried dürfte wohl älter sein.

[G] Nach dem Aussterben des Arnsteiner Grafengeschlechtes gegen Ende des 13. Jahrhunderts fiel Hettstedt als Zubehör der Freiherrschaft Arnstein mit derselben an die Grafen von Falkenstein. Etwa zu derselben Zeit muss es in Hettstedt auch schon eine landesherrliche Münze gegeben haben, da im Jahre 1323 bereits ein damals schon verstorbener Münzmeister Johannes zu Hettstedt (Johannes monetarius quondam in Hezstedt residens bone memorie) urkundlich erwähnt wird. Nach dem Aussterben des Falkensteinischen Grafenhauses im Jahre 1334 wurde Hettstedt in dem um die Hinterlassenschaft desselben entbrannten Streite von Kriegsleuten des Bischofs von Halberstadt, welchen der Bergwerksgewinn reizen mochte, im Jahre 1341 erobert, besetzt und auch behauptet. Denn in dem im Jahre 1351 zwischen den Kriegführenden abgeschlossenen Vertrage traten die Grafen von Regenstein an den Bischof Albrecht von Halberstadt, einen gebornen Herzog von Braunschweig, Stadt und Schloss Hettstedt mit Zubehör (Molmeck und Kupferberg) ab. Seitdem nannten die Bischöfe von Halberstadt Hettstedt i h r e Stadt und den „Rad vnde burgere“ daselbst ihre „leven getruwen.“ Doch verkaufte Bischof Ernst von Halberstadt Schloss und Stadt Hettstedt im Jahre 1394 für 4400 fl. wiederkäuflich an die Grafen von Mansfeld, welche Burgvögte oder Schlosshauptleute auf das Schloss setzten, deren erster — so viel wir wissen — Rudolf von Freckleben war, und darum nunmehr (so z. B. 1434) den Rat und die Stadt Hestede ihre „lybin getruwin“ nannten. Die eigentlichen Landesherren blieben somit aber nach wie vor die Bischöfe von Halberstadt, während die Grafen von Mansfeld als Nutzniesser nur den Pfandbesitz hatten.

Während bisher die Stadt selbst vermutlich nur durch Gräben und Pfahlwerk geschützt gewesen war, wurde dieselbe im Jahre 1430 zuerst mit eigentlichen steinernen Mauern umgeben, wenn wir einer Nachricht hierüber auf einer ehemals vorhandenen grossen Glocke Glauben schenken dürfen. (Die Inschrift derselben folgt später.) Natürlich kam die Mauer nicht in einem oder einigen Jahren zustande, wie es denn feststeht, dass z. B. das Molmeckthor und der Molmeckturm im Jahre 1434 erbaut worden sind, wie aus einer später mitzuteilenden Inschrift sich ergiebt. Diese Ummauerung scheint den Bischof Burchard von Halberstadt auf den Gedanken gebracht zu haben, dass es zweckmässig sei, Hettstedt wieder unmittelbar an das Stift zurückzubringen, und es begann nun ein Ränkespiel, in welchem jeder Beteiligte den andern zu übervorteilen suchte. Zunächst borgte im Jahre 1436 Bischof Burchard bei dem Rat und den

Bürgern von Hettstedt, welche hoffen mochten, unter unmittelbarem bischöflichen Regimente zu grösseren Freiheiten gelangen zu können, als unter nur mittelbarem, ausser einem Kapitale von 300 Schock meissnischer Groschen auch noch die ganze Pfandsumme, die die Grafen von Mansfeld zu fordern hatten, im Betrage von 4411 fl. und verpfändete zu diesem Behuf der Stadt das Schloss („unses Godeshuses Slos"), welches die Bürger sofort besetzten, sowie die Gerichte in und ausser der Stadt mit den Mühlen, dem Dorfe und dem Zehnten zu Wesenstedt samt Lehen und Zöllen. Mit diesem Verfahren, welches offenbar nur den Zweck hatte, die Grafen von Mansfeld aus dem Besitze von Hettstedt zu verdrängen und die Bürger dieser Stadt an ihrer Stelle zu Gläubigern des Bistums zu machen, waren aber die Grafen von Mansfeld durchaus nicht einverstanden, denn sie machten geltend, dass sie nicht nur die Kaufsumme zurückerhalten, sondern auch für die Unkosten entschädigt werden müssten, welche sie auf die Reparatur und den Ausbau des Schlosses verwendet hätten, beiläufig bemerkt, ein untrügliches Zeugnis für das weit vor das Jahr 1437 zurückreichende Alter des Schlosses. Da sich aber weder der Bischof noch die Stadt um diese Einwendungen kümmerten, so beschwerten sich die Grafen bei Kaiser und Reich, und nun wurde dem Erzbischof Günther von Magdeburg die Schlichtung der Sache übertragen. Derselbe fand, dass das Schloss den Grafen von Mansfeld zurückzugeben sei, wie ihnen auch voller Ersatz der von ihnen auf den Ausbau der Burg verwanden Kosten zugesprochen wurde. Die Hettstedter jedoch, welche sich mit dem Bischof von Halberstadt im Einverständnis befanden, dachten nicht daran, die Grafen wieder aufzunehmen und setzten Schloss und Stadt in Verteidigungszustand. Die Grafen dagegen beschritten weiter den Weg Rechtens; sie wandten sich beschwerdeführend an ihren Lehnsherrn, den Kurfürsten von Sachsen, Friedrich den Sanftmütigen, der ihnen seinen Schutz in Aussicht stellte, wie auch der Schiedsrichter, Erzbischof Günther von Magdeburg, ihnen die Hilfe seines Bruders, des Grafen Heinrich von Schwarzburg, versprach. Zwar hatte inzwischen der Bischof von Halberstadt einige Mannschaft nach Hettstedt geschickt; dieselbe war aber der drohenden Gefahr gegenüber durchaus unzulänglich, denn nicht weniger als 8000 Mann führten am 21. Juli 1439 die sächsischen Fürsten, die Grafen von Mansfeld und der Graf von Schwarzburg gegen das widerspenstige Hettstedt heran. Gutes Mutes und voll Vertrauen auf ihre neuen Mauern sowie auf einiges Geschütz wiesen die Hettstedter in unbegreiflicher Verblendung über ihre Widerstandskraft die Aufforderung zur Übergabe zurück. Wenn sie sich nun auch mutvoll verteidigten, so konnten sie doch nicht verhindern, dass die Stadt schon um die Vesperzeit des folgenden Tages — Mittwoch den 22. Juli 1439 — mit Sturm genommen wurde. Viele Bürger fielen im Kampfe, andere wurden gefangen davongeführt; die Stadt selbst wurde geplündert. Ein uns erhaltenes Lied besingt im Volkston die Vorgänge bei der Belagerung und dem Sturm. Alsbald nach der Erstürmung rückte das chursächsische Heer wieder ab, um das mit Hettstedt verbündete und von dem Bischof gleichfalls unterstützte Aschersleben zu belagern. Im Feldlager vor dieser Stadt belehnte der Kurfürst Friedrich am Sonnabend vor S. Jacob 1439 den Grafen Volrad von Mansfeld und dessen Vetter kraft des Rechtes der Eroberung als neuer Lehnsherr mit Schloss und Stadt Hettstedt gegen Zahlung von 5000 fl. Der neue Besitzer liess sich sogleich von der Bürgerschaft huldigen und trieb von der

tief gedemütigten Bürgerschaft eine beträchtliche Schatzung ein. Einige Jahre später (1442) wurde ein neues Abkommen dahin getroffen, dass die Grafen von Mansfeld ihre Herrschaft Arnstein von Kursachsen, Hettstedt mit Zubehör aber wie früher, von dem Bistum Halberstadt zu Lehn tragen sollten. Es ward also bezüglich Hettstedts im Grunde das alte Oberherrlichkeitsverhältnis wiederhergestellt. Unter sich aber setzten die Grafen Volrad, Gebhart und Günther das Jahr danach (1443) fest, dass Hettstedt mit Zubehör in Zukunft gemeinsamer Besitz des Mansfelder Grafenhauses sein und bleiben sollte. Seitdem blieben die Grafen von Mansfeld im ruhigen Besitz der Stadt bis zu der sogenannten Permutation 1573, durch welche Hettstedt wieder unter kursächsische Hoheit kam.

In den ersten Jahren der mansfeldischen Herrschaft (1439—1453) war das Verhältnis der Grafen von Mansfeld zu ihren Unterthanen in Hettstedt ein sehr übles, denn letztere mussten sich viele Plackereien und Demütigungen gefallen lassen; seit dem Jahre 1453 aber erwiesen sich die Grafen der Stadt gnädig, begabten sie mit mancherlei Freiheiten und trugen nach Kräften zu einem erfolgreichen Aufschwunge der stark heruntergekommenen Stadt bei. Im Jahre 1451 gründeten die Grafen Günther und Gebhart von Mansfeld zwischen der Stadt und der Vorstadt Freimarkt als Filial des Querfurter Carmeliter-Klosters ein Kloster der Brüder des Ordens Unserer lieben Frau von dem Berge Carmel, welches am Klosterplatze lag, da, wo jetzt das Postgebäude steht. Am 18. Nov. 1517 entstand auf dem Kupferberge ein grosser Brand, der sich dem benachbarten Freimarkte mitteilte und diesen sowie das Carmeliterkloster in einen Aschenhaufen verwandelte.

Alsbald jedoch machten sich die Mönche wieder an den Aufbau und errichteten ihr Kloster nunmehr von Stein, während es vorher nur aus Holz gebaut gewesen war. Aber schon 8 Jahre später wurde es von den aufrührerischen Bauern zerstört. Der damalige Prior Johannes Glockmann berichtet darüber in einer Urkunde selbst: „Nachdem vnd als sich eine mergkliche entporunge vnd aufruhr kegen den geistlichen Standt, insonderheyt wider die Mönnch vnd Nonnerey yn diesem fünff vnd zweintzigisten Jhare der wenigern Zale also gestreng vnd heftigk begeben hat, das wir, wie die andern angenohmene ordensperson vnsers leibs vnd lebens nicht sicher, sundern alle stunden des in fahre haben stehen müssen, in welchem sich dann zugetragen, das etliche hundert Personen, so sich nicht allein kegen dem geistlichen Monnch und Nonnenstandt, sondern auch kegen der weltlichen Herrschaft und Obrigkeit auffgeworffen, die vmbliegenden Closter in der Grafschaft Mansfeld vberfhallen, geplündert, die Ordenspersonen eraus verjaget auch zum teil ausgebrandt,“ so hätten er und die Mönche, da sie nicht imstande gewesen, das Kloster wiederum aufzurichten, auch eingesehen, dass das Klosterleben in der heiligen Schrift nicht gegründet sei, ihr Kloster mit allen Gütern und Einkünften gegen ein ihnen bewilligtes Jahrgeld den Grafen Gebhart und Albrecht v. Mansfeld übergeben. Diese aber übereigneten das Kloster nebst Zubehör dem Rate und der Gemeine zu Hettstedt behufs Unterhaltung eines christlichen Predigers und zum Zwecke der Armenpflege. Das Kloster hatte somit nur etwa 73 Jahre bestanden.

Nach dem Chronicon Islebiense möge nun noch einiges über die Geschicke der Stadt Hettstedt und ihrer Baulichkeiten mitgeteilt werden:

„Anno 1571, den 17. Julii ist ein eilendes greulich wetter kommen... Zu Hettstedt hat es die Kirchspitze niedergeworfen und das halbe Rathaus verderbet." (S. 40.)

Von welcher Not Hettstedt im dreissigjährigen Kriege heimgesucht worden ist, beweist folgende Nachricht:

Anno 1639: „In diesem abgewichenen 638. Jahre ist eine solche Teuerung entstanden, dass viel Leute Hungers sterben müssen vndt haben sich zu Hettstedt vndt anderer orthen schreckliche Exempel zugetragen, dass ein Mensch den andern gefressen etc." (S. 184). Unter Anspielung auf dieses Vorkommnis heisst es an einer andern Stelle „(die Hungersnot hat so) überhandt genommen, dass die armen Leute auf dem Lande vor Hunger sich an den durchreisenden Leuten vergriffen, dieselben töten, einsalzen, kochen und sich damit des Hungers retten müssen." Bei dieser Gelegenheit bemerkt einer der Berichterstatter, dass damals die Stadt Hettstedt „ganz offen" gestanden, so dass man sich nicht getraut habe, die gefangenen Verbrecher dort behalten zu können. (S. 185.)

„Den 25. Martii 1651 ist zu Hedstedt eine gefehrliche Feuersbrunst entstanden, dadurch 37 Häuser, das Kloster vndt das Seiger-Thor eingeäschert worden." (S. 217.)

„Den 23. Maji 1655 nachmittage vmb 2 Uhr ist zu Hedtstedt eine Feuersbrunst entstanden, so also balden bey dem ereigneten grossen Winde vber Handt genommen vndt 65 Wohnheuser ohne Scheunen vndt Stelle, Schul- vndt Pfarheuser ausser der Kirchen eingeäschert."

„Den 16. Septbr. 1665 ist zu Hedtstedt frue morgens mit angehenden tage bei einen Becker auch ein Feuer auskommen, welches ebener Massen mit dem herzustossenden Winde vber Handt genommen, dass in wenig Stunden 43 Wohnheuser mit 17 Scheunen voller Getreidich eingeäschert worden." (S. 232.)

Ein noch umfangreicherer Brand fand am 10. Mai 1697 statt, über welchen die Mansfelder Annalen des Jahres 1807, Nr. 33 u. 34, näheres berichten. Diese Feuersbrunst zerstörte fast die ganze Stadt, von welcher nur 27 Häuser stehen blieben. Von der S. Jakobikirche blieben nur die Mauern stehen; auf dem Turme schmolzen, da er innerlich ausbrannte, alle Glocken. Es ist demnach nicht zu verwundern, dass Hettstedt im ganzen kein altertümliches Aussehen hat.

Von 1573 bis zum Jahre 1808 verblieb Hettstedt unter chursächsischer Oberhoheit. Am 12. März 1808 musste jedoch der König von Sachsen zu Eisleben die Grafschaft Mansfeld chursächsischen Anteils und somit auch Hettstedt an das von Napoleon neugebildete Königreich Westfalen abtreten; nur das Amt Bornstedt nebst Artern, Katharinenriet, Vockstedt, Ritteburg, Gehoven und Schönfeld blieben bei Sachsen. Auf dieser Zusammenkunft zu Eisleben, zu welcher alle abgetretenen Ortschaften Vertreter zu senden hatten, wurde für Hettstedt ein Canton-Maire nebst einem Adjunkten, ein Friedensrichter und ein Notar bestellt, welche sämtlich dem Präfekten von Halle unterstellt waren. Im April wurde der Hettstedter Stadtrat aufgelöst und Amtmann Kersten als erster Maire eingeführt. (Weil derselbe jedoch schon am 14. Aug. 1811 starb, folgte ihm Honigmann als Maire nach.) Am 21. Aug. 1808 wurde in Hettstedt selbst dem neuen Könige Hieronymus Napoleon unter Musik, Glockengeläut und Kanonendonner gehuldigt, die Reichskonstitution wurde vom Rathaus-Balkon verlesen und die ganze

Festlichkeit durch ein Festessen und einen Ball beschlossen, an welchem die Einwohner scheinbar ohne irgendwelche patriotische Beklemmung teilnahmen. Nach der Schlacht bei Leipzig jedoch hatte die westfälische Herrlichkeit bald ein Ende. Schon am 7. Nov. wurden in Hettstedt wie in der ganzen ehemals sächsischen Grafschaft Mansfeld die preussischen Wappen aufgestellt und der Anschluss an das Königreich Preussen wie zuvor durch Festessen, Illumination und Schiessen aus Kanonen und Flinten gefeiert. Noch in demselben Monat folgte die Einführung der preussischen Landwehrverfassung nach, und durch den Wiener Frieden wurde Hettstedt für alle folgende Zeit ein Zubehör des Königreichs Preussen. Unter preussischer Regierung hat namentlich infolge des schwunghafter betriebenen Bergbaues die Einwohnerzahl beträchtlich zugenommen.

Von den Thoren der Stadt wird am frühesten (1434) urkundlich erwähnt das nahe der Wipper stehende Molmecksche Thor, so genannt, weil es nach dem vor Hettstedt gelegenen Dörfchen Molmeck (= Mulenbeke, Mühlenbach) führte. In dem genannten Jahre nämlich wurde nicht nur das Molmeckthor, sondern auch der bei diesem Thore befindliche viereckige Molmeckturm zu bauen angefangen, wie sich aus einer ehemals an diesem Turm befindlichen Inschrift ergiebt, welche (unvollständig erhalten) lautete:

> „Anno milleno C quart tricesimo quarto
> Jacobi Molmiss manibus hoc opus honoris
> Millia post decem · ·

oder zu deutsch:

> Ein tausend und vierhundert Jahr,
> Auch vier und dreissig nehmet wahr,
> Hat Jacob Molmiss lobesan
> Dies herrlich Werk gefangen an
> Mit seiner Hand, wohl umb die Zeit
> Zehntausend Merterer ist bereit.

Hiernach hat der Turm und das Thor weniger von dem Dorfe Molmeck als vielmehr von seinem Erbauer den Namen. Auch die Sage ist beflissen gewesen, das Andenken dieses Erbauers künftigen Geschlechtern zu überliefern. An einer alten Mauer, welche früher zu einem mit dem Molmeckthore in Verbindung stehenden Gefängnis gehörte, also unweit des Molmeckschen Thores, erblickt man ein kleines in Stein gehauenes Mannsbild (Nr. 44), welches das Volk für die bildliche Darstellung des von der Inschrift genannten Molmeck oder Molmiss hält, und an welches sich eine in verschiedener Fassung überlieferte Sage knüpft.[1] Thatsächlich ist dieses Steinbild nur ein verzierter Kragstein, auf welchem



Nr. 44.

[1] Vgl. Grössler, Sagen der Grafschaft Mansfeld, Nr. 128.

ein zur Ableitung des Regenwassers bestimmter Wasserspeier ruht. Diese Mannsfigur bildet mit dem letzteren ein Stück und ist in horizontaler Lage so dargestellt, als ob sie den Wasserspeier auf dem Rücken trüge.

1592 wurde das grüne Thor an der Jakobikirche erbaut, aber 1802 wieder weggerissen. An seiner Stelle wurden zwei Pfeiler errichtet.

Vor dem Wasserthore, bei welchem gewiss schon in ältester Zeit eine Brücke über die Wipper gewesen war, liess der Rat im Jahre 1716 eine steinerne Brücke erbauen, wie die an derselben angebrachte Inschrift besagt, welche lautet:

S. P. Q. Hettstadiensis
Pontem hunc saxeum cum devoto perennitatis voto exstruxit
sub consulatu Augusti Schlegelii et Philippi Reussii
Anno MDCCXVI.

Das nicht mehr vorhandene Johannisthor ist älter als sein gegenwärtiger Name. An diesem Thore stand ein fürstlich anhaltisches Zollhaus, dessen Berechtigung von mansfeldischer Seite so lange bestritten wurde, bis endlich 1506 der Zoll in Hettstedt aufgehoben und nach Welbsleben verlegt wurde. Hierauf riss man das Zollhaus nebst dem steinernen Thore ein und der Hettstedter Bürger Werner Günther erbaute in demselben Jahre 1506 an der Stelle jener auf seine Kosten die S. Johanniskirche zu Ehren des Täufers, welche zu dem dicht an derselben gelegenen Hospitale gehört. Seit dem Beginne der Reformation bereits stand sie wüst, und es währte lange, bevor sie wieder zum Bethause für die Hospitaliten eingerichtet wurde.

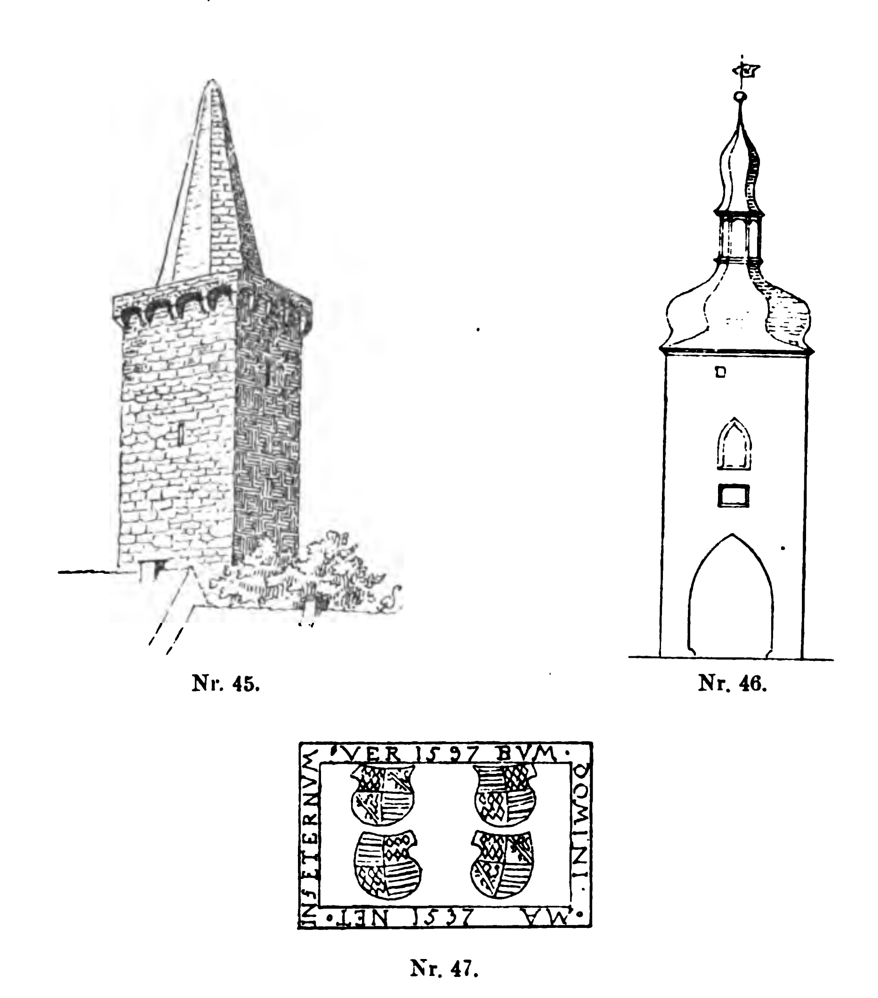
1732 endlich wird des Meisbergschen Thores gedacht, welches seinen Namen davon hat, dass durch dasselbe die Strasse nach Meisberg führt. —

[B] Nr. 45 stellt einen an der östlichen Stadtseite noch erhaltenen Mauer-Turm dar, während Nr. 46 den Thorturm zeigt, durch den man die nördliche nach Wiederstedt führende Strasse erreicht. Er trägt den unter Nr. 47 abgebildeten Wappenstein (Nr. 45, 46 u. 47 siehe S. 82) mit dem mansfeldschen Wappen und der zweimal am obern und untern Rande angebrachten Jahreszahl 1537 nebst der Inschrift verbvm domini manet in eternvm.

Die Sanct Jakobi-Kirche.

[G] Da bereits im Jahre 1223 ein parrochianus ville Hecstide, namens Henricus de Drondorp, und ferner 1283 Hermannus plebanus de Hezstede erwähnt wird, so muss auch spätestens zu Anfang des 13. Jahrhunderts schon eine Pfarrkirche in dem damaligen Dorfe Hettstedt bestanden haben, was allein schon die falsche Nachricht auf der späteren Hauptglocke, Hettstedt sei im Jahre 1380 gegründet worden („hac urbe metallica MCCCLXXX fundata") widerlegt. Ein Korn von Wahrheit birgt diese Nachricht vielleicht insofern in sich, als in dem bezeichneten Jahre das bisherige Dorf Stadtrecht erhalten haben mag, denn im Jahre 1385 war es eine Stadt, da in einer Urkunde aus diesem Jahre „der Rat" zu Hettstedt erwähnt wird; und das fasste man später irrigerweise so auf, als sei Hettstedt in diesem Jahre erst gegründet worden. Doch ist nicht zu übersehen, dass von der civitas Hezstede schon 1238, und vom „hus und stad to

Hetzstede“ schon 1334 in den Urkunden die Rede ist, was mindestens Fleckenrecht für Hettstedt vorauszusetzen nötigt. Das Patronatsrecht über die S. Jakobikirche, welche ursprünglich Tochterkirche der Pfarrkirche S. Eustachii in dem jetzt eingegangenen, unweit Hettstedt gelegenen Dorfe Wesenstedt war, besass — seit wann, ist unbekannt, aber, wie es den Anschein hat, seit Bestehen der Kirche — das S. Servatiusstift zu Quedlinburg. Denn im Jahre 1357 erklärt die damalige Äbtissin dieses Klosters, dass das Patronatsrecht an der Hettstedter Kirche ihr zustehe,



Nr. 45. Nr. 46.

Nr. 47.

(„Ecclesia in Hestede parrochialis, cuius ius patronatus ad nos pertinet“) und präsentiert den Thidericus de Uslere zu der Pfarrstelle, wie auch im Jahre 1494 die Äbtissin zu Quedlinburg als „die Lehnfrau der Pfarrkirche S. Jakobi zu Hettstedt“ bezeichnet wird. Ob die Kirche von Anfang an S. Jakobus dem Älteren geweiht war, kann fraglich erscheinen, da im Jahre 1374 Conrad von Bernburg als Oberpfarrer der S. Georgenkirche zu Hettstedt bezeichnet wird. Vermutlich liegt die Sache so, dass S. Georg ursprünglich der Hauptherr war und erst allmählich durch den als Nebenherrn gefeierten Jakobus den Älteren verdrängt

worden ist. 1448 nennen „Borgermester Radman und gantze Gemeyne der Stad to Hestede“ „sinte Jacob den groten unsen leven Hovethern.“ Da Conrad von Bernburg als Oberpfarrer bezeichnet wird, so muss neben ihm, als dem rector ecclesiae, noch ein zweiter Geistlicher an der Kirche gewirkt haben, ein Umstand, der für die Zunahme der Bevölkerung klares Zeugnis ablegt. Dass die Pfarrstelle nicht unbedeutend sein konnte, erhellt auch daraus, dass ein gewisser Johann Pretest ebenfalls Ansprüche auf dieselbe erhob. Nachdem nun schon im Jahre 1385 von dem Rate zu Hettstedt ein neuer Altar zu Ehren der h. Jungfrau Maria in der Pfarrkirche daselbst erbaut worden war, wurde 1424 abermals ein neuer Altar in dieselbe gestiftet und der ehrwürdige Kerstan von Ornre (Örner) mit demselben belehnt. Spricht schon dies für den wachsenden Wohlstand der Bürgerschaft und die Zunahme der Seelenzahl, so erfuhr die Kirche und Gemeinde nicht lange danach noch eine wesentliche Förderung dadurch, dass im Jahre 1434 unter dem Pfarrer Konrad von Rosla von dem Rate der Stadt die verwüstete und fast verlassene Pfarrkirche S. Eustachii zu Wesenstedt, die bisherige mater, ihrer filia in Hettstedt einverleibt wurde, wie vermutlich schon zuvor die Bauern dieses Dorfes sich, um bessern Schutz zu finden, vor der Stadt angesiedelt haben mochten. Man konnte das Pfarr- und Kirchengut von Wesenstedt in Hettstedt umsomehr gebrauchen, als sich ein vollständiger Neubau der für die stark angewachsene Gemeinde nicht mehr ausreichenden Hettstedter Pfarrkirche als notwendig herausgestellt hatte, mit welchem man schon im Jahre 1418 begonnen hatte, wie eine über dem südlichen Portal der Kirche befindliche in Stein gehauene Inschrift bekundet, welche lautet:

ĩceptum e · preſens
op · sti · iacobi
anō dnī m°
cccc° xviii°.

Zwischen den Ziffern CCCC und XVIII erblickt man in einem schräg stehenden Schildchen eine Wolfsangel abgebildet. Es bleibe dahingestellt, ob dieselbe das Zeichen des Steinmetzen ist, der die Inschrift angefertigt hat, oder das Wappenzeichen des Bistums Halberstadt, da ja gerade damals der Bischof von Halberstadt der Landesherr der Hettstedter war. Wie überall in gleichem Falle, hatte man auch hier zuerst den Chor zu bauen begonnen. Im Jahre 1429 muss derselbe vollendet bezw. eingeweiht worden sein, da ein Pfeiler an der nordöstlichen Ecke des Chors die zwar nicht mehr vollständige, aber doch genügend aufklärende Inschrift trägt:

Anno dm mccccxxix
uf mittewochen l mc

(Es folgen noch 2 Zeilen mit undeutlicher Schrift.)

welche offenbar besagen soll, dass zu der angegebenen Zeit der Chor, an dem sie sich findet, eingeweiht worden sei.

Das Schiff der Kirche, welches natürlich erst nach Vollendung des Chors an die Reihe kommen konnte, wurde nachweislich erst im Jahre 1445 angefangen, da eine Inschrift an einem Pfeiler desselben auf der Südseite berichtet:

Anno dni mccccxlv
icepta ē · hec ecclesia.

Unter ecclesia ist hier offenbar das eigentliche Kirchengebäude, das Schiff, zu verstehen, da ja nach den vorher angeführten Inschriften ein anderer Teil des Gesamtgebäudes, der Chor, schon früher begonnen und vollendet worden war. Wenn es nun befremdlich erscheinen kann, dass man nach Fertigstellung des Chors 16 Jahre, also eine ziemlich lange Zeit, verstreichen liess, ehe man mit dem Baue des Schiffes begann, so erklärt sich diese Verzögerung doch leicht aus mehreren Umständen. Erstlich hatte man unmittelbar nach Fertigstellung des Chors, ja noch vor dessen Einweihung, im Jahre 1428 mit dem kostspieligen Bau des Glockenturmes, der wohl das nächste dringende Bedürfnis war, den Anfang gemacht, wie eine noch erhaltene, in Stein gehauene Inschrift links von dem nach Westen zu gelegenen Portale des Turmes bezeugt. Dieselbe lautet:

Anno milleno | quadringentesimo pleno
Viginti octo (cunctis?) | secunda feria iunctis
Corporis post festum | Christi hoc opus inceptum.

Oder nach der Verdeutschung in M. Rankes Brandpredigt:

Zu bauen wurd gefangen an
Wohl dieses Werk, da Jedermann
Zählt tausend und vierhundert Jahr
Auch acht und zwanzig, das ist wahr,
Des andern Tags, als war gewest
Frohnleichenam, des Papstes Fest.

Sodann aber hatten die Wirren, welche der Eroberung der Stadt vorhergingen, die Eroberung selbst, und der wirtschaftliche Niedergang der Bürgerschaft, welcher diesen Ereignissen folgte, ohne Zweifel die Wirkung gehabt, dass man aus Mangel an Mitteln länger mit dem Beginne des Baues warten musste, als man ursprünglich wohl beabsichtigt hatte. Ja, es muss schon als ein Zeichen der Wiederkehr günstigerer Verhältnisse und beginnender landesväterlicher Fürsorge seitens der Grafen von Mansfeld, der neuen Stadtherren, angesehen werden, dass schon sechs Jahre nach dem Tage, der Hettstedts Wohlfahrt einen so argen Schlag versetzt hatte, mit dem Bau des Schiffes begonnen werden konnte. Immerhin scheint derselbe infolge der eingetretenen Verarmung nur langsam von statten gegangen zu sein. Denn wenn auch keine Inschrift sichere Auskunft darüber giebt, wann das Schiff der Kirche vollendet worden ist, so hat der Bau doch sicherlich, zumal da der Turmbau nebenher ging, mehrere Jahrzehnte gedauert. Während nach einer für verbürgt zu haltenden Nachricht die Aufführung der Turmspitze am Tage vor Pantaleon (27. Juli) 1475 gefeiert werden konnte, sollen die Gewölbe des Schiffes gar erst im Jahre 1517 vollendet worden sein. Dass die erstere Nachricht auf Wahrheit beruht, beweist schon der Umstand, dass man im Jahre 1482 auf dem Turme eine in diesem Jahre gegossene, aber nicht lange erhalten gebliebene Glocke aufhing, welche folgende Inschrift trug:

Consolor viva, fleo mortua, pello nociva.

Sie zersprang im Jahre 1514 durch Verwahrlosung seitens der sie läutenden Schuhmachergesellen.

[S] Der grosse Brand des Jahres 1697, durch welchen die Stadt fast völlig eingeäschert wurde, — nur 27 Häuser blieben stehen — zerstörte auch alle öffentlichen Gebäude. Von der S. Jakobikirche blieben nur die Mauern stehen; auf dem Turme schmolzen, da er innerlich ausbrannte, auch die Glocken; gleichwohl hat die Architektur der Kirche von diesem Brande nur wenig gelitten.

Die Wiederherstellung der Kirche erfolgte bis zum Jahre 1706, erstreckte sich aber, vermutlich weil die Mittel fehlten, nicht auf die Gewölbe des Schiffs und den massiven Giebel desselben. Beides wurde vereinfacht; eine Holzdecke für das Schiff und eine Fachwand für den östlichen Giebel mussten genügen. Das zierliche Gewölbe des Altarraumes war von dem Feuer nicht zerstört worden. Der Turm erhielt nun eine Haube und nur auf der Ostseite zwei kleine gedrückte Ecktürmchen. Das Mauerwerk des Turmes ist übrigens an den Ecken mit einer Rundstablisene versehen.

Die Kirche zeigt hier und da hübsche Verhältnisse, die um so vorteilhafter wirken, als die Frontmauern ebenfalls ansprechend wirken.

[B] Der Grundriss der Anlage ist insofern nicht streng regelmässig, als die Ostseite (19,90) eine geringere Weite hat, als die Westseite (21,30 m). Der Kirchenraum ist also nach Osten zu um 1,40 m enger als an der Westseite, eine Erscheinung, die sich gar nicht selten findet. Hier scheint sie absichtlich herbeigeführt zu sein, um das Langschiff durch diese perspektivische Fälschung länger erscheinen zu lassen, als es wirklich ist.

Nr. 48 zeigt die Ansicht der S. Jakobikirche, Nr. 49 den Grundriss. (s. S. 86.)

[S] Die Pfeiler des Altarraums, welche sich dem verkehrreichen Markte zuwenden (Nr. 50, siehe S. 87), sind so gebaut, dass sie mit einer Spitze nach aussen treten, also 4 durch Lisenen eingefasste Flächen zeigen. Bevor die beiden dreieckig vortretenden Aussenflächen die ganze Höhe erreicht haben, ziehen sie sich zu einer schlanken Spitze zusammen und lehnen sich gegen die breite Flachseite des hinteren Pfeilerstückes, aus dem sich eine achteckige Spitze entwickelt. Auf halber Höhe scheinen Heilige auf Konsolen gestanden zu haben, worüber jedoch nichts bekannt geworden ist.

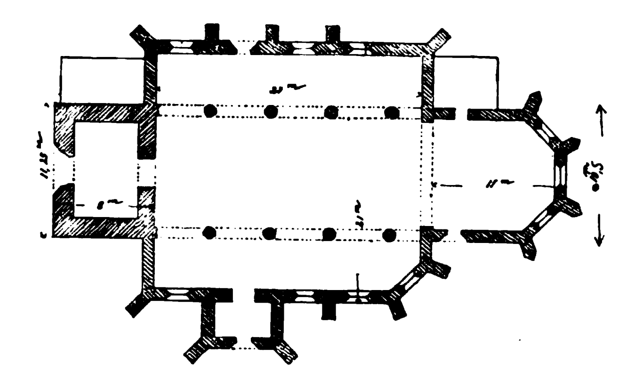
An demselben Teile der Kirche sieht man in einem südlichen Winkel ein zierlich ausgestattetes Portal mit reich gegliedertem, stilvollem Gewände (Nr. 51 Ansicht und Nr. 52 Profil, siehe S. 87), über welchem ein starkes Hohlkehlensims nach oben verkröpft ist, um Raum zu bieten für eine zierlich umrahmte Inschrifttafel aus dem Jahre 1418[1]), welche schon oben besprochen ist. (Nr. 53 Inschrift.) Zum Zierrat dienen Rosetten, welche in ungleicher Anordnung und doch ebenmässig in die Hohlkehle verteilt sind. (Nr. 54 Rosette.)

Das westliche Portal ist etwas einfacher und weniger glücklich entworfen. (Nr. 55 westl. Portal.) Die auf den Quadern des Mauerwerks aufgefundenen Steinmetzzeichen ersieht man aus Nr. 56. (Nr. 53, 54, 55 und 56 siehe gleichfalls, wie Nr. 50–52, auf S. 87.)

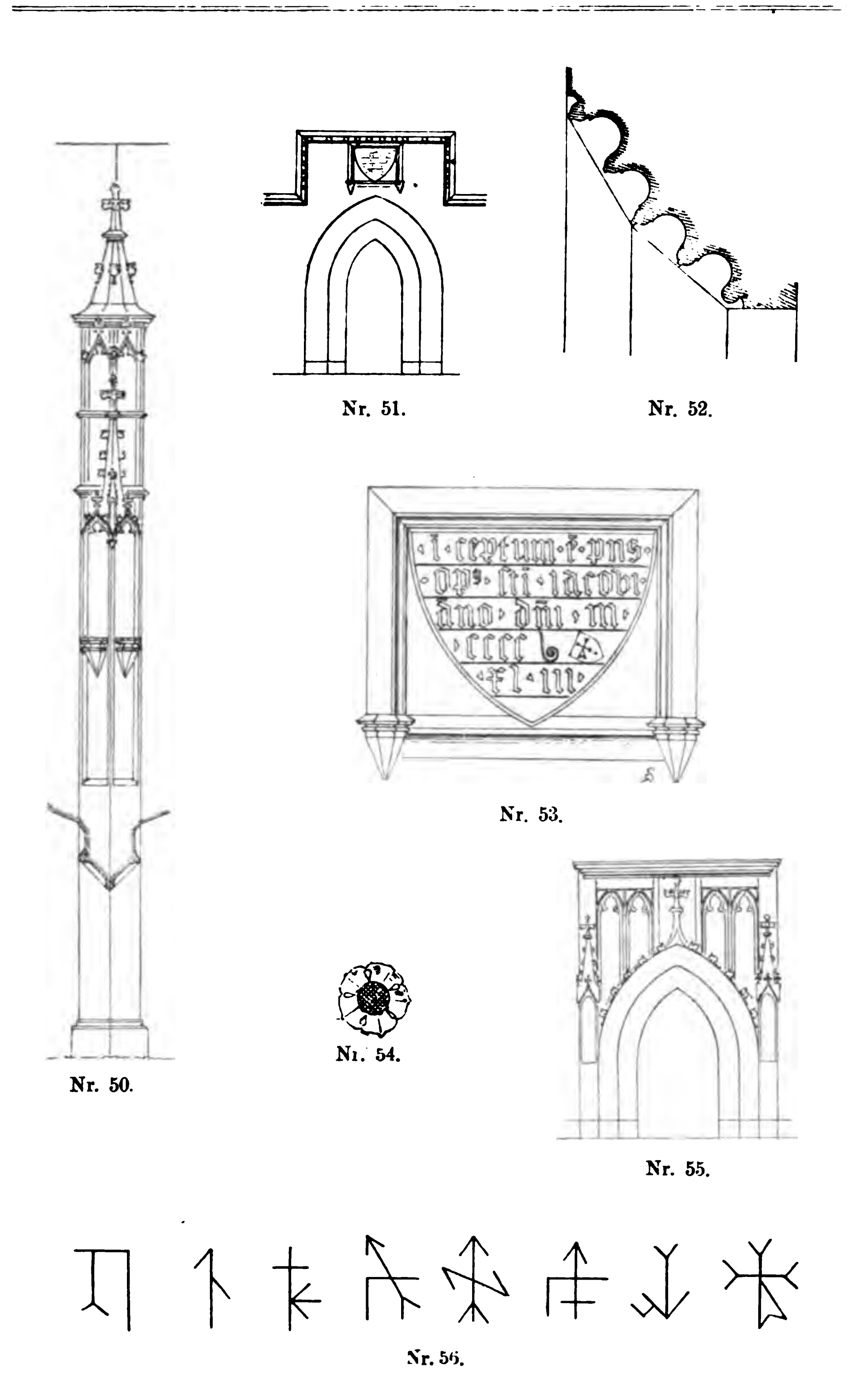
---

[1]) Durch Versehen ist auf der Zeichnung statt des richtigen Jahres XVIII die Zahl XLIII gegeben worden.

Nr. 48



Nr. 49.



Nr. 50. Nr. 51. Nr. 52. Nr. 53. Nr. 54. Nr. 55.

Nr. 56.

Das Innere der Kirche hat 1837 eine Herstellung erfahren, über welche jedoch nichts von Belang zu berichten ist.

[G] Die Abendmahlskelche[1]), welche die Kirche besitzt, sind nicht sehr alt. Ihrem Alter nach folgen sie so aufeinander:

1. Ein silberner Kelch aus katholischer Zeit, der auf den Buckeln die Inschrift **MARIA** und ausserdem folgende Nachricht trägt:

   Hic calix Anno 1636 Martij 25 e templo Hetstedensi a milite sacrilego direptus, elapso quinquennio sumptibus Dn. Nicolai Poberlij Hetsted. inauratus denuo circa Pentecostes festum eidem fuit restitutus.

2. Ein silberner Kelch vom Jahre 1651, auf dessen Fusse geschrieben steht:

   Michael Hesse hat diesen Kelch zu St. Jakob zu Hetstedt verehret Anno 1651.

3. Ein silberner Kelch vom Jahre 1665, welcher ausser dem Namen **JHESVS** auf den Buckeln des nodus die Inschrift hat:

   Had vorehrd Balthasar Hiebner in die Kirche zu Hetsted Anno 1665.

4. Ein silberner Kelch aus dem Jahre 1681 mit der Inschrift:

   Aus dem Vermächtniß Herrn Bürgen. Andreae Pfeiffers hat die Kirche zu Hettstedt diesen Kelch 1681.

5. Der Krankenkelch aus dem Jahre 1702 mit der Umschrift:

   Aus dem Vermächtniß Fr. Barbarae Danrothens, gebohrenen Jägerin hat die Kirche zu Hettstedt diesen Kelch, die Krancken damit zu communiciren 1702.

Die der Kirche gehörige Oblatenschachtel trägt auf ihrem Boden die Inschrift:

Dieses hat verehret in die Kirche zue Hettstedt
A. B. Hiebner Anno 1684.

Um der darin enthaltenen Nachrichten willen seien auch die Inschriften mehrerer zinnerner Blumenkelche mitgeteilt:

1) Ein Blumenkelch vom Jahre 1626:

   Joachim Schöpfer Senator hic Hettstadii obiit anno Christi 1626 aetatis suae 39 ann.

---

[1]) Die Inschriften der nachfolgenden Kirchengeräte sowie der Glocken verdanke ich der gütigen Mitteilung des lutherischen Pfarrers Heinrich Rembe aus Eisleben, d. Z. zu Montreal in Canada.

2) Ein Blumenkelch vom Jahre 1652:

> Andreas Schöpfer, filius eius, civis et mercator Halberstad: in memoriam sempiternam almae pacis donat patriae suae hoc quale die 7. Aprilis anno 1652.

3) Zwei Blumenkelche vom Jahre 1779:

> Zum Andenken des Friedens den 6. Junii 1779 gewidmet der Kirche zu Hettstädt von Sidonie Friederike Helmin.

4) Ein Blumenkelch aus demselben Jahr:

> Zum Andenken des Friedens den 6. Juni 1779 der Kirche zue Hettstädt gewidmet von **Anna Magdalena Sophia**, verw. Kühnin.

Auf der Altardecke aus dem Jahre 1695 steht:

> Ihrem Gott zu Ehren, der Kirche zur Zierde, verehrts Christoph Heumanns sel. Witwe, Fr. Anna, geb. Meyerin 1695.

Über die Erbauung der Orgel im Jahre 1749 giebt folgende Inschrift an derselben Auskunft:

> **Dei gloriae | Ecclesiae Devotioni | Templi splendori | sub felici Regimine | Domini Friderici Augusti | Potentissimi Regis Polon: et | Electoris Saxon: | cura | Senatus Hetstadiensis Eccles: ac Schol: Patroni | Hoc organon pneumaticum | exstructum est | MDCCXLIX**

Da der Brand im Jahre 1697 sämtliche vorhandenen Glocken vernichtet hatte, so sind die jetzt vorhandenen Glocken sämtlich erst nach diesem Jahre gegossen. Gleichwohl verdienen sie wegen der auf ihnen mitgeteilten, wenn auch zum Teil irrigen Nachrichten Beachtung.

1. Die Hauptglocke von 1,91 m Durchmesser aus dem Jahre 1698 hat folgende Inschriften, die namentlich für die Geschichte Hettstedts von Wichtigkeit sind: Auf der einen Seite:

> **Convoco, si templum, si poscit curia, cives;**
> **Pulsor et ad pacem vespere, mane, die.**
> **Moereo cum moestis, cum laetis laetor ubique,**
> **Consono, seu bona sunt tempora, sive mala.**
> **Da Deus, ut resonem sexcentos salva per annos,**
> **Cumque suis serva civibus Hetstedium.**
> Es waren achtzig Jahr und eins noch nicht verflossen,
> Da ich zum dritten Mahl in Erfurth war gegossen,

Zu rufen die Gemein, als mich das Feuer fraß
Mit Kirche, Thurm und Stadt. Nun, Herr, mich lange las.

M. Andr. Rancke Past. Prim.
Jobst Wilhelm Hornemann von Zeiz goss mich in Hetstedt.

Auf der andern Seite:

S. S. Trinitati
Regnante Serenissimo ac Potentissimo
Principe ac Domino
Dn. Friderico Augusto
Rege Poloniae et Electore Saxoniae
Gloriosissimo
Domino nostro clementissimo

(1380) Hac urbe metallica MCCCLXXX fundata[1])

(1430) MCCCCXXX moenibus cincta
Illustrissimis Dominis Dn. comitibus
Mansfeldensibus
Dominis nostris Gratiosissimis

(1453) MCCCCLIII egregiis privilegiis dotata

(1573) MDLXXIII cum metalli fodinis Hetstadiensibus ab episcopatu
Halberstadensi ad Electoratum Saxonicum
Ex permutatione translata

(1697) Die X. Mai MDCXCVII eheu! exusta
me

(1698) Eodem fato destructam MDCXCVIII denuo
redintegrätam
restituit et reddit
Senatus populi Hetstadiensis.

2. Die Sonntagsglocke ebenfalls aus dem Jahre 1698, von 1,65 m Durchmesser hat folgende Umschrift:

Senatus Hettstad. h. t.
I. Ordin: Coss. Augustinus Schlegel. Johann Meyer.
Assess: Christoph Heinrich Macht. Philipp
Reisse. Christian Gottschalk. Jeremias Rost.
II. Ord.: Coss. Hieronymus Böttcher. Zach. Sichting.
Assess: Balthasar Jaeger. Christoph Ulrich.
Joh. Balthasar Hübner.

---

1) Dass diese in den Inschriften häufig wiederkehrende Annahme durchaus irrig ist, ist oben nachgewiesen.

Auf der einen Seite steht:

Jesu Christo | Filio Dei unigenito | Salvatori et Servatori. | Rabbiosa (sic!) flamma die | X. Maji anno MDCXCVII | Deperditam refici curat | dat dicat dedicat | Anno salutis christianae | MDCXCVIII | Patronus Ecclesiae | Senatus Hesta- | diensis.

Auf der andern Seite:

Me vorat ignis edax, reficit me provida patrum
Cura; Deus faxit secula longa canam!
Atque meo cantu veniat pia turba frequenter,
Aethereo regi corda animosque ferens.

Wolfg. Christoph Grosschupff
Actuar. iurat. F.

Jobst Wilhelm Hornemann von Zeiz goss mich in Hettstedt.

3. Die **Vesperglocke** von 1,08 m Durchmesser aus dem Jahre 1702 vermeldet Folgendes:

Deo nostro. | Hac urbe metallica ob metalli | fodinas MCCCLXXX fundata | sub consulatu | Augustini Schlegelii | et | Johannis Meyeri | MDCCII denuo refectam | dicat dedicat | Senatus Populusque Hetstad. | M. Andr. Rancke Past. Prim. | M. Gottfried Berver Diac.

4. Die **Betstundenglocke** von 0,93 m Durchmesser, ebenfalls aus dem Jahre 1702, hat diese Inschrift:

Sey uns gnädig, Herr Gott,
Sey uns gnädig in aller Noth.
Hierzu hat vermachet Burchard Körber, Garkoch alhier XL Thaler.

Mich goss Joh. Jacob Hoffmann in Halle
Anno MDCCII.

5. Die beiden **Uhrglocken** vom Jahre 1698 haben ein und dieselbe Inschrift; beiden ist das Hettstedter Wappen eingeprägt; der grösseren (0,53 m Durchmesser) ausserdem der gekreuzigte Christus mit der Überschrift: Gelitten unter **Pontio Pilato** gecreuziget.

Die Inschrift aber lautet:

Urbe metallica MCCCLXXX | fundata, die X. Mai MDCIIIC | eheu exusta me fieri iussit | ut horas rite indicerem | Senatus Hetstadiensis | Anno MDCIIC | Ab Justo Gvilielmo Hornemanno Cizae.

6. Die zwei **Uhrglocken** auf dem Seigerturme, beide mit dem Hettstedter Wappen, haben beide folgende Inschrift:

Anno 1723 goss mich Martin Heintze aus Leipzig.

Erwähnung verdient nun noch ein zwar nicht mehr vorhandenes, aber immerhin beachtenswertes Bauwerk, die Kapelle des heiligen Kreuzes, die in oder bei dem ehemaligen Dorfe Molmeck stand, welches der Rat von Hettstedt im Jahre 1435 von den Herren von Walter wiederkäuflich erworben hatte. Zwei Hettstedter Bürger, namens Claus Bothe und Heinrich Besenstedt, hatten nämlich eine Pilgerfahrt ins heilige Land und zum heiligen Grabe gemacht. Nach ihrer glücklichen Heimkunft aus dem Morgenlande erbauten sie im Jahre 1504 in Molmeck die Kapelle des heiligen Kreuzes, deren Lage insofern merkwürdig war, als ihre Entfernung von dem alten Hettstedter Rathause, welches mitten auf dem Markte stand, genau dieselbe war, wie die der Schädelstätte bei Jerusalem von dem Richthause des Pilatus. Claus Bothe selbst soll die Entfernung durch Schritte ausgemessen haben. Die Erbauer nannten die von ihnen gegründete Kapelle **capella S. Crucis ad montem Calvariae** und liessen an derselben folgende Inschrift anbringen:

Anno milleno quingentesimo quarto inceptū est presens sacellum S. Crucis ad montem Calvariae Dominica Johannis Babtiste.

Am 11. November 1506 weihte der Halberstädter Vikar, der Bischof Matthias von Gades, dieselbe feierlich ein. Aber sie hatte nicht lange Bestand infolge der von der Reformation herbeigeführten Veränderungen. Im Jahre 1589 liess der Rat sie abbrechen und die Steine anderweitig verwenden, vermutlich weil in demselben Jahre, wie es scheint, auch das Dorf Molmeck von seinen Bewohnern verlassen wurde, welche sich vor dem Molmeckschen Thore in der nach ihnen benannten Molmeckschen Gasse ansiedelten. Infolge dieser Übersiedlung musste die Molmecker Kapelle überflüssig erscheinen, zumal kein religiöses Bedenken ihre Erhaltung forderte.

Horla.

[G] Kirchdorf, 27 km südwestlich von Hettstedt, an der Horla, einem rechtsseitigen Zufluss der Wipper, ehemals in der Herrschaft Morungen im Gaue Friesenfeld, bezw. im Banne des Archidiakonats Kaldenborn gelegen, mit 1880: 316; 1890: 283 Einwohnern. Der Name des Ortes (urkundl. nur 1400 Horle) ist entweder aus ahd. horo Kot, Schlamm, Schmutz, Sumpf und ahd. lacha = stehendes Wasser, Pfütze gebildet oder enthält als zweiten Teil der Zusammensetzung den dat. sing. von ahd. hlêo = clivus Hügel. Im ersteren Falle bedeutet er „Schlammbach, kotiger Sumpf," im letzteren, wenn horlêwe oder horlê als Urform vorausgesetzt werden darf, „zu dem aus Sumpf sich erhebenden Hügel". Das „Siegel der Gemeinde Horla" zeigt als Siegelbild einen Laubbaum, also wohl die Dorflinde, den Versammlungsplatz und damit das Sinnbild der Bauernschaft.

Die sehr kleine, angeblich dem h. Georg geweihte Kirche, deren Turm aus einem auf dem Ostgiebel aufgesetzten Dachreiter von Fachwerk besteht, wie auch das Kirchensiegel die Kirche mit einem doppelhaubigen Dachreiter darstellt, trägt an der Südseite eine Tafel mit der Inschrift:

Gott allein die Ehre. 1834.

Auf einer zinnernen Kanne steht:

Kirchenkanne zu Horl 1687.

Die beiden Glocken haben 0,80 und 0,67 m Durchmesser. Die kleinere ist 1870 von Ulrich in Apolda gegossen, die grössere ist dagegen alt und trägt eine schöne Majuskelinschrift aus der Blütezeit der Gotik, welche schon einmal, aber unrichtig und ungenau in Rosenkranz (Neue Zeitschr. f. d. Gesch. der german. Völker I, 2, 49.) veröffentlicht worden ist. Diese Inschrift, deren Formen mit denGlockeninschriften zu Strenz und Alsleben im Seekreise Verwandtschaft zeigen,



Nr. 57.

lautet nach Auflösung der Abkürzungen:

✠ **Campana · Sancte Nicolai, sonitum nostrum, pater, audi.**

Nimmt man das erste Wort für sich, so kann das Folgende für einen Hexameter genommen werden. Übrigens ist das Wort audi, weil es im Kranze keinen Raum mehr fand, was zur Folge hat, dass seine Formen sich nicht gleich den übrigen Buchstaben der Inschrift bandartig aus dem Kranzboden erheben, offenbar durch Einritzung in den Mantel der Form hervorgebracht worden, da die Züge desselben nur aus fadenförmigen Linien bestehen. Diese Glocke soll übrigens bei der „wüsten Kirche“ unweit der Käckelsburg (ein Dorfbewohner nannte letztere — vermutlich richtiger — Kadolzburg) gefunden worden sein. Es ist das vermutlich die Stätte des in das Erzbistum Mainz gehörigen frühzeitig eingegangenen Dorfes Horlehayn, welches nach Ausweis der Glocke eine Kirche S. Nikolai gehabt haben, also wohl von Niederländern gegründet sein dürfte.

Königerode.

[G] Kirchdorf, 22 km westlich von Hettstedt, in der Herrschaft Rammelburg im vormaligen Schwabengau, bzw. im Harzbanne (bannus nemoris) gelegen, mit 1880: 1028; 1890: 994 Einwohnern. Der Name des Ortes (urk. 962 Cuningarod, 1400 Konningerode und so auch später) kann „Rodung des Königs“, aber auch „Rodung der Nachkommen oder Angehörigen des Chuno (Kuno)“ — vermutlich eines Edlen von Wippra — bedeuten. Das ältere „Gemeine Siegel z. Königerode“ hat zum Siegelbilde einen Laubbaum, offenbar die Dorflinde, als Sinnbild der dort sich versammelnden Dorfgemeinde.

Die gegenwärtige Dorfkirche mit schlanker Turmspitze stammt aus dem 18. Jahrhundert (1748 und 1749) und ist überdies neuerdings restauriert worden. Doch muss schon weit früher, d. h. schon im Mittelalter eine Kirche dagewesen sein, wie nicht nur die bald zu erwähnende Glocke, sondern auch das Kirchensiegel beweist, aus denen beiden sich zugleich ergiebt, dass die Königeröder Kirche dem Apostel Andreas geweiht war, eine Wahl des Schutzheiligen, die an und für sich auf ein hohes Alter deutet. Das verhältnismässig sehr alte Kirchensiegel enthält folgende Inschrift in gotischer Minuskel:

✠ s. ſancti ✱ andree ✱ in ✠ konīgerode ✱

und führt den Apostel Andreas mit Heiligenschein und dem ihm eigentümlichen Kreuze als Siegelbild. Die Kirchenrechnungen, die vielleicht manchen geschichtlichen Fingerzeig enthalten, reichen bis zum Jahre 1602 zurück, die Kirchenbücher bis 1608.

Die drei Glocken haben 1,38, 0,95 und 0,75 m Durchmesser. Die grosse vom Jahre 1494 hat folgende Umschrift in gotischen Minuskeln:

anno dni m cccc lxxxxiiii
hilf got maria berot
sanctus andreus

Die Mittelglocke ist von H. Engelcke in Halberstadt im Jahre 1816 gegossen; die kleine, genannt „das kleine Steinglöckchen,“ hat keine Inschrift, soll aber früher eine gehabt haben, also lautend:

Der Herr tödtet und giebt das Leben. Er führet
in die Hölle und wieder heraus. G. B.

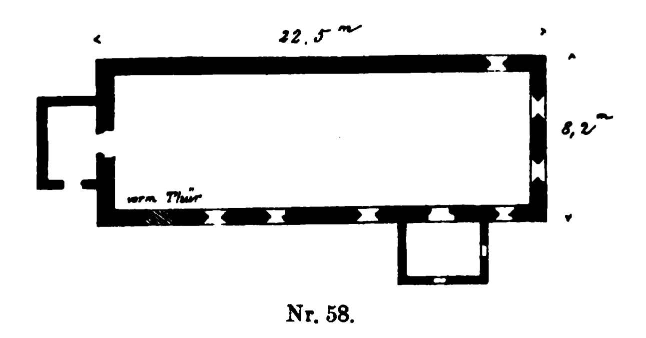
Kupferberg.

[G] Vorstadt oder Dorf, unmittelbar vor Hettstedt, nur durch die Wipper von der Stadt getrennt, vormals in der Freiherrschaft Arnstein im Schwabengau, bezw. im Archidiakonat Aschersleben gelegen. Seinen Namen verdankt der Ort dem hier ehemals anstehenden Kupferschiefer, den die (sagenhaften) Bergleute Neucke und Nappian im Jahre 1199 entdeckt und hier zuerst abgebaut haben sollen. Beide vermutlich mythische Persönlichkeiten, deren Name eigentlich der von Erz schürfenden Zwergen sein dürfte, worauf auch die Alliteration hinweist, sind als Bildwerke in Stein ausgeführt und werden letztere im Sitzungszimmer des Bergamts in Eisleben aufbewahrt. (Siehe Mansfelder Seekreis unter Eisleben.)

Schon 1223 wird der Ort urkundlich erwähnt als mons qui cupreus dicitur. Damals stand auf demselben bereits eine Kapelle, welche bis dahin der Hettstedter Pfarre unterstellt gewesen war, aber in jenem Jahre aus dem Hettstedter Pfarrverbande gelöst wurde, weil der Edle Albert von Arnstein die Absicht hatte, mit dieser Kapelle ein Hospital zu verbinden. Wenige Jahre später (1223—1229) wird dieses Hospital bereits als vorhanden erwähnt. Da es 1241 als hospitale beate

Marie et beati Gingolphi martiris in Hetstide bezeichnet wird, so war die ursprünglich allein vorhandene Kapelle jedesfalls der Jungfrau Maria geweiht, während das Hospital den h. Gangolf zum Schutzherrn erhielt, der auch sonst als Schutzherr von Hospitälern vorkommt. Etwa um 1250 wurde mit dem Hospital auch noch ein Kloster verbunden, gegründet von Mechtild, der Witwe des oben erwähnten Edlen Albert von Arnstein, welche selbst in das neugegründete Kloster als Nonne eintrat. Aber schon bald nach 1256 wurde das noch unfertige Kloster nach Oberwiederstedt verlegt. (Genaueres hierüber siehe unter Ober-Wiederstedt.) In dem sogenannten „Engelgarten" auf dem Kupferberge, welcher zu dem Rittergute in Walbeck gehörte, waren 1828 die Rudera dieses Klosters noch vorhanden; später soll es in den Besitz der Querfurter Mönche gekommen sein und hiess daher auch der Mönchhof, doch lässt sich dieser Name, obschon derselbe nicht recht zu passen scheint, auch dadurch erklären, dass das Nonnenkloster unter der Aufsicht von Predigermönchen stand, die auch später öfter dort absteigen mochten.

[S] Das jetzige Kirchengebäude S. Mariae et Gingolphi stammt nach seinen spitzbogigen Fenstern aus dem späteren Mittelalter. Dasselbe bildet ein Rechteck von $22\,^1/_2$ m Länge, $8\,^1/_4$ m Breite (s. Nr. 58), besitzt also keinen polygonalen Ab-



Nr. 58.

schluss, und hat nur einen kleinen Dachreiter als Turm. Südlich ist eine Sakristei und westlich eine Vorhalle angebaut. Infolge der Verwendung eines nicht wetterfesten roten Sandsteins sieht das Bauwerk ausserordentlich baufällig aus. Das Innere ist, weil in Gebrauch, etwas besser imstande.

Auf dem Altar befinden sich einzelne Teile eines Altarschreins, der zu Gunsten einer inmitten desselben angebrachten Kanzel auseinandergenommen ist. Das Mittelstück enthielt Marias Besuch mit dem Kinde bei Elisabeth, mit vielen Personen rechts und links. Links vom Altar stehen Matthaeus und Lucas, rechts Johannes und Marcus übereinander, sämtlich ziemlich schlecht geschnitzte Figuren in gemalten Nischen.

Auf den Flügeln erblickt man die Verkündigung, die Geburt Christi, die Anbetung der drei Könige, die Kreuzigung. Auf der Predella sind Petrus und Paulus gemalt.

[G] Nach dem Berichte des Predigers Siebold (1828) stand in der Sakristei ein beschädigtes Bild des h. Gangolf, welches vorn auf der Brust einige Löcher zur Verwahrung der Reliquien hatte. In dem Altare aber „befand sich hinter einer

Doppelthür, die geöffnet werden kann, ein Bildnis, auf einem Kissen liegend, in der rechten Hand, wie es scheint einen Dolch, der in die Brust gestochen ist, wahrscheinlich ebenfalls den Schutzheiligen vorstellend". In der That scheint diese Darstellung zur Legende des h. Gangolf zu stimmen, dessen Verehrung übrigens erst seit dem XII. Jahrhundert durch niederländische Kolonisten nach dem Sachsenlande verpflanzt worden zu sein scheint. (Otte, Kunstarchäol. V. Aufl. I, S. 572.)

Der Taufstein ist stark zopfig.

Die beiden Glocken von 0,69 und 0,59 m Durchmesser sind von Friedrich See in Kreuzburg im Jahre 1826 gegossen worden.

Leimbach.

[G] Kleine Stadt, 6 km südwestlich von Hettstedt, an der Wipper und dem Leimbache, vormals in der Grafschaft Mansfeld im nördlichen Hosgau, bezw. im Banne Eisleben gelegen, mit 1871: 1412; 1880: 2325; 1890: 3353 Einwohnern. Der Ortsname (urk. 973 Lembeke, 1230 Lembecke, 1305 Lymbecke, 1400 Leymbecke, 1578 (im Stadtsiegel) Leimbick, 1609 Leinebig, später Leimbach) bedeutet Lehmbach, bezw. einen an einem Lehmbache gelegenen Ort. Das Ortssiegel mit der Umschrift:

S · des · Rats · zv · Leimbick 1578.

zeigt als Siegelbild S. Paulus mit dem Schwerte und S. Petrus mit dem Schlüssel, beide mit Heiligenschein, ohne Füsse, wie Wappenhalter neben dem gräflich mansfeldischen Gesamtwappen (Raute, Balken, Adler, Löwe) stehend. Letzteres bekundet die alte Zugehörigkeit des Ortes zur Grafschaft Mansfeld, erstere sind die beiden Schutzheiligen, denen die Leimbacher Kirche geweiht ist. Nach andern soll Leimbach einen Fisch im Siegel führen. Doch hat mir ein solcher Stempel mit diesem Inhalt nicht vorgelegen. Unwahrscheinlich ist aber die Angabe nicht, welche das an der Wipper gelegene Leimbach als einen fischreichen Ort bezeugen würde, während das jetzige Stadt-Siegel im wesentlichen eine Wiedergabe des Leimbacher Kirchensiegels zu sein scheint. 974 vertauschte der Abt Werner von Fulda den Besitz seines Klosters in Lembeki an das Erzstift Magdeburg. 1305 erscheint Friedrich Kaga urkundlich als Dienstmann des Grafen Burchard (IV.) von Mansfeld und Voigt von Leimbach, ein Amt, was bereits auf das Vorhandensein des Schlosses hindeutet, welches vormals in Leimbach bestand und nach der Sage „Trutz-Mansfeld" hiess, weil es von einem Grafen von Mansfeld zum Trotze gegen seinen Bruder erbaut worden[1]), von welchem aber jetzt gar kein beträchtliches Überbleibsel mehr vorhanden ist. Es stand nicht fern dem Hüttenplatze, einzelne Mauerüberreste sowie umfangreiche Keller und Gewölbe bekunden noch jetzt seinen Ort. Da 1565 noch ein „Hofprediger von Leimbach" (in der Mansfelder Konfession) erwähnt wird, so muss das Leimbacher Schloss um diese Zeit noch bestanden haben, aber bald darauf verfallen sein. Da kein Prediger

---

1) Grössler, Sagen der Grafschaft Mansfeld etc. Eisleben 1880, Nr. 147.

wieder seitdem den Titel Hofprediger führt, liegt dieser Schluss nahe. Aus dem wüsten Schlosse wurden Colonistenwohnungen gemacht. (Vgl. Öser, Topogr. S. 302.) Übrigens ist zu beachten, dass das vorgenannte Geschlecht der Kaga offenbar Veranlassung zur Entstehung des Dörfchens Kagendorf gegeben hat, welches unweit von Leimbach weiter abwärts an der Wipper liegt.

Bei der Erbteilung von 1420 wurde das Dorf Leimbach dem Grafen Gebhard vom Mittelort zugesprochen. Nach dem Aussterben des älteren Mittelorts im Jahre 1492 wurde Leimbach bis 1499 von den Grafen gemeinsam besessen, kam aber in der neuen Teilung des Jahres 1501 an den Vorderort, bei dem es in der Folge verblieb. Als dann auf dem Schlosse Mansfeld an Stelle der Wirtschaftsgebäude ein neues stattliches Schloss, der Hinterort, erbaut wurde, verlegte man erstere nach dem nahen Leimbach zu und nannte die neue Anlage „das neue Vorwerk" (urk. 1565), welches als „Leimbacher Amtshof" zwischen Leimbach und Schloss Mansfeld noch jetzt fortbesteht. Zu dem neuen Amte wurden die Dörfer Leimbach, Vatterode, Piskaborn, Gräfenstuhl, Annarode, Thondorf, Benndorf, Volkstedt, Blumerode und Gorenzen geschlagen, die seitdem bis in unser Jahrhundert zu dem Amte Leimbach gehört haben.

Infolge der Verstärkung des Berg- und Hüttenbetriebs zu Anfange des 16. Jahrhunderts scheint auch die Bevölkerung Leimbachs beträchtlich sich vermehrt zu haben, was die damals noch lebenden Grafen des Vorderorts, Hoier und Ernst, veranlasste, sich an Kaiser Karl V. mit der Bitte zu wenden, er möge Leimbach zur Stadt erheben. Sie machten geltend, dass ihrer „Unterthanen Einkommen und Geniess am meisten aus dem Bergwerk wäre, wie denn auch viele fremde Personen ihre Nahrung und Unterhalt darin suchten und hätten," und dass wegen der Menge des Volkes die Erhebung mehrerer Mansfelder Dörfer zu Städten wünschenswert sei. Darauf begnadigte denn auch der Kaiser Karl V. den Flecken Leimbach — seit wann das Dorf als Flecken galt, lässt sich nicht sagen — mit Stadtrecht, mit Handwerken, mit einem Jahrmarkt und einem Wochenmarkt im Jahre 1530, was später die Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II. bestätigten.

Beim Eintritt der Sequestration mehrerer Fünftel der Grafschaft fand man das Amt Leimbach so überschuldet, dass es im Jahre 1571 den Gläubigern von Dalwig, von Bodenhausen, von Dieskau, von Krosigk, von der Schulenburg, von Drachsdorf überlassen werden musste. Die Rechte dieser Gläubigerschar brachte Ernst Hans von der Asseburg an sich, dessen Familie dann das Amt im Jahre 1601 an Jakob von Schenk auf Flechtingen für 25,000 Thaler verkaufte. Eine Urkunde des Grafen Franz Maximilian von Mansfeld bezeichnet im Jahre 1668 „Christian Volrad, Albrecht Antonius, Christian Werner, Rudolf Busso und Jakob, alle von Schenk" als Besitzer. Bei der Familie von Schenk verblieb das Amt bis zum Jahre 1859, in welchem es der Freiherr von der Reck durch Kauf erwarb.

Da das Städtchen Leimbach öfter durch Brände gelitten hat, so hat es kein altertümliches Gepräge. Dasselbe gilt von der jetzigen Petri-Pauli-Kirche, welche aus dem Jahre 1776 herrührt, da die ältere in demselben Jahre durch Feuer zerstört worden war.

[S] In der Kirche findet sich ein altes Messing-Taufbecken mit der bekannten,

rätselhaften, noch nicht entzifferten Inschrift und einem getriebenen Ornamente im Mittelfelde.

In einem alten Kirchenbuche befindet sich ein Diarium der Pastoren Gerlich, Brauer und Planert aus den Jahren 1704—1732. Auf dem Turme hängen drei Glocken, welche 1,17, 0,93 und 0,53 m Durchmesser haben. Die beiden grösseren sind von Friedrich August Becker in Halle im Jahre 1782 gegossen worden; die kleine besitzt gar keine Inschrift, scheint aber nach ihrer Form sehr alt zu sein.

(Gross-) Leinungen.

[G] Kirchdorf, 27 km südwestlich von Hettstedt, zwischen Mooskammer und Ankenberg am Zusammenflusse der beiden Quellbäche der Leine, und zwar mit dem älteren Teile des Dorfes ehemals im thüringischen Helmegau, bezw. im Erzpriesterbezirk Unter-Berga des mainzischen Archidiakonats Jechaburg gelegen. In späterer Zeit gehörte Gross-Leinungen zur Herrschaft Morungen, in älterer Zeit jedesfalls nicht, da die Grenze zwischen dem thüringischen Helmegau und dem sächsischen Friesenfeld, bezw. zwischen den Diöcesen Mainz und Halberstadt so durch das Dorf lief, dass das ältere (Gross-) Leinungen auf thüringisch-mainzischem Boden lag und nur das verschollene Munis-Leinungen auf sächsich-halberstädtischem. Der Ortsname (urk. 1253 Linunge, 1273 Linungen, 1347 Liningen, 1495 maior Linungen, 1506 maior Lynungen — 1400 Munis lynungen in banno Coldenborn) bedeutet entweder einen an einem mit Leinkraut bewachsenen Gewässer gelegenen Ort, oder einen an einem Bergwasser gelegenen.[1])

Der Flecken Gross-Leinungen besass auch einen Rat und ein Rathaus. Dasselbe wurde im Jahre 1565 erbaut und der Amtsinhaber, Asche von Holle, gab aus den Morunger Forsten das Bauholz dazu. Seine Gemahlin Hille von Marenholz und deren Schwester Margarete gaben unter anderem ihre Wappen in die Fenster.[2]) Das Gemeindesiegel ist verhältnismässig alt. Dasselbe trägt die Umschrift:

✶ **D. Gemeine zv Grosenleinvng.**

und zeigt auf einem Wappenschilde das Gotteslamm mit der Kreuzesfahne, darüber die Jahreszahl 1588. Vielleicht deutet dieses Siegel auf das ehemalige Vorhandensein einer Kirche S. Johannis des Täufers in Leinungen hin. — Ein späteres vom Jahre 1805 (die letzten beiden Ziffern sind undeutlich) zeigt dagegen ein Wappenschild mit schraffiertem Unterteil, jedoch sonst ohne erkennbaren Inhalt.

Im Dorfe befindet sich ein altes, dem Baron von Eller-Eberstein gehöriges Rittergut, bei welchem ein altersgrauer viereckiger Turm von rohem Mauerwerk, der einzige Überrest des ehemaligen Schlosses Leinungen, wahrzunehmen ist, dessen Geschichte sehr im Dunkel lag, aber durch einen Sprossen des freiherrlichen Geschlechts, Freiherrn Louis Ferdin. v. Eberstein in Berlin, genügend aufgehellt worden ist.[3]) Nach den Darlegungen desselben empfing im Jahre 1529 Herdan

---

[1]) Vgl. Grössler, Erklärung der Ortsnamen des Mansfelder Gebirgskreises (Zeitschr. des Harzver. XIX, S. 330 (1886.) [2]) L. F. v. Eberstein, Histor. Nachrichten über Gehofen, Leinungen und Morungen 1889 S. 130. [3]) Ebenda S. 122—124 u. 130.

Hacke von dem Grafen Gebhart VII. v. Mansfeld „vor dem Fleck Leinungen die Hüttenstätte zu einem freien Rittersitz“ nebst 6 Hufen Landes zu Deikenroda und Lengefeld u a. Auf diesem Grundstücke erbaute Hacke den sogenannten Junkernhof, dessen Herrenhaus auf dem Flecke stand, wo jetzt das sogenannte „Schloss“ nebst Brauhaus sich befindet. 1537 verkaufte Herdan Hacke „sein frei Rittergut zu Leinungen“ für 5000 Gulden an den Grafen Philipp II. von Mansfeld, der alsbald das Amt (den locus iudicii) von Morungen nach Leinungen auf das dortige, in besserem Stande befindliche Rittergut verlegte. 1563 liess der damalige Inhaber des Amtes, Asche v. Holle, durch den Baumeister Christoph von Sulzbach den Turm des Amtshauses bauen. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts hatte das „Schloss“ zu Leinungen ein stattliches Aussehen, aber während der Befreiungskriege wurde ein Teil nach dem andern baufällig.[1])

Das Gebäude der dem Erzengel Michael geweihten Kirche ist ganz modern. S. Michael scheint auch in dem Kirchensiegel von Gross-Leinungen und Morungen seinen Platz gefunden zu haben, da dasselbe einen Engel zeigt, der in der Rechten einen Palmenzweig trägt. Der östlich vom Schiff stehende Turm hat eine schlanke Schieferspitze und vier Eckspitzchen ohne Corpus darunter, eine Weise, die sich in hiesiger Gegend, z. B. an der Marienkirche zu Sangerhausen, öfter findet. Über die Geschichte der Kirche ist nur bekannt, dass im Jahre 1442 die Herren Friedrich, Hans und Eckebrecht, Gebrüder von Morungen, als Lehnherren ihrer Pfarrkirche zu Grossleinungen in derselben einen Altar und eine Vikarei gestiftet und mit zwei freien Höfen daselbst u. a. dotiert haben. Ausserdem setzten sie 21 Gulden jährlichen Zins aus für „den, der Vikarius ist,“ welcher 3 Messen für sie, ihre Vorfahren und Erben lesen sollte. 1576 wurde auf Kosten der damaligen Amtsinhaber, der Gebrüder Gebhart, Philipp und Klaus von Bortfeld, die Kanzel vorgerückt und die Emporkirche, sowie auch einige Kirchenstühle gebaut.[2]) Das Innere der Kirche bietet gar nichts Eigentümliches. In der Sakristei ist ein unbedeutendes Gemälde, die Auferweckung der Toten darstellend. An der äusseren südlichen Langmauer der Kirche erblickt man den noch ziemlich gut erhaltenen Grabstein eines Grafen von Mansfeld, dessen Vorhandensein an dieser Stelle sich dadurch erklärt, dass die Grafen von Mansfeld mit der Herrschaft Morungen auch das zu derselben gehörige Gross-Leinungen besessen haben.

Auf dem Turme hängen drei Glocken von 1,18, 1,04 und 0,87 m Durchmesser.

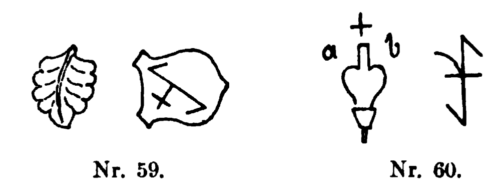
Die grosse vom Jahre 1491 hat ausser mehreren undeutlichen Münzabdrücken und der ebenfalls undeutlichen Nachbildung eines Altarschreins auch einige Medaillons, unter denen auf der Westseite die Pietas (Maria, Christi Leichnam auf dem Schosse haltend, darüber 2 Engel mit Christi ungenähtem Rock),[3]) hervorzuheben ist, während auf der Ostseite, wo übrigens das vorige Medaillon nochmals erscheint, ein Crucifixus und das Brustbild eines Bischofs mit Krummstab angebracht sind. Die Umschrift in gotischen Minuskeln lautet:

---

[1]) L. F. v. Eberstein, Histor. Nachrichten, S. 122—124 u 130. [2]) Ebenda S. 117 und 131.
[3] Dasselbe Medaillon kehrt auch in Oppershausen (Kreis Langensalza) und in Bodenrode (Kreis Worbis) wieder. (Bemerkung von G. Sommer.)

**Anno + dni + m° cccc° lxxxxi +
o rex + glorie + xpe + veni + cum + pace +
maria + vocatur.**

Vor dem Worte Anno steht noch ein Blatt und ein Schildchen mit dem Meisterzeichen (siehe Nr. 59), demselben Zeichen, welches an der grossen Glocke des Dorfes Gatterstedt (im Kreise Querfurt) aus dem Jahre 1478 wiederkehrt, auf welcher aber der Giesser ebenfalls nicht genannt ist.



Nr. 59. Nr. 60.

Die Mittelglocke aus dem Jahre 1516, von schlechtem und namentlich in den Schriftzügen mehrfach misslungenem Guss, trägt ausser zwei Reliefs, nämlich auf der Westseite dem Bilde des Evangelisten Johannes mit dem Kelche, auf der Ostseite dem der h. Anna selbdritt (mit Maria und Jesu auf dem Arme), sowie dem Bilde der Maria und eines Bischofs, folgende spätgotische Minuskelinschrift:

**Anno + domini mcccccxvi + hilf + got +
anna + selb + dritte + jhesvs + maria + o rex
glorie + xpe + veni + com + pace +
iohanna vocatur.**

Darunter folgen zunächst die Namen der vier Evangelisten, dann die der heiligen drei Könige, und zuletzt, wie es scheint, der des Giessers, mit seinem hier wiederholten Giesserzeichen, sowie einigen andern unklaren Zeichen.

**+ lvcas + marcvs + iohanes + mathevs
+ casper + melchior + balthasar + a + b + h
. . . . g hans von cassel der ivnger mench**

An der punktierten Stelle stehen die Zeichen, welche aus obenstehender Nr. 60 ersichtlich sind.

Die kleine, ziemlich lang gestreckte Glocke (ohne die Krone 0,80 m hoch) hat gar keine Inschrift und zeigt nur auf der Haube den Abdruck einer Münze, anscheinend eines Bracteaten. Ihrer Form nach ist sie wohl sehr alt.

Der erste evangelische Pfarrer zu Leinungen war Johann Kolbenach, der Donnerstag nach Epiph. 1527 von Gehofen kam. Vikar war Johann Malzan, der auf der dicht neben der Pfarre gelegenen Vikarei wohnte und bis zu seinem 1530 erfolgten Tode die Pfarre zu Morungen besorgte. Von da ab musste auf Anordnung des Grafen Gebhart von Mansfeld Kolbenach auch die Pfarre zu

Morungen mit versehen. Er starb am 30. Okt. 1559 zu Sangerhausen auf einer Hochzeit. Sein Nachfolger war M. Georg Bieber, der Sohn eines Seifensieders aus Eisleben.

Nach dem dreissigjährigen Kriege gab es im Jahre 1655 in Leinungen 29 wüste Stätten; bei einer im Jahre 1665 von Amts wegen abgehaltenen Besichtigung stellten sich in Leinungen 56 bewaffnete Unterthanen.[1])

Mansfeld.

[G] Drei Orte tragen gemeinsam den Namen Mansfeld. Man hat 1. Dorf und Kloster, 2. Burg oder Schloss und 3. Stadt oder Thal-Mansfeld zu unterscheiden. Alle drei Orte lagen vormals im nördlichen Hosgau, bezw. im halberstädtischen Archidiakonatbezirke (Banne) Eisleben. Die Frage ist, welcher von den drei Orten der älteste ist. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass der Name ursprünglich nur dem Dorfe, welches jetzt Kloster-Mansfeld heisst, zukam, da die Bedeutung desselben (= Feld, d. h. Waldrodung des Mano) viel besser zu dem auf der Mitte der Hochfläche gelegenen Dorfe als zu einem der beiden andern Orte passt. Auch die weit ausgedehnte, zu dem Dorfe Kloster-Mansfeld gehörige Feldflur spricht dafür, dass dieses ursprünglich der alleinige Ort dieses Namens gewesen, in dessen Gemarkung dann das Schloss, aber auch schon im frühen Mittelalter, und endlich am Fusse des Schlosses eine ziemlich früh zum Flecken bezw. zur Stadt erhobene Ansiedlung erbaut worden ist. Von dem Schlosse ging dann der Name auf das zu demselben gehörige Gebiet über, welches teils als Herrschaft, teils als Grafschaft bezeichnet wird, je nachdem die Besitzer dieses Gebietes ein Grafenamt zu verwalten hatten oder nicht.

Einige urkundliche Erwähnungen der drei Orte sind folgende: 973 Mannesfelt, 1133 Mandesvelde, 1142 Mannesvelt, 1147 Mansvelt, 1229 castrum Mansfelth (erste ausdrückliche Erwähnung des ohne Zweifel viel älteren Schlosses), 1240 Mansvelt, 1365 Mansfelt, 1400 vallis Mansfelt (erste ausdrückliche Erwähnung der Stadt Thal-Mansfeld).

Auch die Sage hat sich mit der Entstehung und Erklärung des Namens Mansfeld befasst. Sie leitet denselben bekanntlich, freilich in nicht zu billigender Weise, von dem Worte „Mann“ ab und deutet ihn als „des Mannes Feld“ unter Bezugnahme auf die ganze Grafschaft,[2]) während das Bestimmwort offenbar einen Personennamen enthält. Nur ist natürlich nicht, wie früher manche Gelehrte annahmen, an Mannus, den bereits von Tacitus erwähnten Ahnherrn der Germanen, und ebensowenig an einen Sohn des biblischen Aschkenas zu denken.[3]) Vielmehr ist Mano ein nicht allzuselten vorkommender Personenname, welcher dasselbe Wort ist, wie das nhd. Mond, und z. B. auch in dem Namen Mondsee (urk. Mananseo), vielleicht auch in Mannstedt bei Buttstedt (urk. Mannestat) u. a. erscheint. Auch die Mamburg, eine wüste Burgstätte bei

---

[1]) L. F. v. Eberstein, Histor. Nachrichten über Gehofen, Leinungen und Morungen, S. 168 und 170. [2]) Grössler, Sagen der Grafschaft Mansfeld etc. Nr. 137. [3]) So Abel in seinen deutschen und sächsischen Altertümern S. 6.

Burgörner, scheint demselben Mano ihre Entstehung zu verdanken, der Manesvelt gegründet hat.

Wir werden die Orte nun in der durch ihr voraussetzliches Alter bestimmten Reihenfolge betrachten, welche übrigens zugleich die alphabetische ist.

Dorf (oder Kloster-)Mansfeld.

[G] Grösseres Kirchdorf, 7 km südlich von Hettstedt, hatte 1784: 593; 1880: 1243; 1890: 3955 Einwohner. (Vgl. das vorher über Mansfeld Gesagte.)

Das Dorf Mansfeld, welches erst nach längerem Bestehen des Klosters daselbst den unterscheidenden Namen Kloster-Mansfeld bekommen konnte, also frühestens nach dem Jahre 1042, kommt verhältnismässig selten in Urkunden vor, ist aber ohne Zweifel der älteste unter den drei Orten dieses Namens. 973 trat Abt Werinher von Fulda dem Erzbischof Adalbert von Magdeburg seinen Besitz in dem Dorfe Mannesfelt ab; 1229 erhielt das bei der Burg Mansfeld neu gegründete Kloster (später in Helfta) von seinem Stifter auch Grundbesitz im Dorfe Mansfeld. 1328 übergab nach Spangenberg Graf Burchart von Mansfeld dem im Dorfe Mansfeld selbst befindlichen Kloster „alles ius und eigenthumb am Dorf Mansfelt, darein sein Sohn grave Gebhart gewilliget."

Das „Kloster Mansfeldsch. Gemeine. Sig." zeigt als Siegelbild unter einer fünfzinkigen Krone ein Kleeblatt bezw. einen Dreipass, umgeben von zweigartigen Arabesken und eingefasst von der Jahreszahl 1738. Vermutlich hat die Dorfgemeinde, wie das auch anderswo hier und da geschehen ist, das Wappen einer Gutsherrschaft als Bild in ihr Siegel aufgenommen. Woher das Kleeblatt genommen ist, bleibt freilich noch zu ermitteln. In dem Dorfe befinden sich (ausser dem ehemaligen Klosteramte) zwei Rittergüter, mit welchen ursprünglich jedesfalls zwei Mansfelder Burgmannen belehnt waren, wenn nicht eins von beiden der Ursitz der gräflich mansfeldischen Familie (vor Erbauung des Schlosses) war. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren beide Rittergüter im Besitze der Familie von Boden; eines derselben besass später ein Herr von Stutterheim. Von dem Wappen einer dieser Familien könnte vielleicht das Gemeindesiegel entlehnt sein.

Vor allem aber zieht das in dem Dorfe ehemals vorhandene Kloster, von dem das Dorf schliesslich sein auszeichnendes Bestimmwort empfing, die Aufmerksamkeit auf sich, zumal dasselbe eines der ältesten Klöster im Lande war. Nach der gewöhnlichen Annahme ist dasselbe im Jahre 1170[1] gegründet worden, jedoch spätere Nachrichten[2] machen es höchst wahrscheinlich, dass das Kloster im Jahre 1042 bereits bestand, also in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts gegründet worden ist. Nach einem von Cyr. Spangenberg aufbewahrten Urkundenauszuge, gegen dessen Echtheit sich kein erheblicher Verdacht geltend machen lässt, hat Kaiser Heinrich III. im Jahre 1042 dem Kloster Mansfeld für „ein schön guldenes creutz, mit edelgesteinen gezieret, und ein wunderbar künstliches krüglein, so

---

[1] So auch Puttrich II, 2, Eisleben S. 11. Und so schon Cyr. Spangenberg in der noch zu nennenden Schrift, obwohl er sich dabei in einen Selbstwiderspruch verwickelt. [2] Cyr. Spangenberg, Historia von Ankunft, Stifftung und anderen Sachen des Klosters Mansfeld. Eisleben, Andreas Petri 1574. Dieses Schriftchen ist sehr selten geworden.

auch wol etwas wert gewesen, die er an sich genommen," dem Abte Adelrad zu Kloster Mansfeld Ländereien im Dorfe Faulensee gegeben.[1] Wenn es nun auch, worauf schon Spangenberg selbst aufmerksam gemacht hat, Bedenken erregen könnte, dass hier ein Abt als Vorstand des Klosters erwähnt wird, während später immer Prioren demselben vorstanden, so ist doch dieser Umstand nicht ausreichend, die Echtheit jenes Urkundenauszugs und damit das so frühe Vorhandensein des Klosters zweifelhaft zu machen, da dasselbe ursprünglich recht wohl als Benediktinerkloster gegründet sein kann und erst geraume Zeit später infolge seines Anschlusses an den Josaphatorden eine andere Einrichtung erhalten haben mag. (1357 wird dasselbe als ecclesia sancte Marie virginis in Mansfelt ordinis sancti Benedicti de valle Josaphat, 1516 aber als claustrum assumpcionis beate Marie virginis de valle Josaphat in pago Mansfelt Halberstadensis diocesis ordinis sancti Benedicti bezeichnet.)

Der Anschluss des Klosters an den im heiligen Lande bestehenden Josaphatorden wurde nach Spangenberg durch den Markgrafen Albrecht den Bären herbeigeführt, welcher „auch etliche mönche, unter welchen sonderlich einer, Gottschalck genand, gewesen, aus demselben Kloster (im Thale Josaphat) mit sich über meer in Deutschland gefüret, die er zu iren Ordensverwandten in Clostermansfelt gebracht, und sie von seinen erbgüttern begabet und wohl versehen und sonderlich die zwo kirchen zu Osterkötene und Kuyne (Chogine) mit irem einkomen eingeleibet und neben andern jerlichen zinsen ubergeben, darzu bischof Ulrich zu Halberstadt, so mit dem Markgrafen im gelobten Lande gewesen, gerathen und Ertzbischoff Wichmann zu Magdeburg solches bestedigt. Und umb solche Zeit achte ich, sei auch die pfarre zu Purote (?) bey Köten ans closter komen. Was sich nu also zugetragen, hat im Amalricus, dazumal (1157—1180) Patriarch von Jerusalem, gefallen lassen und darüber seine brieffe gegeben, welche dan forder Babst Alexander der dritte zu Rom auch confirmirt hat. Und so oft ein Prior zu Clostermansfelt abgestorben, hat der successor die confirmation bey dem patriarchen zu Jerusalem holen müssen. Da aber solchs hernach der weiten reise halben beschwerlich und auch gefehrlich war, ist die volmacht, einen prior zu confirmiren, durch den Bapst und Patriarchen dem Ertzbischoff zu Mentz (etliche melden dem zu Magdeburg) gegeben worden."[2] Da Markgraf Albrecht im Jahre 1158 im Morgenlande war, so wird man auf dieses Jahr oder bald nachher die Umgestaltung des Klosters und seine Unterwerfung unter den Orden vom Thale Josaphat ansetzen müssen.

Einen zweiten Gönner fand das Kloster nach Spangenbergs Bericht[3] in dem Grafen Hoier (IV)[4] von Mansfeld, welcher gleichfalls eine Pilgerfahrt in das

---

[1]) vgl. Mansfelder Urkundenbuch S. 321. Nr. 1. [2]) Spangenberg a. a. O. [3]) A. a. O. und auch in der Mansfelder Chronik, Fol. 281^v. [4]) Krumhaar, Die Grafen von Mansfeld, S. 13, sieht in diesem Hoier den dritten dieses Namens, aber mit Unrecht, da Hoier III. im Jahre 1157 zum letztenmal urkundlich erwähnt wird, und da dessen Gemahlin nicht Bia, sondern Cunigunde hiess. Vielleicht aber liegt die Sache so, dass Hoier III. eine Pilgerfahrt ins gelobte Land mit Albrecht zusammen gemacht hat und auf derselben gestorben ist, woraus sich am einfachsten erklären würde, warum derselbe nach 1157 nicht mehr urkundlich vorkommt. Sein Tod kann zugleich für seinen Sohn Hoier IV. Veranlassung gewesen sein, den Neubau der Klosterkirche im Verein mit dem an der Wallfahrt beteiligt gewesenen Markgrafen Albrecht zu unternehmen, der in

gelobte Land (im Jahre 1173) gemacht hatte und nach seiner Rückkehr von dort für das Kloster Sorge getragen und „mit bewilligung seiner gemahel Pia und seiner Söne G. Burckharts und G. Hermanns, auch seiner Brüder G. Ulrichs un N. (so!) dem closter Mansfelt zehn huffen landes und etliche stattliche Geltzinse eigenthümlich übergeben. Des sind Zeuge gewesen Ertzbischoff Wichmann zu Magdeburg, Bischoff Ulrich zu Halberstadt, und Marggraf Dietrich zu Meissen beneben seinem Bruder." Diese Darstellung stimmt mit der Klosterüberlieferung, dass Markgraf Albrecht von Brandenburg und Graf Hoier (IV.) von Mansfeld das Kloster im Jahre 1170 gegründet hätten, obwohl dieselbe den Thatsachen nicht völlig entspricht, im wesentlichen überein. Dieselbe hat sogar in einem alten, in der Kirche von Kloster Mansfeld noch vorhandenen Gemälde (Nr. 61) Ausdruck gefunden. Da dieses Gemälde für die Geschichte des Klosters von bedeutendem Werte ist, so möge schon an dieser Stelle eine Beschreibung desselben stehen. Es stellt die Klosterkirche dar, wie sie im Mittelalter aussah, auf den Händen getragen von den beiden oben genannten angeblichen Stiftern. Markgraf Albrecht, als alter Mann mit langem Barte, stattlichem Pelzrock und kugelartiger Mütze welche durch ein Band und eine Stirnschleife festgehalten zu werden scheint, hält den östlichen Teil der Kirche. Graf Hoyer, bartlos und bedeutend jünger dargestellt, in einen kittelartigen Überwurf mit gepufften Ärmeln gekleidet, mit Halsband, aber ohne Kopfbedeckung, hält den westlichen Teil der Kirche. Beide knieen; vor ihnen stehen in gothischen Minuskeln ihre Namen:

adalbertꝰ marchio
hoyerꝰ comes.

Zur Rechten des Markgrafen kniet sein ältester Sohn Otto, sein Nachfolger, ein junger Mann, ohne Kopfbedeckung; hinter Albrecht seine Gemahlin Sophia (eine Tochter Heinrichs des Löwen), wie die beigeschriebenen Namen erläutern. Ein grünender Baum deutet auf das Fortblühen des Geschlechts. Hinter dem Grafen Hoyer kniet dessen Gemahlin Bya, wie der beigeschriebene Name (bya) besagt (Dieselbe war angeblich eine geborene Gräfin von Arnsberg.) Auch hier spriesst ein Baum empor und zwar noch höher, als der auf der rechten Seite. Zu den Füssen eines jeden Grafen liegt, schräg an die Kirchenmauer gelehnt, ein Schild. Der zur Linken (vor dem Grafen Hoyer) zeigt die Brustbilder eines Mannes und einer Frau in einer Tracht, welche der der übrigen Personen gleicht, also jedesfalls von edler Geburt. Vermutlich sind es Darstellungen Ulrichs, eines Bruders des Grafen Hoyer (IV.) (den Spangenberg als Mitstifter nennt) und dessen Gemahlin. Der andere Schild ist nur mit Beschlägen geziert. Hinter der Kirche erscheint in einer Strahlen-Mandorla die Mutter Gottes als Himmelskönigin, die Krone auf dem Haupte und das Jesuskind auf dem Schosse. Über das Ganze verbreitet sich ein flatterndes Spruchband mit folgender Inschrift in gotischen Minuskeln:

suscipe + virgo + pia + tibi + damus + donavit + maria.

verwandtschaftlicher Beziehung zu Hoier III. gestanden haben kann oder auch vielleicht Ursache hatte, aus Dankbarkeit sich an dem Neubau der Klosterkirche zu beteiligen, der das Seelenheil seines Fahrtgenossen sichern sollte.

Diesor Spruch ist offenbar bei der im Jahre 1870 stattgehabten, (laut einer Aufschrift am unteren Rande des Bildes von C. Nover) übel ausgeführten Übermalung des Bildes, welches dadurch fast ganz verdorben ist, entstellt worden. Das Wort damus könnte ursprünglich auch domus gelautet haben; ausserdem glaube ich auch noch das Wort hoc gelesen zu haben, welches auf der Sommerschen Zeichnung nicht erscheint. Gleichwohl ist die Absicht der inzwischen wieder stark abgeblätterten Inschrift völlig klar; die beiden Erbauer der Kirche übergeben dieselbe als Geschenk der h. Jungfrau Maria.



Nr. 61.

Als Unterschrift dient eine ebenfalls in Minuskeln geschriebene Nachricht über die Zeit der Gründung. Dieselbe lautet:

Anō dnice ⁊ icarnacōis ⁊ m ⁊ c ⁊ lxx ⁊ fūdacio ⁊ h⁹ ⁊ cēobii ⁊ fcta ⁊ e ⁊

Aufgelöst:

Anno dominice incarnacionis 1170 fundacio huius cenobii facta est.

(Die Sommersche Zeichnung bringt irrtümlich die Abkürzgung v9 statt h9, dmn statt dmice, frta statt fcta, hogerus statt hagerus).

Da übrigens die Schrift aus Minuskeln besteht, so kann es keinem Zweifel unterliegen, dass das Bild, zu dem sie gehört, nicht aus der Zeit der angeblichen Gründung, dem Jahre 1170, stammt, wie in Kruse's Archiv (III, Heft V und VI, 1828) ohne weiteres angenommen wird, sondern frühestens aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts. Liegt aber ein Zeitraum von mindestens 200 Jahren zwischen der Anfertigung des Bildes und der auf ihm dargestellten Begebenheit, so kann recht wohl eine Verdunkelung oder Entstellung der geschichtlichen Überlieferung eingetreten sein. Es wird also trotz dem Bilde daran festgehalten werden müssen, dass die Gründung des Klosters schon in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts erfolgt ist, aber gleichwohl ist auch die Behauptung der Inschrift in gewissem Sinne als richtig anzuerkennen. Da nämlich Markgraf Albrecht 1159 von seiner Wallfahrt nach Jerusalem zurückgekehrt, seine Gemahlin Sophia aber schon 1160 gestorben und dennoch auf dem Bilde mit abgebildet ist, so liegt der Schluss nahe, dass die Gründung der Kirche jedesfalls vor 1160 erfolgt sein müsse und nur die Weihung im Jahre 1170 stattgefunden habe. Übrigens lassen sich die aus dem mehrfach besprochenen Urkundenauszuge und die aus der bildlichen Darstellung gewonnenen Ergebnisse ganz gut so mit einander vereinigen, dass man annimmt, die eigentliche Gründung des Klosters habe in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts stattgefunden, ein Neubau der Klosterkirche dagegen, welcher späteren Jahrhunderten als „Gründung" erschien, in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, wofür auch die architektonischen Formen des Gebäudes sprechen, denn diese deuten auf die gleiche Bauzeit wie die der Drübecker und anderer Klosterkirchen, welche man ins 12. Jahrhundert setzen muss.

Auch später erwiesen sich die Grafen von Mansfeld, welche das Kloster im Dorfe Mansfeld als Familienkloster zu betrachten Ursache hatten und sich desselben als Erbbegräbnisses bedienten, wie z. B. der in der Schlacht am Welfesholze im Jahre 1115 gefallene Graf Hoier im Kloster Mansfeld begraben sein soll, wo man noch lange Zeit nachher seinen steinernen Sarg zeigte, den Insassen des Klosters als wohlwollende Gönner. So schenkte Graf Hermann v. Mansfeld, der Schwiegersohn des letzten Grafen aus Hoierschem Stamm, dem Kloster im Jahre 1239 einen Wald bei Blumerode und mehrere Hufen in den Dörfern Helbra, Hedersleben und Polleben. 1328 aber überwies Graf Burchart den Mönchen, wie schon bemerkt, „alles ius und eigenthumb am Dorf Mansfelt," was für das Kloster sicher eine höchst willkommene Schenkung war. Auch eine nicht unbeträchtliche Zahl von Kirchen war dem Kloster unterstellt. Ausser den schon früher genannten Kirchen in dem (um 1350 bereits wüsten) Dorfe Osterköthen, in Kühnau und in Thurau, für deren Zugehörigkeit zum Kloster sich später freilich keine Spur mehr findet, besass das Kloster nach Spangenberg noch das Patronatsrecht über die Kirchen zu Rottelsdorf, Todendorf (Thondorf), Siebigerode, Klein- oder Burg-Örner und die S. Stephanskapelle zu Grossen-Oerner.[1] Zu Pfarrern dieser Kirchen bestimmte man die bürgerlichen Conventualen des Klosters, ein Verfahren, durch welches die adeligen Conventualen nach Spangenberg

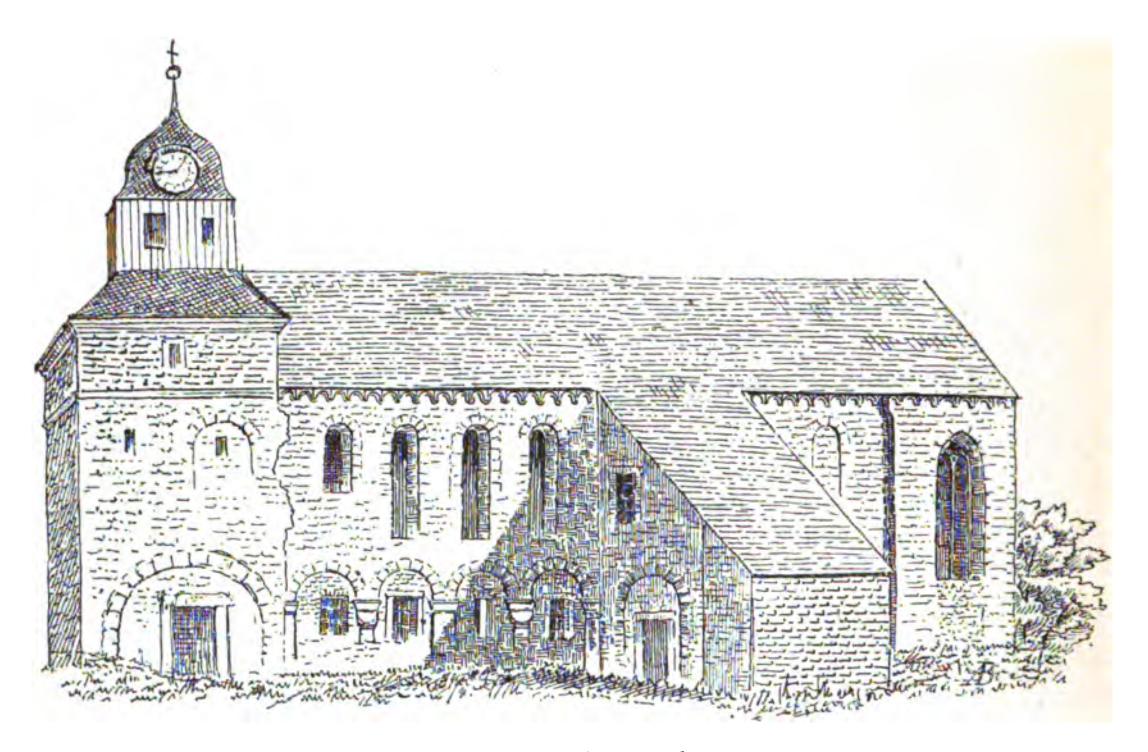
[1]) Nicht Burg-Örner, wie Krühne, Mansf. Urkb. S. 326, unrichtig angiebt.

„es endlich dahin gebracht, dass man niemand, denn nur Adlige, dahin einnehmen sollte.“ Nach Urkunden des XV. Jahrhunderts waren die Grafen von Mansfeld die Vögte des Klosters, sind es aber höchstwahrscheinlich schon seit der Gründung desselben gewesen. Über das Kloster Haselendorf, welches später ebenfalls dem Orden vom Thale Josaphat angehörte, scheinen die Mansfelder Prioren schon früh ein Aufsichtsrecht ausgeübt zu haben.

In der mansfeldischen Erbteilung von 1420 fiel das Vogteirecht über das Kloster zu Mansfeld und über verschiedene Klosterhöfe an die Grafen Gebhard und Busso. Während des „Bauernlerms“ im Jahre 1525 wurde mit anderen mansfeldischen Klöstern auch das Kloster Mansfeld zerstört, die Mönche aber wurden von dem Grafen Gerhart von Mansfeld-Mittelort, der damals vermutlich die Vogtei über das Kloster besass, „in Gnaden dimittirt.“ Der letzte Prior, Pancratius Kunszdörfer aus Franken, „hat das closter den Grafen zu Mansfelt resigniret in ihre Hende und im eine gewisse summe geldes vorschreiben lassen, ist also mit den wenig brüdern, so er noch bey sich gehabt, willigklich vom closter abgetretten, sich in ehestand begeben und eine Zeit lang zu Wiesenrode, darnach zu Rotha und Horla, und letztlich zu Vatterode Pfarher gewesen, da er denn auch anno 1564 gestorben.“ Als lutherischer Pfarrherr in Kl. Mansfeld wird im Jahre 1554 zuerst Andreas Fickelbrenner genannt. Graf Gebhart zog die Klosterbesitzungen ein und verwandelte sie in ein gräfliches Amt, worüber der Pirnaer Mönch[1] die bittere Bemerkung macht: „Des Klosters Provent nahm 1526 die Herrschaft dem neuen Evangelio nach zu ihren Händen.“ Zu diesem Amte gehörten die Dörfer: Siersleben, Siebigerode, Wimmelrode, Ziegelrode, Ahlsdorf, letzteres jedoch so, dass der Besitzer des dasigen Freigutes die Patrimonialgerichtsbarkeit in dem Dorfe ausübte. Nach dem Tode des Grafen Gebhart war das Amt so verschuldet, dass Erzbischof Siegmund von Magdeburg im Jahre 1565 die Gläubiger Curt von Kagen und Johann von Barby gerichtlich in dasselbe einweisen liess; doch scheinen die Gebäude des früheren Klosters dem Sohne Gebharts, dem Grafen Christoph, verblieben zu sein, welcher bis 1573 hier gewohnt zu haben scheint. Wenigstens ist sicher, dass in der Kloster-Mansfelder Kirche zwei seiner Kinder begraben liegen: Margareta, 1566 an der Pest gestorben, und Ernst, im 15. Lebensjahre gestorben. Auch Christophs Schwester Margareta, welche mit dem Grafen Reinhard von Isenburg vermählt war, starb hier im Jahre 1573 und liegt in der Kirche begraben. Fast fünfzig Jahre blieb die Familie von Kagen in unterpfändlichem Besitze des Amtes. 1602 schloss Graf Ernst von Mansfeld für sich, seinen Bruder Friedrich Christoph und den Grafen David mit Curt Kagens seligen Erben einen gerichtlichen Vergleich in Höhe von 15,000 Gulden ab, aber erst 1610 konnte Graf Friedrich Christoph, nachdem er von den Nürnbergern Wilhelm und und Andreas Imhof, Martin und George Pfintzing und andern Mitverwandten des Gräfenthalschen Seigerhandels 15,000 Gulden leihweise aufgenommen, den Inhaber des Amtes, Erdmann von Kagen, abfinden. Als im Jahre 1606 der Hinterort mit dem Grafen Christian Friedrich ausgestorben war, wurden die sequestrierten Grafen des Vorderortes die Besitzer des Amtes. Die Fürsten und Grafen der Bornstedter Linie haben die Einkünfte desselben bis zu ihrem Aussterben bezogen.

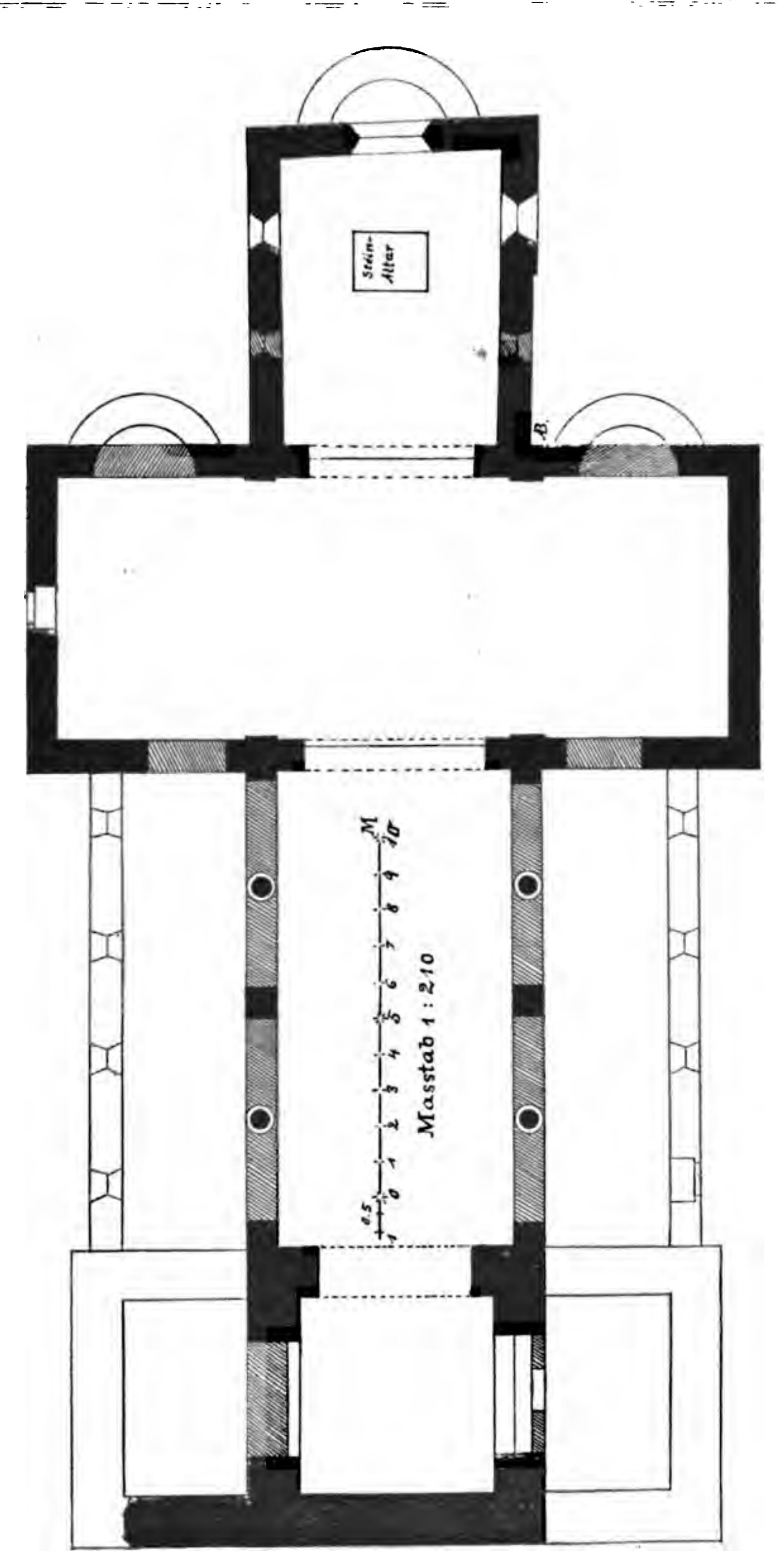
1) Mencken, Script II, p. 1626.

Die der Jungfrau Maria gewidmete Klosterkirche (Nr. 62) ist noch vorhanden, aber freilich nicht vollständig, da die 3 Abseiten, die Seitenschiffe und wahrscheinlich auch die beiden Westtürme fehlen. Der Stiftungszeit entsprechend war die Kirche eine Basilica von nur geringer Grösse. (Vgl. den Grundriss Nr. 63 auf S. 109.) Das Mittelschiff, nur 2 Quadrate lang, war mit Holzdecke versehen. Auch steht noch das Querschiff. Von den beiden Abseiten des Querschiffes sieht man noch Spuren ihres Ansatzes, von der Haupt-Absis ist jedoch nichts mehr zu sehen, weil der ganze östliche Giebel in späterer Zeit abgebrochen und mit einem dreiteiligen Spitzbogenfenster versehen worden ist. Die Seitenarkaden zeigen die Anordnung



Nr. 62. Jetzige Ansicht.

niederdeutscher Basiliken, indem Pfeiler und Rundsäulen miteinander wechseln. (Nr. 64, Längsschnitt, siehe S. 110). Die Pfeiler haben Kämpfergesimse, (Nr. 66, siehe S. 111), die Säulen dagegen Würfelkapitäle, welche im Verhältnis zum Schafte ungewöhnlich stark ausgebildet sind. (Nr. 65 a und b, siehe S. 111). Drei der Kapitäle sind nur von einfacher Zeichnung, mit den üblichen Kugelabschnitten, jedoch mit merkwürdigem Abakus, der in einer Häufung verschieden breiter, oben eingezogener Leisten besteht. Das vierte Kapitäl, von gefälligerem Verhältnis, nicht so gedrückt, wie die drei schon erwähnten, zeigt eine verwandte Auffassung, wie ein zu Drübeck befindliches, indem es an den vier Ecken durch bärtige Gesichter rohester Form und zwischen deren Konturen mit grossen Palmetten

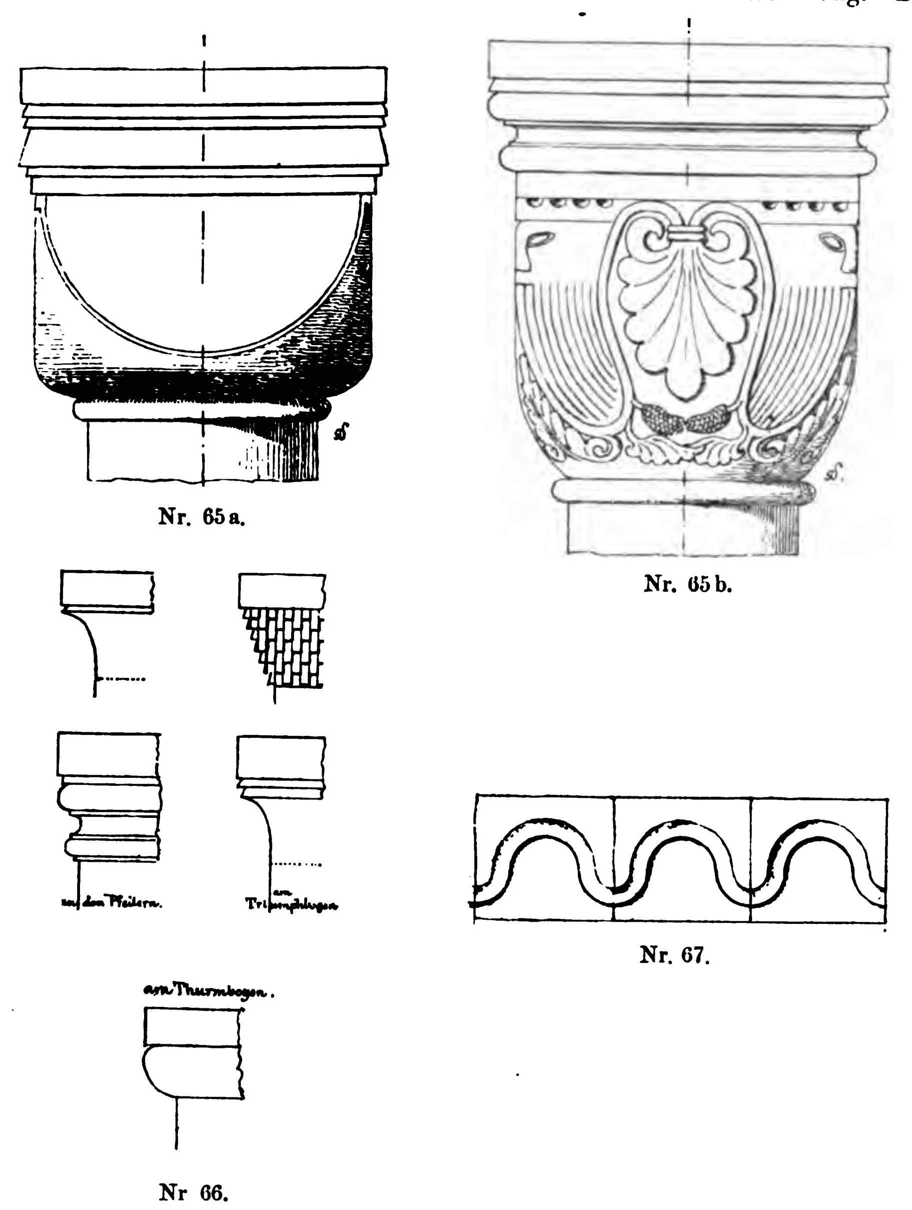


Nr. 63. Grundriss.



Nr. 64. Längsschnitt.

verziert ist.[1] Ebenso sind von entsprechender Eigentümlichkeit die hier mitgeteilten fünf Kämpfergesimse, welche mehr als anderes auf ein hohes Alter deuten. (Vgl. Fig. 66.) Der Abakus dieses Kapitäls besteht aus der umgekehrten attischen Base. Der Fuss der Pfeiler und Säulen steckt in einer Bodenaufhöhung. Die



Nr. 65 a.

Nr. 65 b.

Nr. 67.

Nr 66.

Erhellung des Schiffes erfolgt durch die kleinen Rundbogenfenster über den früheren Arkaden, auf jeder Seite vier. Die drei östlichen jeder Seite sind in unschöner

[1]) Die Puttrichsche Form und die im III. Bande des Kruseschen Archivs (1828), Heft V, VI, Taf. I gebrachte Form ist ganz unrichtig; die hier beigegebene Zeichnung ist freilich auch etwas zu lang geraten.

Weise nach unten zu verlängert. Unter dem äusseren Dachsims zieht sich ein Bogenfries in Wellenform entlang, ohne Deckleiste, wie aus Nr. 67 auf S. 111 ersichtlich ist. Ein ähnlicher Bogenfries findet sich auch in Lohra. Da derselbe die Form des Bogens verlassen hat und in die der Schlangenlinie übergegangen ist, so wird man ihn der Übergangszeit vom romanischen zum gotischen Stile, also etwa dem Anfange des 13. Jahrhunderts zuweisen müssen.

[B] Die Kirche hat manches widrige Geschick über sich ergehen lassen müssen; das stattliche Aussehen schwand aber erst mit dem Abbruche der Seitenschiffe und der Abseiten. Doch auch schon in frühester Zeit muss der Bau eine Unterbrechung erlitten haben, die ihrer äusseren Erscheinung nicht günstig war; die Türme sind nämlich, wie es scheint, nie vollendet worden. Dass sie in üblicher Form beabsichtigt waren, ergiebt sich aus der bedeutenden Stärke der vorhandenen Turmreste, die auch auf einen ziemlich hoch emporzuführenden Turmbau schliessen lassen. Jetzt steht nur noch der Zwischenbau, der in späterer Zeit mit einem Steinaufsatze und zopfiger Haube versehen worden ist. Dieser zeigt nach Norden und Süden je einen vermauerten grossen Rundbogen, durch welche also die den Seitenschiffen vorgelegt gewesenen Turmteile mit jenem unten zu einer grossen Vorhalle vereinigt gewesen sind. Bis zur Höhe des Kirchendaches war ohne Zweifel der ganze Bau gediehen, und erst als die Seitenschiffe niedergelegt wurden, können der nördliche und südliche Turm verschwunden sein. Von jenem, dem Nordturme, sind noch Spuren der westlichen Mauer sichtbar. Wäre der Turmbau vollendet worden, so würde er wahrscheinlich dem der Kirche in Frose sehr ähnlich gewesen sein.

Das obenbeschriebene Gemälde spricht aber gegen die Vollendung, ja gegen eine Turmanlage überhaupt. Da die vorhandenen Reste aus romanischer Zeit stammen, so muss der Maler den Turm absichtlich weggelassen haben; dabei ist nur zu verwundern, dass er an dem Westgiebel des Mittelschiffes ein gekuppeltes Fenster angebracht hat, das durchaus romanisch gedacht ist, was für die späte Zeit der Entstehung des Gemäldes (15. Jahrh.) sehr auffällig ist. Man könnte dabei auf den Gedanken kommen, dass dem Maler eine ältere Zeichnung vorgelegen habe aus einer Zeit, wo überhaupt noch keine Turmvorlage geplant und ausgeführt war. Dass diese nicht zugleich mit dem Kirchenbau, sondern etwas später entstanden ist, ergiebt sich aus der Verschiedenheit der Kämpfergesimse und auch aus dem aussen sichtbaren, nicht bündigen Mauerwerk. —

Der Zwischenbau, welcher jetzt die Haube trägt, ist mit der Kirche durch einen Rundbogen verbunden, der nicht höher ist als die Arkaden des Kirchenschiffes. Die Kämpfer, auf denen der Bogen ruht, bestehen aus Platte und plumpem Wulst (Nr. 66). Über diesem Bogen steht ein zweiter höherer, der einst die Empore des Mittelbaues mit der Kirche verband.

Das Querschiff der Kirche ist in ganzer Höhe nur in der Flucht des Langschiffes erhalten; die Mauern der Seitenteile sind vom Dachgesimse des Langschiffes ab in der Richtung der Schräge des Hauptdaches abgeschrägt. Vom Langschiff sind ihre Räume jetzt durch je eine Fachwerkwand geschieden.

Am Altarraum ist auffällig die Verstärkung des östlichen Teiles der südlichen Mauer (s. Grundriss), ohne dass der Bogenfries dadurch unterbrochen wird. Dieser etztere zeigt nicht eine Schlangenlinie, wie der am Hauptschiff, sondern scharf

absetzende Bogen. Wenn sie nicht etwa einer späteren umfassenden Ausbesserung der Kirche ihr Dasein verdanken — was nicht wahrscheinlich ist —, so beweisen sie eben, dass der Chorbau einer etwas älteren Zeit angehört, als das Hauptschiff, was nichts Auffälliges hat.

[G B] Im Innern der Kirche befindet sich ein Taufstein vom Jahre 1582. Derselbe trägt am Fusse ganz deutlich die Jahreszahl 1582. Die Wangen des Taufbrunnens zieren Darstellungen der Evangelisten und Wappen. Über einem Wappen, welches einen Anker zeigt, steht der Name des vermutlichen Stifters des Taufsteins:

PALTZER · V · ROTTORF ·

Die ganze Inschrift, die am unteren Rande des Beckens aussen steht, heisst:

PALTZER · V · ROTTORF ·
S · MARCVS · V · V · V · · M · V · W · S · MATÆVS · B · R ·
S · IOHANNES · E · V · V · S · LVCAS ·

Am obern Rande steht ein frommer Spruch, der nur noch zumteil lesbar ist. Oben um den Rand läuft die Inschrift:

ANNO 82 IST DIESER TAVFSTEIN GEMACHT
VND IST ERSTLICH DARIN GETAVFT ANDREAS BECKR
PATEN MATS KONNIGK
MELCHER RIEMER A · R ROT ·

Der Steinmetz, der das Ganze gearbeitet, hat folgendes Zeichen beigegeben:



Ausserdem steht im nördlichen Kreuzvorsprunge ein Altarschrein, der im Mittelfelde die Krönung der Maria darstellt, welcher, wie schon erwähnt, die Kirche geweiht war; in dem linken Flügel erblickt man Petrus und Paulus, in dem rechten Stephanus und Philippus. Alle sechs kaum 1 m hohen Figuren zeigen lebenswahre Gesichter, schönen, geschmackvollen Faltenwurf und haben eine natürlich-anmutige, nicht geknickte Haltung. Sie gehören mit zu den schönsten plastischen Kunstwerken des Kreises und dürften dem Ausgange des 15. Jahrhunderts angehören. —

Von weit geringerem Kunstwerte sind drei Figuren, die ihre Zuflucht auf der Oberkante dieses Schreines gefunden haben. Von ihnen ist nur Maria mit dem Kinde sicher zu bestimmen, in halb geknickter Haltung. Die beiden anderen Figuren sind bärtige Männer; dem einen fehlt die rechte Hand; die linke hält ein Buch, der andere hält ein Werkzeug in beiden Händen, das Ähnlichkeit hat mit dem Handgriff einer Wage. Diese drei Figuren sind um die Hälfte grösser, als die eben beschriebenen sechs. Neben ihnen steht jedoch eine kleinere, welche zu jenen sechs passt: wie die über dem linken Arme hängende Menschenhaut andeutet, der heilige Bartholomäus. Es ist eine ausgezeichnete Arbeit. Der bärtige Kopf ist nach der rechten Schulter geneigt, die Augen sind halb geschlossen.

[G] An der gegenüberliegenden Wand stehen zwei Flügel eines andern Altarschreines, die in 2 Reihen je 6 Heilige zeigen.

Heilige.	*h. Bischof.*	*Heiliger.*		*Heiliger.*	*S. Wigbert?*	*Heiliger.*
S. Andreas.	*S. Gumbert?*	*S. Jacobus d. Ä.*		*S. Christoph.*	*Heiliger.*	*Heiliger.*

In der oberen Reihe des linken Flügels stehen a) eine weibliche Heilige, barhaupt; b) ein Bischof; c) ein barhäuptiger und bartloser Heiliger, mit der Rechten in eine Sacktasche fassend; in der unteren Reihe: d) der Apostel S. Andreas mit dem Schrägkreuze; e) ein Mönch mit Kutte, Buch und Kappe, viell. S. Gumbert; f) S. Jakobus der Ältere mit Pilgertasche und Muschelhut. In der oberen Reihe des anderen Flügels erblickt man; g) einen barhäuptigen und bartlosen Heiligen mit Buch; h) einen Bischof oder Abt mit einem Kelche in der Linken und einer kleinen menschlichen Figur zu seinen Füssen, vielleicht S. Wigbert; i) einen barhäuptigen Heiligen mit Buch; in der unteren Reihe: k) S. Christophorus mit dem Christkinde auf der Schulter; l) einen barhäuptigen und bartlosen Heiligen mit Steinen im Gewande, also Stephanus; m) einen älteren Mann mit lockigem Haar in weltlicher Tracht, eine barettartige Mütze tragend, in mantelartigem Obergewand. Da die Beizeichen der meisten Figuren verloren gegangen sind, so kann bei den meisten nicht mehr bestimmt werden, welchen Heiligen sie darstellen sollen. Einer von ihnen, welcher ein aufgeschlagenes Buch trägt, ist vermutlich der h. Ludger. *[B]* Die schönste von allen zwölf Figuren ist die zuletzt erwähnte, der schöne Mann in weltlicher Tracht mit Lockenhaar und Schnurrbart. Die andern elf sind auch geschickt gearbeitet, zeigen aber nicht dieselbe Lebenswahrheit und edle Haltung. Es scheint, als ob diese zwölf Figuren etwas älter seien, als die erstgenannten sechs. Die Grösse der zwölf Figuren ist übrigens etwas geringer, als der sechs. Das Ganze ist leider sehr beschädigt und aus diesem Grunde wahrscheinlich aus dem Mittelschiff entfernt worden.

[G] Die mächtige steinerne Altarplatte mit der altromanischen Schmiege zeigt in den vier Ecken noch vier (ganz kleine) Weihekreuze; sie gehört vielleicht dem ältesten Bau an. In dem Turmerdgeschoss erblickt man neben den in dieselbe hinabführenden Stufen in dem Steinbelag des Bodens einen grossen Stein in Halbkreisform, der ganz danach aussah, als ob er das bisher noch nicht entdeckte, auf dem Gesicht liegende Tympanon des Kirchenportals wäre. Nachdem derselbe jedoch gehoben worden, stellte sich heraus, dass kein Bildwerk auf ihm befindlich war. Derselbe dürfte der Rest der Plattenunterlage des alten Taufbrunnens gewesen sein, auf welcher die Taufpaten um den Taufstein herum sich aufstellten. Solche kreisförmige Platten als

Standsteine der Taufpaten finden sich noch mehrfach, so z. B. unter dem Taufsteine der Mansfelder Schlosskirche. Auch in der längst eingegangenen Kirche S. Gumberti zu Helfta fand ich dem Südportal gegenüber eine kreisförmige Plattenpflasterung im Schiff der kleinen Kirche.

Auch einige Grabsteine und Grabdenkmäler aus der Zopfzeit befinden sich in der Kirche. Eines derselben verdient seiner Sonderbarkeit wegen genauere Erwähnung. Es steht im südlichen Querschiff. Umgeben von einem Kranze von Kanonen, Mörsern, Pauken, Trommeln, Fahnen u. a. Kriegsgeräten erblickt man im Prunkpanzer einen Herrn, welcher eine Allongeperücke trägt, neben ihm eine Dame in Salonkostüm mit hochaufgebauter Frisur. In grellem Gegensatz zu diesem Rahmen und den Figuren steht die Überschrift:

In Christo crucifixo pendet salus nostra,

wie auch die Unterschrift:

Weg, weg du Weltgetümmel,
Wir ruhen in dem Himmel!

Über die dargestellten Personen selbst erteilt uns folgende Inschrift Auskunft:

Die Weyland
Hochedle und tugendbegabte Frau Anna Margaretha gebohr: Kernin, des Sel: Hr. Majeur Moritz Henrich gewesene Eheliebste. Sie ist gebohren den 8. July, Ao 1649, Seelig verstorben den 4. Augusti Anno 1700. etc. etc.

Der Weyland
Hochedle und Veste Titt. Herr Moritz Hennrich, hochfürstl: Braunschweigischer unter Sr. Excell. Tit. Herrn General Lieutenant Georgens Graffens und edlen Herrns zur Lippe Regiment zu Fueß bestelt gewesener Majeur — — —
(Der Rest ist abgebröckelt.)

[B] Der Kunstwert ist wenig bedeutend, doch ist die männliche Figur von guter Arbeit.

Noch weniger bedeutend ist ein Grabdenkmal, wie es scheint, aus Stuck in dem nördlichen Querschiff vom Jahre 1680, das zwei lebensgrosse Figuren trägt.

Schliesslich mag noch ein Steinrelief erwähnt werden, das an der Westseite des nördl. Triumphbogenpfeilers steht. Er stellt in lebensgrossen Figuren dar einen Mann in Eisenrüstung, mit Halskrause. In der Rechten hält er einen Stab. Neben dem Kopfe befindet sich ein Schild mit einem Anker als Wappen. Die dazu gehörige Inschrift lautet, soweit sie lesbar ist:

ANNO 15//// IST DER EDLE GESTRENGE VNDT EHRENFESTE
HILMAR VON (R)OTTORFF IN CHRISTO ////////////////////// · · · · SEINS
ALTERS 35 JAR · DEM G ✠ G.

Dann folgt ein Bibelspruch. Neben dem Manne ist die Frau dargestellt, die Arme verschränkt, das Gesicht von Stirn bis Mund frei, sonst ganz von der Kopfbedeckung und dem Mundlatz eingerahmt. Die Inschrift lautet:

ANNO 1564 IST DIE EDLE VND ///VI(ELT)VGNTSAME FRAW
FELITZ VON GRELE HILMAR VON ROTTORF EELICHE HAVS FRAW
IN GOTT VERS(CHIE)DEN IRES ALTERS 45 IAR · DE(R) GOTT GEN.

Auch hier folgt ein Bibelspruch.

[G] Auf dem romanisch ausgeführten, niedrigen Westturme befinden sich 3 Glocken von 1,01, 0,74 und 0,54 m Durchmesser, deren grösste die Jahreszahl 1557 und den Spruch:

VERBVM △ DOMINI △ MANET △ IN ETERNVM △

zeigt, aber keinen Giesser nennt. Die Wörter sind durch dreieckige Punkte von einander getrennt, eine Art der Zeichensetzung, die vielleicht zur Enthüllung des Giessers führen kann.

Die mittlere Glocke aus dem Jahre 1858 trägt folgende Inschrift:

Gott segne und beschütze Kloster Mansfeld.
In dei honorem ecctesiaeque (!) decorem olim donata |
Casparo Reiche, equite, et scissa postea instaurata | et aucta
est vicus (!) ecctesiaeque (!) sumtibus anno MDCCCLVIII. |
quum ecctesiae (!) pastor M. Lessing | et pagi antistes esset
G. Grohse.
Gegossen von Gebrüder Ulrich zu Apolda und Laucha 1858.

Der hier genannte ältere Stifter der Glocke war vermutlich Besitzer eines der Rittergüter im Dorfe oder Pächter des Amtes; die groben Fehler in der Inschrift des Neugusses fallen offenbar den Glockengiessern allein zur Last.

[B] Die kleine Glocke trägt keine Inschrift, dürfte aber ein hohes Alter haben und vielleicht in das 12. Jahrhundert gehören. Sie hat alle Merkmale der älteren Glocken. Bei 0,54 m Durchmesser hat sie 0,46 m äussere Höhe. Der Schlagring ist wenig abgeschrägt und die Haube trägt schlaffe Bügel.

Burg oder Schloss Mansfeld.

[G] Was das Alter der Burg[1]) betrifft, so wird dieselbe zwar urkundlich erst im Jahre 1229 zum ersten male erwähnt gelegentlich der Stiftung eines Klosters neben der Burg (iuxta castrum Mansfelth), gleichwohl ist sie ohne Zweifel erheblich älter, da bereits um die Mitte des 11. Jahrhunderts ein Dynast Hoyer von Mansfeld urkundlich vorkommt, woraus sich schliessen lässt, dass auch die Burg Mansfeld damals schon erbaut gewesen, da die Grundherren jener Zeit die Gewohnheit hatten, sich nach ihren Burgen zu nennen. Auch bedeutenden Umfang muss die Burg schon früh gehabt haben, da auf derselben 1229 ausser einem Schultheissen (schulthetus) und einem Burgvoigte (advocatus) auch ein Kapellan und zwei Ärzte, die den Magistertitel führten, sich aufhielten (magister Olricus et magister Heynricus phisici, Thiemarus capellanus de castro Mansfelth). Der zu dem Schlosse Mansfeld gehörige Bezirk, die Herrschaft Mansfeld, dürfte derselbe sein, wie der, welcher zu der vermutlich von dem Markgrafen Ricdag von Meissen im 10. Jahrhundert erbauten Ritthagesburg (jetzt die wüste Rückscheburg bei Möllendorf) gehörte, da letztere nach dem Aussterben des Ricdagischen Hauses verfallen zu

[1]) Vgl. Krumhaar, Versuch einer Geschichte von Schloss und Stadt Mansfeld. Mansfeld, Fr. Hohenstein, 1869. 8⁰.

sein scheint. An ihre Stelle trat, wohl schon im 11. Jahrhundert, als neuer Mittelpunkt der Herrschaft das Schloss Mansfeld. Als altes Zubehör der Ricdagesburg bezw. des Schlosses Mansfeld dürften anzusehen sein die Orte: Siersleben, Thondorf, Augsdorf, Hübitz, Helmsdorf, die drei Mansfeld, Leimbach, Vatterode, Baumerode, Gorenzen, Möllendorf, Blumerode, Annarode, Siebigerode, Ahlsdorf, Hergisdorf, Benndorf, Helbra und Creisfeld nebst verschiedenen eingegangenen Dörfern; doch können einzelne Teile zu Zeiten auch noch eine besondere Herrschaft gebildet haben. Bis zum Tode des Grafen Burchard I. von Mansfeld, des letzten Sprossen aus dem Hoyerschen Geschlecht (1229), war die Burg ohne Zweifel Residenz der Grafen, und auch die Witwe Burchards I. behielt daselbst zunächst ihren Sitz. Ob auch Graf Burchard II. aus Querfurter Stamm, der Gemahl der mansfeldischen Erbtochter Sophia, dahin übergesiedelt, ist nicht nachweisbar, sicher aber ist, dass seine Nachkommen, wie sie sich Grafen von Mansfeld nannten, so auch auf der Burg Mansfeld gewohnt und das altmansfeldische Geschlechtswappen dem ihrigen hinzugefügt haben. 1264 (den 29. Nov.) nennt sich Burchard „Burgrauius de Querenuorde et comes in Mansfeld,“ 1267 stellt derselbe mehrere Urkunden in castro Mansfelth aus. Bis dahin scheint das Schloss und die Herrschaft Mansfeld Halberstädter Lehn gewesen zu sein, Burchard II. aber erwarb es von dem Bistum Halberstadt zu Eigen, denn am 28. August 1267 vertauschen Bischof Volrad von Halberstadt, der alte Bischof Ludolf, der Propst Hermann, der Dechant Witker und das Domkapitel zu Halberstadt das Schloss Mansfeld (Mannesueld) innerhalb Wall und Graben gegen Schloss und Stadt Nebra, Schloss Hedersleben, Schloss Bennstedt und andere Güter an den edlen Herrn, Grafen Burchard von Mansfeld,[1]) und einige Tage später (am 31. August) stellt dieser einen Revers über diesen Tausch aus.[2]) („Noveritis, quod nos et nostri legitimi heredes pro commutacione proprietatis castri Mansvelt damus proprietatem castri et opidi in Nebere, curiam in Bennenstede cum quinque marcis castrensis feudi, curiam in Hedersleve cum hiis bonis etc..“) Dass die Burg Mansfeld nach mittelalterlichen Begriffen sehr fest war, zeigt der Umstand, dass sie (1342 und 1362) mehrere Belagerungen erst durch den Halberstädter Bischof, Albrecht von Braunschweig, dann durch die Markgrafen von Meissen, die Brüder des Halberstädter Bischofs Ludwig, aushielt. 1382 am Mittwoch S. Sixti verbanden sich die Grafen Busso und Günther von Mansfeld gegenseitig, nach dem Ableben ihres Vaters das Schloss und die Herrschaft Mansfeld nicht zu teilen. Als 1420 die erste Erbteilung stattfand, blieb trotz der Zerlegung der Grafschaft in drei Teile ausser der Jagd, der Fischerei und dem Bergwerk auch das Schloss Mansfeld ungeteilt. Der in Spangenbergs Mansfelder Chronik im Auszug gegebene Teilungsvertrag ist für die Baugeschichte des Schlosses von Wichtigkeit. Darin heisst es:

> „Vnd ist Graffen Gebharden der ortt auf dem Hauss Mansfeld worden, so jetzt der Mittelort genandt wirdt, sampt dem Furwerge ausser dem Schlosse, des orts, da jetzt der Hinterort gebawet, gelegen u. s. w.“

---

[1]) N. Mülverstedt, Regg. Arch. Magd. II, Nr. 1708. [2]) v. Heinemann, Cod. dipl. Anh. II, Nr. 334.

Daraus ergiebt sich, dass im Jahre 1420 der spätere Hinterort noch nicht in den Mauerring einbezogen war. Der Vertrag vom Jahre 1382 wurde Sonnabend nach Valentini 1443 insofern erneuert, als die Grafen von Mansfeld abermals festsetzten, dass die Burg Mansfeld, die Stadt Eisleben und das ganze Bergwerk zu ewigen Zeiten bei der Grafschaft verbleiben, auch nie an einen fremden Fürsten verkauft, versetzt oder verpfändet werden sollten. Nur im Notfall sollte es erlaubt sein, dass ein Graf den ihm zukommenden dritten Teil für 12000 Gulden einem andern Grafen aus Querfurt-Mansfelder Stamm versetze. Diese Festsetzungen schlossen nicht aus, dass Mansfeld unter fremder Lehnshoheit stand. Wann das Mansfeldische Eigen Magdeburgisches Lehen geworden, ist nicht nachzuweisen; doch werden zuerst in dem Lehnbuche des Erzbischofs Albrecht IV. von Magdeburg am 14. Aug. 1392 Graf Albert von Mansfeld nebst seinem Bruder Günther, und am 28. April 1399 Graf Busso von Mansfeld als Magdeburger Lehnsleute genannt, ohne dass bemerkt wäre, was ihnen geliehen ist.[1]) Dagegen werden in einer Urkunde des Erzbischofs Johannes von Magdeburg, gegeben Donnerstag in der Pfingstwoche 1468, die Grafen Gebhart, Günther und Volrad von Mansfeld ausdrücklich mit dem Schlosse Mansfeld seitens des Erzstifts Magdeburg belehnt.

Einigen Aufschluss über das Alter gewisser Teile des Schlosses Mansfeld geben uns zwei Verschreibungen der Grafen Günther und Volrad von Mansfeld vom Sonntage nach assumpcionis Marie 1450, die fast wörtlich übereinstimmen.[2]) Hiernach bekennt Graf Günther (II.) zu Mansfeld nach Rat seiner Prälaten, Mannen, Heimlichen und Getreuen „uss deme gebuw unde stellen in der mittelstin unssir borg Mansfelt gelegen“ mit seinem Vetter Grafen Volrad sich „gutlichin entsatzt unde geteilt“ zu haben, wie folgt:

Zum ersten sal unde wel unssir vettir grave Volrod vorgenant zu syme teile an der genanten mittelstin burg haben unde behalden den teil, als der nuwe marstall stehit, den unssir vettir grave Volrod unde wir grave Gunther insampt gebuwet unde bissher mit enander innegehat haben. Ouch so beheldit her pussin der muren dess undirscheidis den waynschaphen, itzunt an der Houpte borglehn gebuwet, den her ouch zu sulchim synem teile haben sal. Darkegen behalden wir grave Gunther in der genanten mittelsten burg den teil dy staillunge unde rum von Kappilndo(r)fs burglehn alss biss an das stucke muren, das glich obir in derselbien mittelsten burg nach der ecken an grave Gebeharts huss mit dem steynen gebil gehit. Daz selbie stugke muren sollen und wollen wir grave Gunther unde grave Volrad vorgenant beyde insampt volfuren unde uffrucken lasin, domit wir sulche unsir beyde teile scheiden; doch also das wir an sulcher muren unde underscheide vorberurt eyn gemeynen thor(„) unde eynen frien farewegk eyme als deme andern, es sy tag adder nacht, ungehindirt zu haben, blibin unde dorch gehen lasin sullin. Darkegen hat unsser vettir . . . Kappilndorfs burglehn, das unssir vettir grave Volrod in vorgeziten synem vattir gotiseliger zu der zit, do her unss in formundeschaft hatte,

[1]) Hertel, die ältesten Lehnbücher der Magdeb. Erzbischöfe, S. 303 u. 304. [2]) Die Mitteilung des wesentlichen Inhalts dieser Verschreibungen, deren Originale im Staatsarchive zu Magdeburg sind, verdanke ich der Güte des Staatsarchivars Herrn Dr. Theuner in Magdeburg.

von syner unde unsir wegin zu synem teile in sulchir mittelsten burg zu haben mit abgewisit hat, das nu uff unsirn vettern grave Gebeharten itzunt lebet erstorben unde geerbit ist. . . . Sunderlichen haben wir mit unssirm vettern graven Volrade gereth so vil, das her unsserm vettirn graven Gebeharde ergenant zu syner kuchen den rum, als (s)in vatir gotiseliger ouch mit synem willen vor gehabt hat und begriffen ist, folgen und blibin lassin wollin, wywol her des nicht phlichtigk were. Ouch hat unsir vettir grave Volrad eynen rum, ab her dorselbst eyne thoir unde ingang in sulch bachuss, als her willen hat zu machen lasin, zu haben behalden, als her ouch doselbst vor gehabt unde behalden hat. Ouch ist beteidingt, das unsir vettir grave Gebehard vilgenant an syme husse hard an der mure eyne rynne legen sal, dorynne man wassir yn syne kuchen gegyessen magk."

Wenn nun auch von diesen Bestimmungen vieles dunkel bleibt, so ergiebt sich aus ihnen doch erstens, dass man bereits im Jahre 1450 auf dem Schlosse Mansfeld eine mittelste Burg, also einen Mittelort, unterschied, woraus freilich noch nicht folgt, dass diese „mittelste Burg" mit dem späteren „Mittelort" zusammenfiel und ebensowenig, dass der spätere Hinterort damals schon mit einem Schlosse besetzt gewesen. Zweitens ergiebt sich aus der Urkunde, dass „der neue Marstall" oder der demselben zunächstliegende Schlossteil — der Wortlaut gestattet beide Deutungen — von den beiden Grafen Volrad (II., † 1450 oder III., † 1499) und Günther II. († 1477) erbaut worden ist und zwar vor dem Jahre 1450; jedesfalls war „der neue Marstall" vor diesem Jahre schon vorhanden. Drittens erfahren wir, dass die Anteile der beiden Grafen an der mittelsten Burg durch eine Scheidemauer getrennt werden sollten, an welcher aber ein beiden Grafen zur Verfügung stehender Thor- und Fahrweg durchgehen sollte.

In demjenigen Teile der mittelsten Burg, den Graf Volrad (vom damaligen Vorderort) erhalten sollte und der nach dem neuen Marstalle zu lag, darf man wohl einen unmittelbar an den Vorderort stossenden Burgteil erkennen, vermutlich das spätere „Neue Haus neben dem Borne." Ein Teil des Vorderorts hiess der Sommersaal oder das Mushaus, denn am 19. Okt. 1495 ward ein Testament aufgesetzt „zu Mansfeld uf dem slosse in der stuben graf Volradts uber dem summersal adder mohishuse.[1]) (Mohishus, eigentl. muoshus = Speisesaal.)

Wie stattlich und geräumig die Burg in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts gewesen ist, ergiebt sich schon aus dem Umstande, dass nach Cyr. Spangenbergs Bericht im Jahre 1474 König Christian I. von Dänemark auf der Heimreise von Rom am 28. Juli, anderthalbhundert Pferde stark, nach Schloss Mansfeld kam und drei Tage daselbst als Gast weilte, „da ihm und seinen Mitgefährten der Graf allen guten Willen nach Vermögen erzeigt hat." Genaueren Aufschluss über die innere Beschaffenheit der Burg in jener Zeit giebt eine Urkunde vom 15. August 1495, laut welcher die 6 Erben des Grafen Gebhart VI. dessen Hinterlassenschaft teilten. Darin ist bestimmt:

„Zum Ersten von der Behausunge zu vnd vor der Burg Mansfeld, das vns das hoche Hawss nehist der kirchen vnd was darunder vnd aussen daran begriffen ist, vnd der keller dorvnder, mit dem fordersten newen Hausse im Slosse, stoben vnd kamern vber der fordersten tröppen bis an die Hofestoben,

---

[1]) Mansf. Urkundenb S. 285.

vnd der Ingang von der fordersten treppen in beyde Hewsser, darzu der newe marstall mit dem Rawm darvor, vnd zwischen dem newen vnd alden marstallen bis an den pfarrehof mit dem angebawetten stellen hinder dem pfarrehofe, darzu im Vorwerge der Rawm vnd stelle kegen der grossen thorstoben, vnd bis an die schewne, die schewne halb vnd die schefferey bei der stecheban gantz. Item die Ritterboden, der furderste Thurm vnd die grosse thorstoben mit iren ingengen, so weyt die begriffenn, mit sampt dem thore sollen gemeyn vnd vngeteilt bleiben.

Dar entkegen sollen unser jungen Vettern das alde grosse Hawss mit dem sale vnd die grosse Hofstobe daran vnd dem newen Hawsse neben dem borne sampt der kuchen vnd allem Ingebawe, was darvnder begriffen, Grafen Gebhardts seligen gewest, bis an vnser, Grafen Volrads, Backhawss, darzu auch eynen freygen Ingang an die furderste Treppen, vnd einen freygen Ingang vber das Gewolbe neben dem hochen Hawsse in die kirche, doch das darmitte dem hochen Hawsse seine fenster vnd liecht nicht benomen werden, darzu den alden marstal vnd im vorwergke die schewne halb, das newe Brawe- vnd Backehaws mit dem Rawme und stellen darhinter bs an die grosse thorstuben, auch darzu das Hawss hinder vnd vber der thorstuben, alleyn das die torstube, darinnen der thorgrefe sampt dem thorwartten wonet, zw der rechten Hand des Aussganges gelegen, sampt dem thore, den Ritterbuden.... Thurme sollen ingemeyne bleiben."

Aus dieser nicht überall klaren Aufzählung ergiebt sich, dass gegen Ende des 15. Jahrhunderts zwei Hauptschlösser innerhalb der Burgmauer vorhanden waren, nämlich: „das alte Haus" (der spätere Mittelort, der in Gemässheit dieser Bezeichnung das älteste der drei Schlösser zu sein scheint) und „das hohe Haus neben der Kirche" (der spätere Vorderort); ferner zwei andere Wohnhäuser; eines, das vorderste neue Haus über der vordersten Treppe; das andere das neue Haus neben dem Brunnen, von welchem noch jetzt prächtige Gewölbe vorhanden sind, ausserdem, auf zwei Hofhaltungen berechnet, zwei Marställe, zwei Backhäuser, zwei Brauhäuser, eine Stechbahn und viele andere Baulichkeiten.

Gleichfalls in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts muss die, wie das Vorkommen eines capellanus im Jahre 1229 bezeugt, spätestens Ende des 12. Jahrhunderts erbaute Schlosskapelle in eine eigentliche Kirche umgebaut worden sein, wie schon der Baustil bekundet. Da mehrere Geistliche an derselben angestellt waren, deren erster den Titel Dechant (Decanus) führte, so nannte man sie seitdem die Stiftskirche. Dieser Dechant war „ab omni superioritate, iurisdictione, potestate et dominio" des Bischofs zu Halberstadt sowie der Halberstädter Vicarien und Officialen eximiert, „also dass er vor dem Bischof und seinen Officialen zu erscheinen nicht schuldig." Die Grafen von Mansfeld aber erlangten 1513 vom Papst Leo X. die Genehmigung, dass sie den „Decanum zu Mansfeld ohne Jemandes Einrede zu wählen und zu confirmiren Macht haben sollten. Der erste Geistliche wohnte im Dechantenhaus.

Nachdem im Jahre 1498 Graf Volrad v. Mansfeld gestorben war, wurde 1501 so geteilt, dass die Grafen Günther, Ernst und Hoier „das hohe Haus nächst der Kirche," ihre Vettern dagegen, die Brüder Gebhart und Albrecht, „das alte Haus" nach dem Thore zu erhielten. Da aber dem Grafen Albrecht die Räume zu eng erschienen, so stellte er den Antrag, dass ihm erlaubt würde, ein

drittes Hauptschloss aufzuführen, und in der That wurde unter Vermittelung des Grafen Botho von Stolberg bestimmt:

„Das Dechanthaus soll abgebrochen und ausserhalb der Burg erbauet werden. Die Grafen Ernst und Hoier sollen ihren Raum der Scheune an den Grafen Albrecht abtreten, dass er sich eine neue Behausung erbauen möge.“[1]) Nunmehr erbaute Albrecht ein neues Schloss, das die beiden andern Schlösser an Pracht übertroffen haben soll, denn auf dem Hinterorte waren die Zimmer, wie berichtet wird, mit kostbaren wohlriechenden Holzarten ausgetäfelt, die durch das ganze Schloss ihren Wohlgeruch verbreiteten. Dieses neuerbaute Schloss ward der Hinterort genannt, während das Schlossgebäude nächst der Kirche oder hohe Haus den Namen Vorderort, das „alte Haus dagegen nach dem Thore zu“ den Namen Mittelort empfing. Auch durch die Farbe unterschieden sich die drei Schlösser, indem der Vorderort rot, der Mittelort gelb und der Hinterort blau angestrichen war.

Die Erweiterung des Schlosses machte auch eine Veränderung und Verstärkung der Befestigungen nötig. Über diese Arbeiten berichtet Cyr. Spangenberg zum Jahre 1517: „Montag nach Reminiscere haben die Grafen zu Mansfeld ihren Ausschuss die Anstellung gemeines Baues an dem Hause Mansfeld beratschlagen lassen, als nemlich Grafen Gebharten, Apel von Ebeleben, Friedrich von Thune, Georgen von Holbach, Doctor Johann Rühel, Otto Schlegel und Jan Portzigk. Und sind zu Baurethen geordnet Hans von Trota und Kaspar von Watzdorff, und damit der Bau dermassen, dass man damit bestehen und verwahret sein könnte, fürgenommen zierlich, feste und zur Wehre und Aufenthalt nützlich angefangen und volbracht werden möchte, hat man für gut angesehen, etliche frembde, bauvorständige, erfahrene Leute mit zu rathe zu ziehen, und sind derhalben darzu erbetten und erfordert worden Meister Matern, der berühmte Büchsenmeister von Nornberg, Herr George von Schaumburg, Ritter, Herr Philips von Feilitsch und Herr Görge von Ebeleben. Und hat ein jeglicher Herr sich bewilligt, bei seinem Kaufmann jährlich 200 Gülden an Golde oder guter Münze auf Mitfasten zu solchem fürgenommenen Bau zu entrichten aufzubringen.“ Nachdem der Bau einige Jahre gewähret, beschlossen die Grafen von Mansfeld auf einem Tage zu Heldrungen im Jahre 1522, „man solle zu Besichtigung des Mansfeldischen Baues auch Siegmund von Brandenstein bescheiden, als der solcher Dinge Verstand und Erfahrung hätte und, wie der Bau weiter anzustellen, zurathen könnte.“ Dass der Bau kostspielig war, geht schon daraus hervor, dass am 20. December 1520 die Grafen beschlossen, ein jeder Graf solle zu den schon früher bewilligten 200 Gulden noch jedes Jahr 2 Schock Scheffel Roggen, 3 Schock Scheffel Hafer und 2 Centner Salpeter auf 10 Jahre geben. In jener Zeit (1518) ist auch von dem Grafen Hoyer das jetzt noch stehende Treppenhaus des Vorderorts erbaut worden.

Beachtung verdient auch die in dem sogen. Vertrage Dr. Luthers vom 17. Febr. 1546 erwähnte Absicht der Grafen, auf dem Schlosse Mansfeld ein gemeinschaftliches Haus-Archiv zu erbauen. Die in mehr als einer Hinsicht interessante Stelle des Vertrags lautet:

[1]) Lünig, Reichsarchiv, Spicileg. sec. S. 533.

„(In Betreff) der Verwarung Irer liebden vnd gnaden gemeinen lehnbriet und Privilegia haben wir sie (sc. die streitenden Grafen) vorglichen, das sie Irem Bawmeister, Meister Hanssen, dasselbige vber das jtzige Innerthor zwischen Graf Philippen und Graf Hanss Jorgenn Stellen erbawen wollen vnd dasselbige dermassen vorwaren, dass auch, so vill menschlich Zuvorkhomen, obgleich ein Branth ausskheme, doch kein schade zum selbigen gewelbe vnd den darein gelegten briffen geschehen moge. Der ende vnd sofordlich solche (Verwarung) gefertigt, wollen Ir liebden vnnd gnaden alle Privilegien vnd Lehn- vnd alle andern gemeiner herschafft briefe sambt den Lehnbrieffen vber Alstädt vnnd Lawenstein, auch die briffe, so jder Herr auss dem jetzigen gewelb genommen, widervmb legen vnd zum besten insgesambt, Also, das einer ohne den andern dar zw nicht khomen magk, verwaren lassen. So offt aber einem oder mehr graven die Origenalia (!) oder Copey davon zu nehmen von neten, sollen im dieselben vngeweigert wiederpharen, Doch das die Origenalia one Verzugk vnd dermassen, wie empfangen, wiedervmb in das geordnet gewelbe geantwort werden. Unnd sollen die briffe zwischen hir vnnd Quasimodogeniti nach den alten Registern besichtiget, vnd so ein graf von Manssfelt was von den briffen in seiner verwarungk hette, So sollen dieselben briffe wiederumb binnen erwenter Zeit zw den andern briffen gebracht vnd mitler Zeit, bis das die gemelte Verwarung fertigk wirdt, in dass gewelbe bei der kirchen vffen Schloss Mansfeldt geleget werden.“

Auch noch eine andere Stelle dieses Vertrags betrifft bauliche Änderungen auf dem Schlosse Mansfeld. Sie lautet:

„So vill das Büchssenhauss vnnd den Tannenbergk, so zw Mansfeldt im Schlosse vf die gemeine Blätz vnd Zwinggermauer gebawet, belangendt ist, haben graf Philipps vnnd graf Hanssgorge gewilliget vnnd zugesagt, das sie dieselben gebäu innerhalben dreier Jaren nach Dato dieses Vertrags zw grundt abbrechen vnd abschaffen wollen, Vnd sollen sich vorthin alle grauen vff gemeine Platz, dem Burkfrieden zu entgegen, zu bauen gentzlich enthalten.“

Als bald nach Luthers Tode der schmalkaldische Krieg ausgebrochen war, nahm Graf Albrecht vom Hinterort zu Weihnacht 1546 die ganze Grafschaft und auch die Burg Mansfeld ein. Aber er konnte den schnell gewonnenen Besitz nicht lange behaupten. Am 21. Juni 1547 wurde das Schloss, welches bereits seit dem 31. Mai von einer kaiserlichen Heeresabteilung unter Kurt von Boymelberg (Boyneburg) eingeschlossen und seit dem 8. Juni belagert worden war, von den Befehlshabern Albrechts auf der Burg, nämlich Wolf von Wernsdorf, Albrecht von Leipzig, Franz Rautter, Wolf von Waldenfels, Georg von Todtleben, Andreas Saurer von Memmelsdorf und Georg Lauterbeck, auf Accord dem Kaiser übergeben. Auf Befehl der von letzterem wieder in den Besitz des Schlosses gesetzten Grafen vom Vorder- und Mittelort wurden im Sommer des Jahres 1549 die Festungswerke des Schlosses unter Leitung des Baumeisters Christoph Stieler aus Magdeburg gewaltig verstärkt, um es gegen jeden Angriff halten zu können, und ist, wie ausdrücklich berichtet wird, „wochentlich ein Grosses auf die Arbeiter aufgangen.“ Doch gelangte Graf Albrecht infolge des Passauer Vertrages 1552 wieder in den Besitz des Hinterortes, musste aber 1554 abermals vor den Truppen des Herzogs Heinrich von Braunschweig, der an dem Grafen einen alten Groll

auszulassen gedachte und den Hinterort ausbrennen wollte, flüchten. Nach geschehener Aussöhnung mit dem Herzog kehrte er jedoch am 26. Juli 1555 wieder auf das Schloss Mansfeld zurück, trat aber 1557 den Hinterort an seinen Sohn Volrad ab. Abgesehen von einer vorübergehenden Besetzung des Schlosses durch eine Schar von Landsknechten im Dienste des Lehnsherrn der Grafen, des Administrators von Magdeburg, Joachim Friedrich, im Jahre 1575 sah die Burg keine Feinde bis zum Beginn des dreissigjährigen Krieges, der das Schicksal des Schlosses ausserordentlich wechselvoll gestaltete, denn während desselben ging es aus einer Hand in die andere. Zwar wurde es niemals mit Sturm erobert, aber sechsmal durch Vertrag übergeben. Am 7. Sept. 1630 eroberten es die erzbischöflich Magdeburgischen Truppen, die sogenannten „Administratorischen," unter dem Obersten Bock durch List, indem von Kloster Mansfeld aus unter Säcken versteckte Soldaten auf Wagen ins Schloss gelangten. Aber schon am 12. Oktober erschienen kaiserliche Reiter von Querfurt her vor dem Schlosse, „bliesen es an" und verleiteten die erzbischöfliche Besatzung zur Meuterei und demnächst zur Übergabe des Schlosses. Am 24. November 1631 mussten die Kaiserlichen dasselbe den Schweden bezw. deren Bundesgenossen, dem Kurfürsten von Sachsen, überlassen, nachdem ein schon am 2. Oktober angestellter Versuch, das Schloss zu überrumpeln, misslungen war. Über diese „Einnehmung des Hauses Mansfeldt von den Schwedischen" berichtet das Chronicon Islebiense[1]) Folgendes:

„Den 19. Novembris 631 frue morgens hatt der Schwedische Obriste Leutnant Hans George von Stick (später auch Stuck oder Stück genannt) das Haus Mansfeldt mit 1000 Mann, darzu auch Rittmeister Pausse mit 70 Hartzschützen kommen, belagert, vndt ob sich wohl die Belagerten, deren etwa 70 gewesen, dapfer gewehret vndt heraus geschossen, dass sie ihn nicht beykommen können, endtlichen aber, weil sie keine entsatzung gehabt vndt gedachter Obriste Leutnant eine Schantze an den Thürgartten aufwerffen vndt das schloss miniren vndt den Wall sprengen lassen wollen, hatt sich der Hochwohlgeborne H. Graf Ernst Ludtwig, Churf. Sächs. Rittmeister, welcher auch bey der belagerung gewesen, darzwischen geschlagen vndt mit den belagerten accordiret. Darauf sie endtlichen den 24. Novembr. das Haus mit Accord auffgeben."

Nachdem Kursachsen im Prager Frieden 1635 sich von den Schweden getrennt hatte, suchten letztere wiederholt das Schloss einzunehmen, um einen Stützpunkt für ihre Unternehmungen zu gewinnen. Im Herbst 1636 blokierte das Mortagnische Dragonerregiment vier Wochen lang das Schloss ohne Erfolg, aber am 29. März 1639 erzwangen die Schweden, nachdem sie unter dem Obersten Erich Hansen Ulfsbar, dem General Wrangel und dem Obersten Gesewitschky das Schloss seit dem 15. Febr. 1636 belagert und den 26. März vergeblich gestürmt hatten, dann aber am 28. März durch den General Torstenson mit einigen Regimentern zu Fuss verstärkt worden waren, die Übergabe. Der churfürstliche Kommandant Gabriel Schaller zog auf Accord ab, und es wurde nun Capitän Andreas Buchmann mit einer Compagnie auf der Festung als Besatzung hinterlassen, dem später Oberst Belling als Kommandant folgte, während die übrigen

---

1) S. 129.

schwedischen Heerhaufen ebenfalls abzogen. (Chron. Isleb.) Über zweiundeinhalb Jahr waren nun die Schweden im Besitz gewesen, da rückte am 9. December 1641 der kaiserliche Oberst Moncado vor das Schloss, belagerte dasselbe und fing an Minen zu legen, aber weder er noch der im Januar 1642 an seine Stelle getretene Oberst Koch vermochten die Festung, deren Besatzung sich tapfer wehrte und wiederholt glückliche Ausfälle machte, zu nehmen. Am 21. Febr. 1642 kam der schwedische Generalmajor Hans Christoph von Königsmarck mit 2500 Reitern und Dragonern vor Mansfeld an, griff die drei kaiserlichen und churfürstlichen Regimenter bei Kloster Mansfeld an, verfolgte die auseinandergesprengten bis nach Eisleben und machte so der Belagerung ein Ende. In schwedischer Hand blieb sodann das Haus Mansfeld bis zum Friedensschluss und wurde sodann am 12. August 1650 dem Grafen Christian Friedrich v. Mansfeld wieder eingeräumt, indem ihm der Oberst Ottowalsky die Schlüssel dazu überantwortete.[1]) Wie bunt es auf dem Schlosse während des Krieges zugegangen, bekundet eine Mitteilung vom 19. Sept. 1644, welche besagt: „NB. Das Haus Mansfeld ist nunmehr ... 80 mal abgelöset und 5 mal belagert gewesen.“ Aber auch die Bewohner der Grafschaft hatten das Dasein der Festung als etwas sehr Unangenehmes empfunden, „demnach viel Jahr hero von denen Ständen und Städten der Grafschaft Mansfeld, sowohl Sächs. als Magdeburgischer Hoheit grosse Klagen wegen des vielen Gebens auf das Haus Mansfeld zu Verpflegung der Guarnison ... eingelaufen.“ Lange hatte man vergeblich um Abschaffung der Garnison gebeten; endlich aber fand man Gehör. Durch Kreisschluss auf dem Kreistage zu Leipzig wurde (im Jahre 1672) beschlossen: „damit nicht das Land durch diesen Ort vollends über den Haufen (geworfen) und ruiniret werden möchte, das Haus zu demoliren,“ um das fernere Querulieren aufzuheben und Ruhe und Sicherheit zu schaffen. „Als ist endlich durch wehemütiges unterthänigstes Suppliciren von denen Herrn Ständen von Ihrer Churfürstl. Durchlaucht zu Sachsen, als Fürstl. Durchlaucht zu Halla dem Herrn Obristen Branden die Inspection aufgetragen worden, dieses Werk in einen leidlichen Anschlag zu bringen und die Festung Mansfeld von Grund aus rasiren zu lassen. Darauf auch von denen Städten und Ständen der Grafschaft Mansfeld Sächsischer als Magdeburgischer Hoheit ein Anschlag auf 6000 Thaler gemacht worden, das Werk zur Perfection zu bringen, und darauf den 1. Junii 1674 der Anfang mit der Demolition des Hauses gemacht, woran täglich 400 Mann nebst 30 Bergleuten von Freiberg gearbeitet, wozu die Stadt Eisleben zu ihrem Anteil täglich 50 Mann halten und 750 Thaler zu denen Demolitionkosten geben müssen, dem Herrn Obristen Brandt aber vor Discretion und Alimenta, weil er stets dabei sein müssen, von beiden Hoheiten 1200 Thaler gereichet worden. Nachdem aber obige 6000 Thaler nicht zulangen wollen, seind noch zu unterschiedenen Malen mehr als in die 6000 Thaler ausgeschrieben und der Stadt Eisleben alleine weit über 1500 Thaler ohne die arbeitsamen Leute gekostet. Weil aber die Vestung in währender Arbeit so zugerichtet worden, dass es derselben nicht mehr ähnlich gesehen, als seind darauf den 2. Augusti die übrigen 10 Stück Geschütz, so noch dagestanden, auf Befehl Ihrer Churfürstl. Durchlaucht zu Sachsen nach Leipzig geführt worden.“[2]) Nach wiederholter

---

[1]) Chron. Isleb. S. 200, 201 u. 214. [2]) Chron. Isleb. S. 244 und 245.

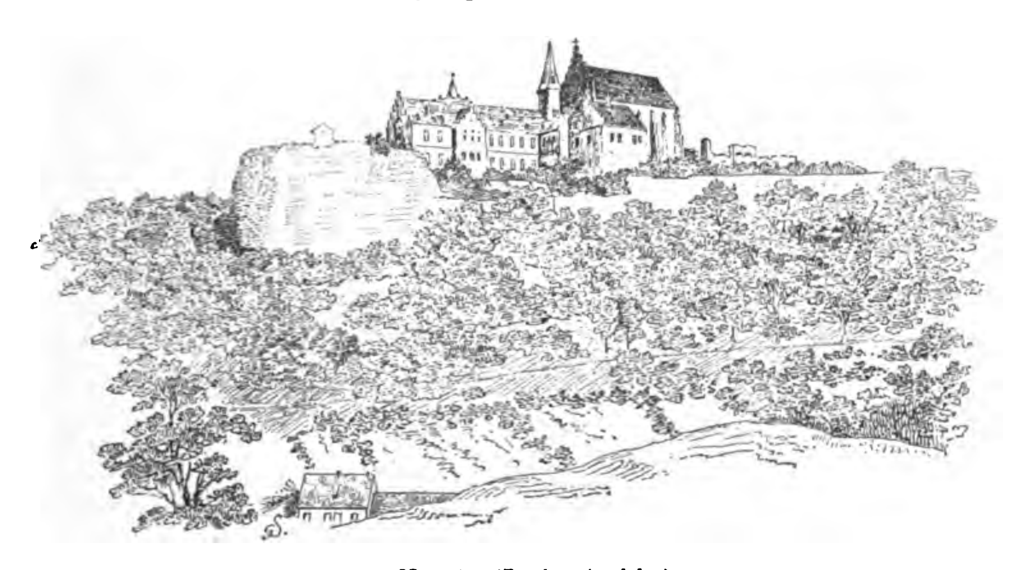
Zu Seite 125.



Unterbrechung der Arbeiten wurden die Arbeiter am 24. Nov. 1674 entlassen und seitdem kam die Demolition gänzlich ins Stocken, „dass es weiter nicht hat können fortgesetzet werden, und also darbei geblieben.“ Wie das noch wohlerhaltene Schloss mit seinen Befestigungen ausgesehen, davon giebt die beifolgende Meriansche Abbildung vom Jahre 1650 eine Vorstellung. (Siehe Nr. 68.)

In der Folgezeit verfiel das Schloss mehr und mehr, da es nur selten noch den Mitgliedern des Grafenhauses als Residenz diente. Der letzte Graf von der Eislebischen oder Lutherischen Linie Johann Georg III., der 1710 auf dem Vorderorte starb, hatte absichtlich die übrigen Schlösser verfallen lassen, und nur der Vorderort wurde nach seinem Tode noch imstande gehalten, dessen Räume später der Fürstl. Mansfeldische Oberforstmeister Otto Christoph von Trebra bezog. Nach dem Tode des letzten Grafen Johann Wenzel Nepomuck im Jahre 1780 kam die Burg in den Besitz des Königs Friedrich II. von Preussen, der sie dem Oberforstmeister von Trebra bis auf weiteres als Wohnsitz beliess. 1790 jedoch verkaufte die Magdeburger Regierung das Schloss an den preussischen Bergrat Bückling. Dieser ruinierte die Burg planmässig und erbaute 1795 auf den Trümmern des Vorderorts ein modernes Wohnhaus im Zopfstil, das nach Pastor Krumhaars Vergleich zu der Umgebung passte, wie ein Eselskopf auf den Rumpf eines edlen Rosses. Die Amtsräthin Übel, in deren Besitz später das Schloss durch Kauf überging, that manches namentlich zur Erhaltung der Kirche. Nach ihr sorgte Baron von Schenck für Ausbesserung der sehr schadhaft gewordenen Umfassungsmauern, Freiherr Adolf v. d. Reck aber, in dessen Besitz Schloss Mansfeld nebst dem Amte Leimbach im Jahre 1859 gelangte, liess das von Bückling aufgeführte Wohnhaus wieder abbrechen und an dessen Stelle ein zu der Umgebung passendes Schloss aufbauen.

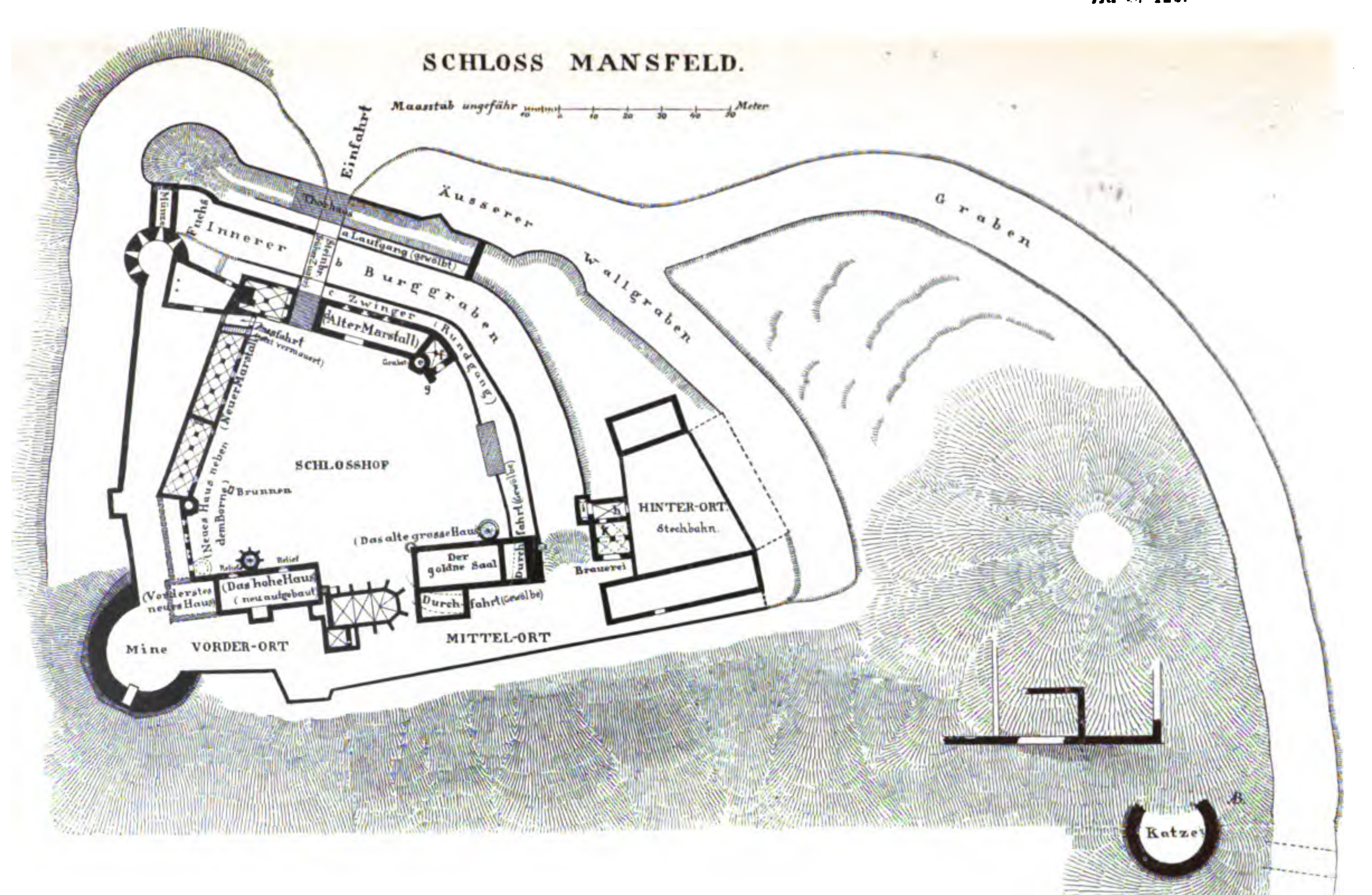
Jetzt ist von der alten Herrlichkeit des Schlosses nicht mehr viel zu sehen. Es ist ein buntes Gemisch von Ruinen und modernen Schlosswohnungen, das Alte zumteil formlos. (Siehe die jetzige Ansicht Nr. 69.)



Nr. 69. (Jetzige Ansicht.)

[B] Betritt man heute, durch die Einfahrt im Norden kommend, den Schlosshof, so hat man einen würdigen Anblick, aber noch keineswegs einen grossartigen. Diesen bekommt man erst, wenn man sich die Mühe nicht verdriessen lässt und einen Rundgang um die Feste unternimmt. Die ungeheuren Festungswerke erfüllen da den Wanderer mit Bewunderung, ja mit Entsetzen, das durch die Zerstörung, der man auf Schritt und Tritt begegnet, gesteigert, aber nicht erst hervorgerufen wird. Man hat das Gefühl, als ob man hier sich gegen Himmel und Hölle hätte verschanzen wollen; ein Bollwerk reiht sich an das andere und die tiefen Gräben, die man um die Burg gezogen, scheinen kein Ende nehmen zu wollen. Und doch haben alle diese gewaltigen Werke nicht verhindern können, dass die Festung allein im dreissigjährigem Kriege sechsmal in Feindeshand geriet, wenn sie auch niemals mit Sturm genommen werden konnte. Aus dem Vorstehenden ergiebt sich, dass die Burg Mansfeld schon im 11. Jahrhundert wahrscheinlich bestanden hat. Damals wird sie nur klein gewesen sein, vielleicht nur aus einem Bergfried und dem Palas nebst wenigen Wirtschaftsgebäuden bestanden haben. An welcher Stelle, ist natürlich nicht mehr festzustellen, doch kann man wohl annehmen, dass die ersten jeder Burg notwendigen Bauten nahe am Rande des Berges gelegen haben, also da, wo jetzt die mächtige Bastei, die den Namen Mine führt, und das neue Wohnhaus des jetzigen Schlossherrn sich befindet. (Siehe den Grundriss Nr. 70, der nur annähernde Richtigkeit beansprucht.)

Im Jahre 1229 hat die Burg wahrscheinlich schon den Umfang gehabt, den der erste Graben begrenzt; denn die beiden Ärzte, welche unter den Insassen aufgezählt werden, lassen auf eine starke Bewohnerzahl schliessen. Bis zum Jahre 1501 mögen dann fortwährend neue Gebäude hinzugekommen sein und den Raum so gefüllt haben, dass Graf Albrecht zur Errichtung eines neuen Schlosses über die Umwallung hinausgreifen musste und den sog. Hinterort jenseit des Grabens anlegte. Sehen wir uns nun die Schlossanlage näher an, so wie sie im letzten Stadium ihrer Vollendung beschaffen war und, wenn auch in Trümmern, erhalten ist. Der Eintritt in den Schlosshof ist nur von Norden her möglich. Man gelangt zuerst durch das Thorhaus auf die Brücke, die den tief in den Felsen eingeschnittenen Burggraben überspannt. Links und rechts sieht man die gähnende Tiefe und die sie umsäumenden Mauern, die hier ganz besonders stark sind. Zur linken Hand ist sogar der Laufgang für die Verteidiger (*a*) durch ein starkes Tonnengewölbe überdeckt, das leider neuerdings zumteil eingestürzt ist. Jenseit des Grabens (*b*) läuft diesem parallel um die ganze Ost- und Nordostseite herum ein bequem breiter Weg (*c*), der, früher jedenfalls durch eine Brüstung geschützt, von einer weiteren Mauer überhöht ward, so dass der Zutritt zum Schlosshofe, auch wenn das Thor genommen war, immer noch durch diese doppelte Mauer wirksam verteidigt werden konnte. Hieran schloss sich ein langes dreistöckiges Gebäude (*d*), von dem nur noch die Umfassungsmauern stehen. Dies wird nach Osten zu durch einen Turm (*e*) zusammen mit einem engen, von riesig starkem Mauern umgebenen kasemattenartigen Gewölbe (*f*) begrenzt. Turm und Gewölbe stehen an einer abgerundeten Ecke des Mauerzuges, der nunmehr nach Süden sich fortsetzt. Ein schmaler, zwingerartiger Raum schloss sich früher an Turm und Gewölbe an; jetzt ist nur ein kleiner Mauerrest (*g*) übrig, der eine Stärke von mehr als 2 m hat. Der Turm, nach dem Graben zu rund, nach dem Schlosshofe zu als Teil eines



Nr. 70. Grundriss des Schlosses Mansfeld.

Achtecks erscheinend, trägt über dem Eingange den obenerwähnten Grabstein des Grafen Albrecht VII (s. Nr. 74).

[GB] Graf Albrechts Grabstein ist kein gewöhnliches Machwerk. Das trotz der abgeschlagenen Nase ausdrucksvolle und energische, doch gutmütige Gesicht mit den nicht ganz geschlossenen Augen, vom Grün der Bäume umschattet, mutet den Beschauer eigen an und steigert die poetische Stimmung, die die Besichtigung des Schlosses von vornherein hervorruft. Dieser Albrecht VII., der am 15. März 1560 verstorbene Gründer des Hinterortes und der Neustadt Eisleben, ist der Sieger von Osterhausen und Drakenburg und Verteidiger von Magdeburg. Durch den Bergrat Bückling wurde dieser Grabstein am Ende des vorigen Jahrhunderts aus der Thal-Mansfelder Kirche, in welcher nach Spangenberg Albrecht beigesetzt worden ist, auf das Schloss gebracht (Krumhaar, Schloss und Stadt Mansfeld S. 49).

[B] Zur rechten Seite der Einfahrt hat man, an den Schlosshof stossend, ein auf einem freistehenden Mittelpfeiler und auf 4 Wandpfeilern ruhendes vierteiliges Gewölbe, das auch einen kasemattenartigen Eindruck macht. An dieses Gewölbe schliesst sich die lange Flucht von einheitlich gebauten Wirtschaftsräumen und des



Nr. 71.

Marstalles an, die wie die bisher genannten Befestigungen dem ersten Teile des 16. Jahrhunderts angehören. Es sind überwölbte Räume, die durch fünf Thüren

[illegible] Verbindung stehen. Am [illegible]
[illegible] mit spitzer Haube ged[illegible]
[illegible] Ein sehr schönes [illegible]
[illegible] Umrahmung ist sehr e[illegible]
[illegible] Lastbarkeit; ein [illegible]
[illegible] untermischt mit säulenartig[illegible]
[illegible] auf hoch aufgeschossener Stau[illegible]
[illegible] Figur, die man für einen [illegible]
[illegible] tragen im wesentlichen das [illegible]
[illegible] sieht man Stein gehauen [illegible]
[illegible] umwunden, mit [illegible]
[illegible] 1528. Diesem gegenüb[illegible]
[illegible] Brunnen. An die [illegible]
[illegible] Mauer an, die de[illegible]
[illegible] scheidet, die nach dieser S[illegible]



[illegible] Nordseite des neuen Schlosses [illegible]

[illegible] zu steil abstürzt. Man steht [illegible]
[illegible] Schlosse, das auf der St[illegible]
[illegible] an die Westseite der Kirche [illegible]
[illegible] hat, wie das alte. A[illegible]
[illegible] Vorderort trug, steht wo[illegible]
[illegible] merkwürdiges Aussehen hat. [illegible]
[illegible] achteckiger Bau, von Strebepfe[illegible]
[illegible] Ein niedriges achteckige[illegible]

[illegible] unteren beiden Gesch[illegible]
[illegible] Verhältnissen und fürstl[illegible]
[illegible] Sie unterscheiden [illegible]
[illegible] gehören aber auch [illegible]

rünglichen Bau nicht an, sondern sind Erweiterungen, die wohl erst bei dem oau des jetzt stehenden Schlosses ausgeführt sind. In alter Zeit, als das oss noch unversehrt stand, hatte man diesem zweigeschossigen Treppenhause ɔh eine zwiebelförmige Haube ein stattlicheres Aussehen gegeben (vgl. die ·iansche Ansicht Nr. 68), wogegen im Anfange dieses Jahrhunderts nur eine lrige Bedachung vorhanden war, so dass der Treppenturm mit seiner Dach- :ze noch nicht die Höhe des Dachgesimses der Kirche erreichte. Das beweist e der genannten Zeit angehörige Lithographie von Bertram, die im Preussischen ɔfe zu Mansfeld auf einem Flure hängt. Hier erblickt man auch das damals ɔhende unscheinbare und niedrige Wohnhaus, das 1795 vom Bergrat Bückling ɔbaut wurde, später aber dem jetzt stehenden Wohnhause weichen musste.

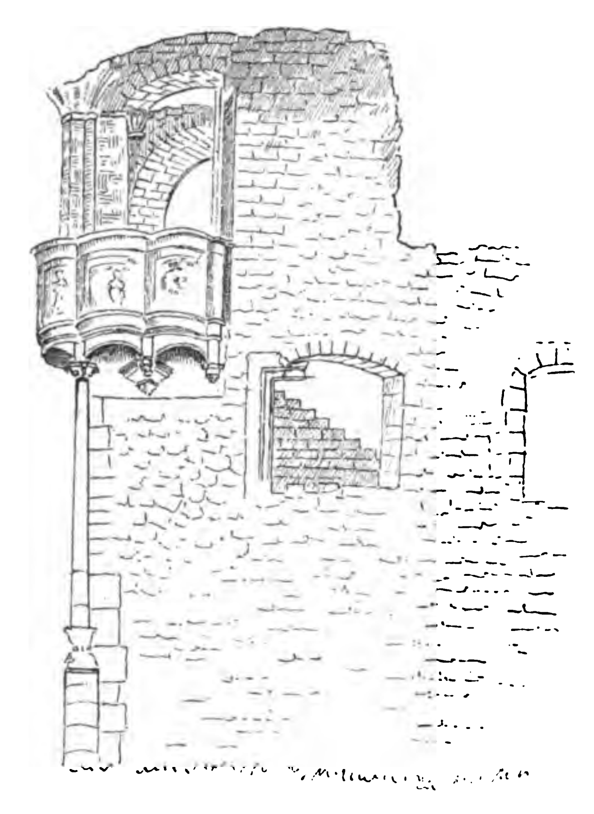
Zwischen diesem und der Kirche ist ein kleinerer viereckiger Turm eingeklemmt: Ursprünglich ebenfalls bedeutend niedriger, ist er bei dem Neubau des tattlichen Wohnhauses um ein hohes Geschoss erhöht, dem sich ein etwas vorragender Teil anschliesst, der das spitze Dach trägt. Auf der Bertramschen Lithographie reicht das Dachgesims auch dieses Turmes noch nicht bis ans Dachgesims der Kirche hinan, und die Bedachung besteht aus einem zopfigem Aufsatze, der mit einer durchbrochenen Laterne abschliesst. Sonst ist von dem einstigen Hauptschlosse Vorderort nichts mehr übrig. Die in der oben angeführten Teilungsurkunde erwähnten Gebäude lassen sich auch nicht mit Sicherheit unterbringen; so weit es wenigstens vermutungsweise möglich ist, ist es auf dem Grundplane versucht. Das hohe Haus sowohl wie das vorderste neue Haus, nicht aber das neue Haus „neben dem Borne,“ müssen demnach so gelegen haben, dass ihre obern Geschosse alle durch die „vorderste Treppe,“ d. i. den eben beschriebenen Treppenturm erreicht werden konnten. Auf dem Grundplane sind die so vermuteten Gebäude durch punktierte Linien bezeichnet.

Die Kirche, die sich nun anschliesst, gehört zu den stattlichsten Schlosskirchen Deutschlands und bedarf einer besonderen Würdigung. Nur wenige Schritte vom Chorraum der Kirche entfernt beginnt eine mächtige, aber in Trümmern liegende Schlossanlage, der sog. Mittelort. Nach den erhaltenen Mauern des Erdgeschosses zu urteilen, zerfiel das Schloss in drei Teile; der nordwestliche ist der grösste; dieser mächtige Raum etwa 25 m lang und 12 m breit, heisst noch heute der goldene Saal, der ganz besonders kostbar ausgestattet gewesen sein soll.

[G] Jetzt stehen nur noch die Umfassungsmauern des einst sehr stattlichen Gebäudes, hohe Fichten wurzeln in den verödeten Räumen und breiten ihre Äste über die bemoosten Steine, zwischen denen eine grosse botanische Seltenheit, urtica pillulifera, wuchs, angeblich durch einen im gelobten Lande gewesenen Grafen in seine Heimat übertragen. (Jetzt scheint diese Pflanze ausgerottet zu sein.)

[B] Östlich, durch eine Mauer getrennt, schliesst sich ein kleiner Raum an, dessen östliche bis an den Graben reichende Wand die ausserordentliche Stärke von $4\frac{1}{2}$ m hat. Südlich stösst an den goldenen Saal ein grösserer Raum, auf dessen hohen Grundmauern ein dreigeschossiges, mit drei Rundgiebeln gekröntes Gebäude ruhte. Unter ihm geht eine geräumige in der Tonne überwölbte Durchfahrt vom Schlosshofe aus nach Osten zu. Hart an dem nordöstlichen Strebepfeiler der Kirche vorbeifahrend bog man in diese Durchfahrt ein, die nach der Kirche zu eine Kurve bildet. Diese Durchfahrt muss unmittelbar nach dem in

der obenerwähnten Teilungsurkunde von 1495 erwähnten, nach Osten zu anzunehmenden Thore geführt haben. An der Nordseite des goldenen Saales sind die Trümmer eines mächtigen Treppenturmes sichtbar, dessen innerer Durchmesser etwa 5 m beträgt. Dieser Treppenturm war der höchste und vielleicht auch schönste des ganzen Schlosses. Er überragt auf dem Merianschen Bilde mit seiner schöngeschwungenen Haube und dem obersten Geschosse um ein beträchtliches Stück den Dachfirst des eben beschriebenen „alten grossen Hauses“ des Mittelorts. Auch an der Ostseite des Gebäudes findet sich eine Spur einer kleinen Wendeltreppe. Aus den oben angeführten Urkunden geht zwar nicht hervor, dass



Nr. 73.

der Mittelort damals, als Graf Albrecht den Hinterort baute, umgebaut worden wäre. Die Formen des Schlosses nötigen aber, dieses anzunehmen. Ein besonders anziehendes Stück ist glücklicherweise erhalten worden, es ist ein **kanzelartiger Altan**, der die nordwestliche Ecke des goldenen Saales schmückt (siehe Nr. 73). Mit ihrem Mittelteile ruht die Brüstung scheinbar auf einer vom Erdboden aus auf hohem rundem Fuss schlank aufschiessenden Säule, welche die Ecke des Gebäudes ersetzt und von einem Konsolenkapitäl gekrönt wird; je zwei Konsolen an jeder Seite bieten weitere Stützpunkte für die in vier gerundete Felder zerfallende Brüstung, die mit Figuren verziert sind. Der Altan war wahr-

scheinlich mit einem gewölbten Baldachin überdeckt. Am Schlussstein des Thürbogens befindet sich die Inschrift:

GEBARD GRAF · V · MANSFELD · HER · V · SEBVRCK
1532

Hiernach hat Graf Gebhard VII. von Mansfeld-Mittelort diesen Saal im Jahre 1532 erbaut, derselbe, der im Jahre 1517 die Befestigungsarbeiten des Schlosses geleitet hatte.

Hiermit sind wir an der Grenze der alten Burg angekommen. Ein tiefer Graben, derselbe, den wir schon beim Eintritt in die nördliche Einfahrt kennen gelernt haben (*b*), scheidet den nun folgenden Hinterort (erbaut 1511) von dem alten Schlosse. Die Ausdehnung, dieses Teiles ist bedeutender, als diejenige der beiden alten Schlösser, die Zerstörung ist aber hier ebenso gross, als beim Mittelort.

Den Kern der Anlage bildet die sehr geräumige Reitbahn, jetzt ein schöner Garten. Drei mächtige Gebäude und ein kleineres im Westen gruppierten sich einst um sie, von denen zumteil nur die Grundmauern noch stehen, ja auch diese sind nicht immer sichtbar. Der westliche Teil fällt steil in den Burggraben ab und besteht aus einst durchaus gewölbten Räumen, deren Gewölbe zumteil noch vorhanden sind; es sind drei Teile (*h, i, k* des Grundrisses), die mir als Brauerei bezeichnet wurden.

Der kleine Raum *i* ist mit einem Tonnengewölbe bedeckt und steht mit *h* durch eine Thür in Verbindung; *h* trägt noch unversehrt sein altes Kreuzgewölbe; *k* war von einem vierteiligen Kreuzgewölbe bedeckt, das aber zerstört ist. Mit der Reitbahn stand der Raum *h* durch einen grossen Rundbogen in Verbindung, der jetzt vermauert ist. Die die Reitbahn umgebenden Mauern der umliegenden Schlossgebäude sind noch in einiger Höhe erhalten, so dass auch noch eine Anzahl Fensteröffnungen sichtbar sind; vom südlichen Gebäude ist dies auch bei der gegenüberliegenden Wand der Fall; der östliche Teil liegt aber ganz in Trümmern. Die Formen der Fensterumrahmungen entsprechen der Zeit der Erbauung: Rundstäbe, zumteil sich überschneidend, wechseln mit Hohlkehlen. Sonst sind keine Einzelheiten mehr wahrzunehmen. — Nach der Merianschen Darstellung erscheinen die Gebäude des Hinterortes weniger hoch, als die des Mittelortes; nur das östlich gelegene am meisten nach Süden vorspringende Haus hat eine annähernd gleiche Höhe. Der reichlich zur Verfügung stehende Platz mag wohl von Gebäuden mit mehr als zwei Geschossen gern haben Abstand nehmen lassen.

Die beiden hinter den Gebäuden sichtbaren niedrigen Türme sind jetzt nicht mehr nachzuweisen; der eine könnte allenfalls mit dem oben angeführten Turme *e* identisch sein.

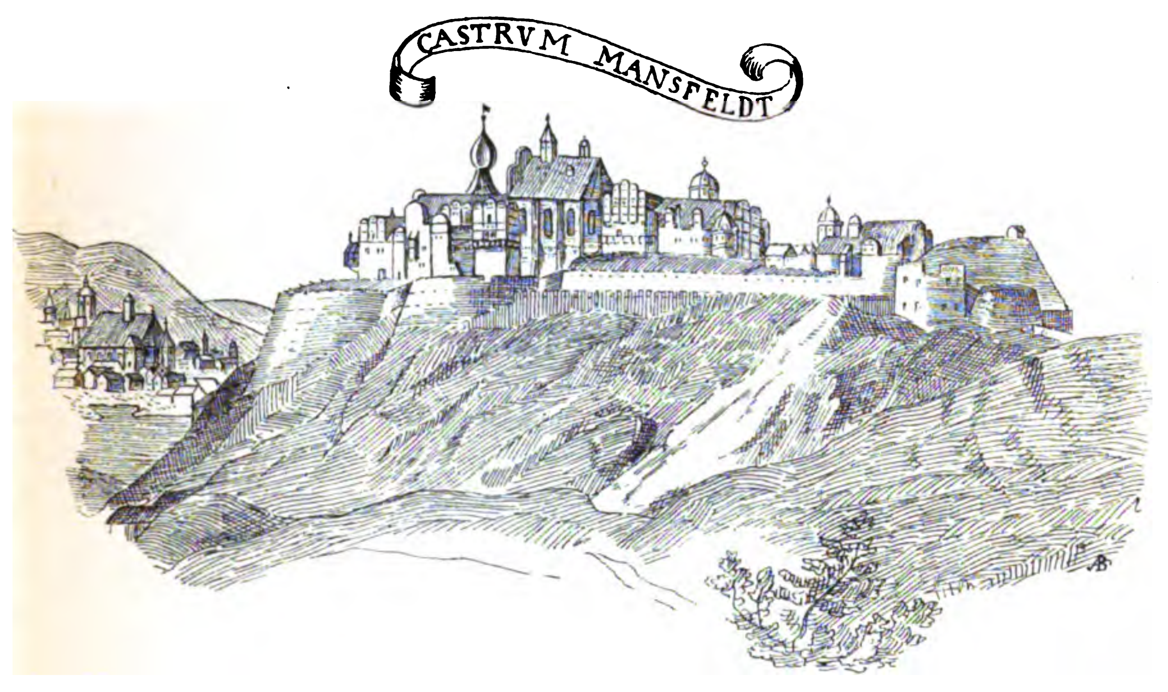
Dieser bedeutende Schlossbau vor der Umwallung der Burg verlangte nun ganz bedeutende eigene Befestigungen, zumal seine Lage einem Angriff von vornherein grösseren Erfolg versprach, als die alten Teile. Denn diese liegen auf einer nach zwei Seiten steil abfallenden Höhe, während der Hinterort nur eine solche Seite hat, noch dazu eine von mässigerer Erhebung, was um so bedenklicher war, als der nahe gegenüberliegende Berg mindestens dieselbe Höhe hat, von ihm aus also die Burg leicht zu beschiessen war.

Die Befestigung der alten Burg bedurfte der künstlichen Werke im Westen und Süden nur in mässiger Ausdehnung, es sind eigentlich nur die Ecken, die stark bewehrt sind; im Südwesten springt die mächtige Bastei, die Mine genannt, weit vor und bewehrt so Süd- und Westseite zugleich. Ihr innerer Durchmesser beträgt etwa 25 m. Ein gleichfalls gewaltiges Werk ist der sog. Fuchs, ein Rundturm, dessen Mauern 3,7 m stark sind und dessen innerer Durchmesser über 10 m beträgt. Fünf Schiessscharten öffnen sich trotzig nach den bedrohten Seiten hin. Mine und Fuchs sind durch eine einfache Mauer miteinander verbunden, wie auch von der Mine ostwärts, die Südfront schirmend, nur eine einfache Mauer bis zum Hinterort sich hinzieht. Die Nord- und Ostseite des Schlosses hat dagegen keinen natürlichen Schutz; die Höhe des Berges bleibt eine geraume Strecke nach Norden und Osten zu dieselbe und fällt dann nur allmählich nach Leimbach und Kloster-Mansfeld zu ab. Hier hatte die Befestigungskunst eine würdige Aufgabe. Mit Vermeidung einer Ecke führte man als Schutz für die beiden alten Schlösser die oben beim Eintritt in das Schloss beschriebenen Gräben und Wälle auf, die sich in der angegebenen Weise nach Südosten in einer Kurve herumziehen. Der äusserste Wall, dem noch ein breiter Graben, also der dritte, vorgelegt war, wurde nun als Bauplatz für den Hinterort ausersehen; was ihm an natürlicher Festigkeit fehlte, musste durch Kunst ersetzt werden, und so entstand das ungeheure Werk an der Ostseite, das nach dem Merianschen Bilde fast alle Gebäude des Schlosses überragt. Es scheint im Wesentlichen ein Erdwerk gewesen zu sein, denn jetzt erkennt man nur schwer noch seine Spuren; nur die die ganze Umgebung unterminierenden bombensichern Gewölbe sind deutlich sichtbare Merkmale von dem kriegerischen Aufwande, den man hier einst gemacht hat. Nach Süden zu ist dem genannten Riesenwerke noch ein anderes vorgelagert, die sogenannte Katze. Dies ist ganz aus Bruchsteinen aufgeführt und hat 20 m im Durchmesser. Etwas zurücktretend schloss sich westlich ein kastellartiges Gebäude an, das auf dem Merianschen Bilde nicht recht sichtbar ist, wohl aber auf einer ebenfalls hier wiedergegebenen Darstellung des Schlosses, die sich auf einem Kupferstichblatte aus dem 17. Jahrhundert findet neben der des Schlosses Seeburg, entworfen von David Hartmann, gestochen von Aeg. Sadeler „S. Caes. M^tis^ sculptor,“ gedruckt von Paul Fürst (Nr. 74 siehe auf S. 133). Das Blatt, eine Verherrlichung des Mansfeldischen Hauses mit dessen Stammbaum enthaltend, ist auch insofern sehr wertvoll, als es zu einem Vergleiche mit dem Merianschen Stiche und somit zur Prüfung beider Gelegenheit giebt. Beide geben das Schloss von derselben Seite und im Wesentlichen übereinstimmend, Beweis, dass beide Zeichner gewissenhaft das, was sie sahen, und zwar unabhängig von einander, wiedergegeben haben.

Wir sind so in der glücklichen Lage, ein leidlich vollständiges Bild einer nur in Trümmern noch vorhandenen grossartigen Burg zu haben, deren Grundplan sich zudem ziemlich genau feststellen und mit dem alten Bilde vergleichen lässt.

Ehe wir die Kirche im Einzelnen betrachten, ist noch des Bildwerkes an den Profangebäuden zu gedenken, das der Zerstörung entgangen ist. Es ist herzlich wenig, aber nicht wertlos. Der Grabplatte des Grafen Albrecht (Nr. 75, siehe auf S. 134), die in den Turm an der Nordseite eingesetzt ist, ist schon

oben gedacht, ebenso des Portales zu dem Turme, der dem Brunnen gegenüber steht. Das Wertvollste aber sind zwei Reliefs in den Bogenfüllungen der beiden Thüren, welche in die ausgedehnten Felsenkeller des Schlosses führen. Auf dem einen, Nr. 76 (siehe auf S. 135), sieht man den Gott Bacchus auf einem Weinfasse sitzen, wie er sich mit einem Gesichte, dessen Ausdruck unverwüstlichen Hang zur Schlemmerei mit gemütlicher Behäbigkeit in köstlicher Darstellung vereinigt, in eine mit der linken Hand gehaltene Schale Wein eingiessen lässt. Die ihm den Labetrunk spenden, sind kleine Putten mit allerliebsten Gesichtern; der eine hält mit Anstrengung den Weinschlauch, dessen Öffnung ein anderer mit wichtiger



Nr. 74.

Miene in die Schale leitet; ein dritter pflückt von einem Weinstocke Trauben. Die Rechte des Gottes greift ebenfalls nach einer Traube, während zwei von den drei kleinen Gesellen, die auch dem Gotte zur Rechten dienen, zwei Weintrauben halten, der dritte aber zu dem Gotte, auf dessen Arm er seine Händchen legt, aufsieht, wie um ihn auf etwas aufmerksam zu machen. Die Mitte des blattgeschmückten Rundstabes, der die Scene umschliesst, wird von einem entsprechend breiten Blattstreifen ausgefüllt mit der Inschrift: BACHVS · DEVS · VINI · Die reizvolle Wirkung des Ganzen wird noch erhöht durch das üppige Epheu, das die schönen Formen des architektonischen Rahmens umspinnt. Etwas derber ist die Scene über der andern Thür, Nr. 77 (siehe auf S. 136). Es sind Landsknechte, die uns hier vorgeführt werden, vier an der Zahl, von denen aber nur noch zwei trunkfest sind. Der eine, in besonders üppiger Tracht mit federgeschmücktem Hute, setzt eben die Holzkanne an den Mund, mit der Linken den einfacher ge-

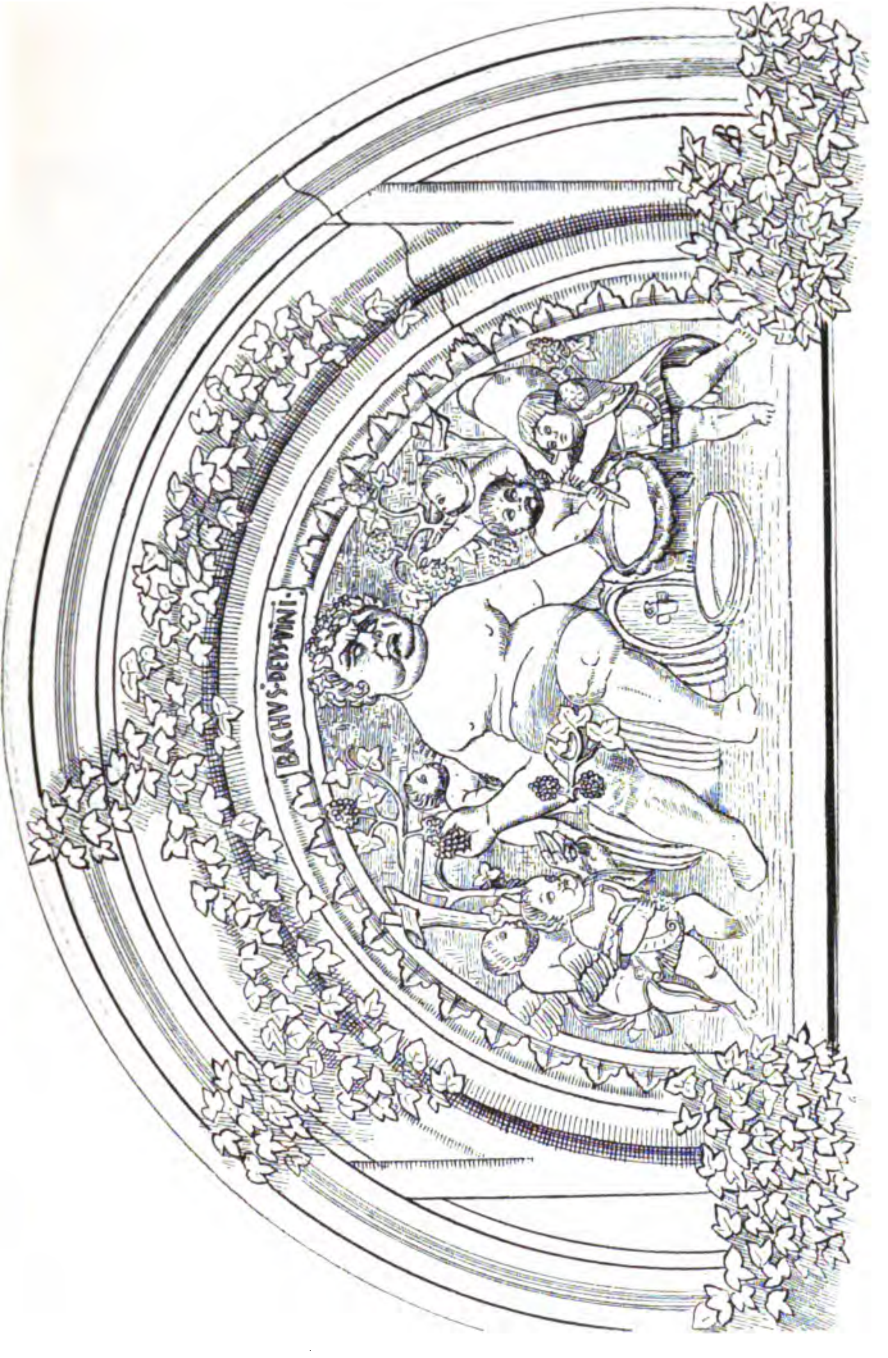
kleideten Kameraden abwehrend, der mit bitterbösem Gesichte, die Unterlippe tief heruntergezogen, mit einer leeren Kanne auf den andern einhaut und mit dem linken Fuss gar ihm einen Tritt versetzt, was alles jenen aber nicht in seinem Behagen zu stören scheint. Die leeren Trinkgefässe, die der Angreifer in den Händen hat, scheinen den Grund seines Zornes anzudeuten. Die beiden andern



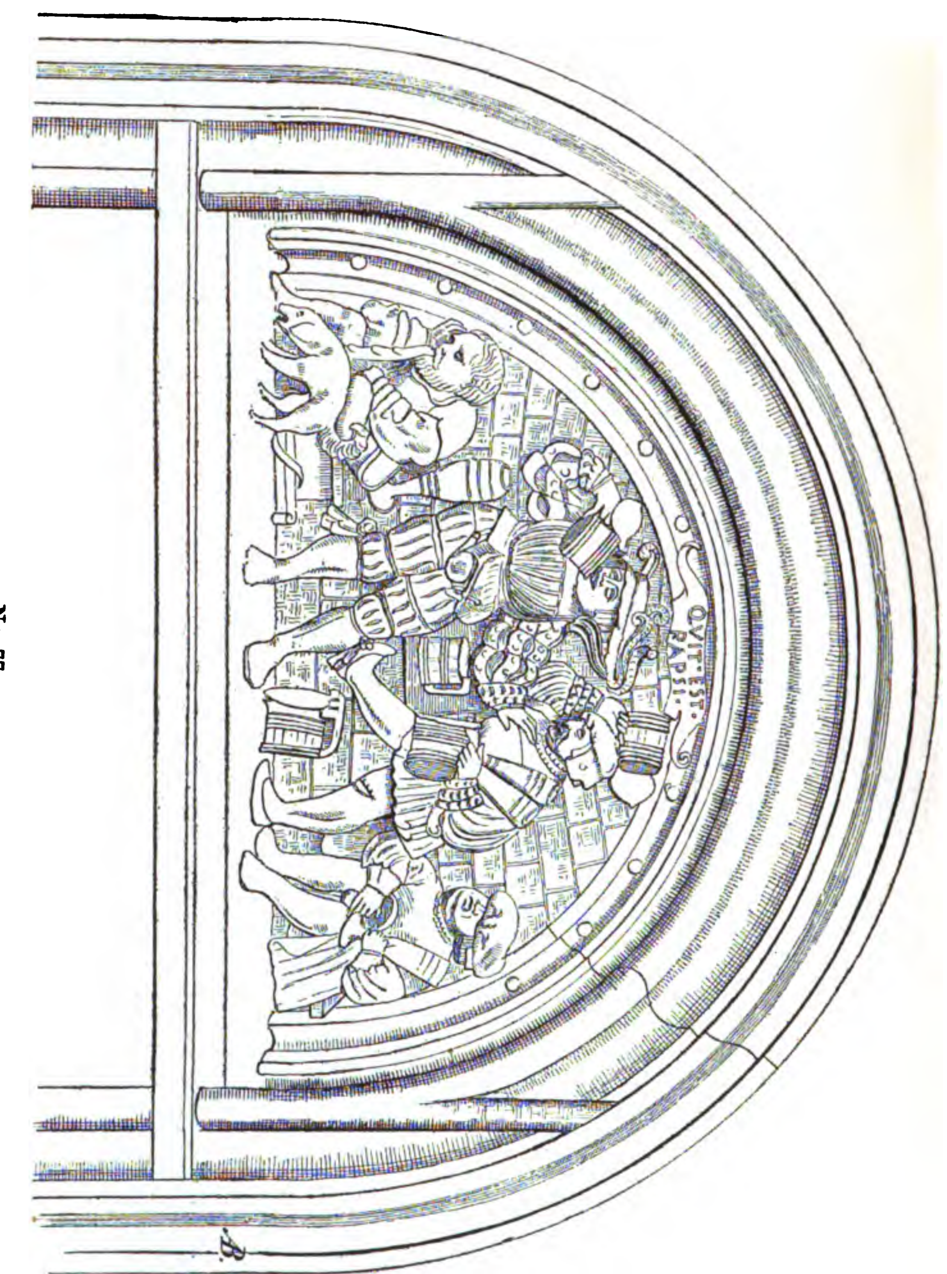
Nr. 75.

Kumpane sind nicht mehr aktionsfähig; der eine schläft seinen Rausch aus, der andere erleichtert sich zur Freude seines, wie es scheint, auch durstigen Hundes. Dem gröberen Stoffe entsprechend ist die Scene auch derber, als die mit dem Weingotte. Auch hier fehlt die Inschrift nicht, die nicht leicht zu deuten ist. Sie lautet: **QVIT · EST · RAPSI ·**[1]) Es mag heissen sollen: Was ist das? Ich

[1]) Man las bisher immer BAPSI und sah darin ein barbarisches Perfectum von bibo Das ist aber unzulässig, schon wegen der Deutlichkeit des R. Zudem hat ja der Trinker noch gar nicht getrunken, sondern will erst trinken. Rapsi ist ein altes Perfekt von rapio (cf. Cic. Legg. *2*, 9, *22*.), das in der Reformationszeit nicht etwa wieder ausgegraben zu sein braucht, sondern nur nach Analogie der Perfekte auf si scherzhaft oder auch aus Unkenntnis gebildet sein kann.



Nr. 76.

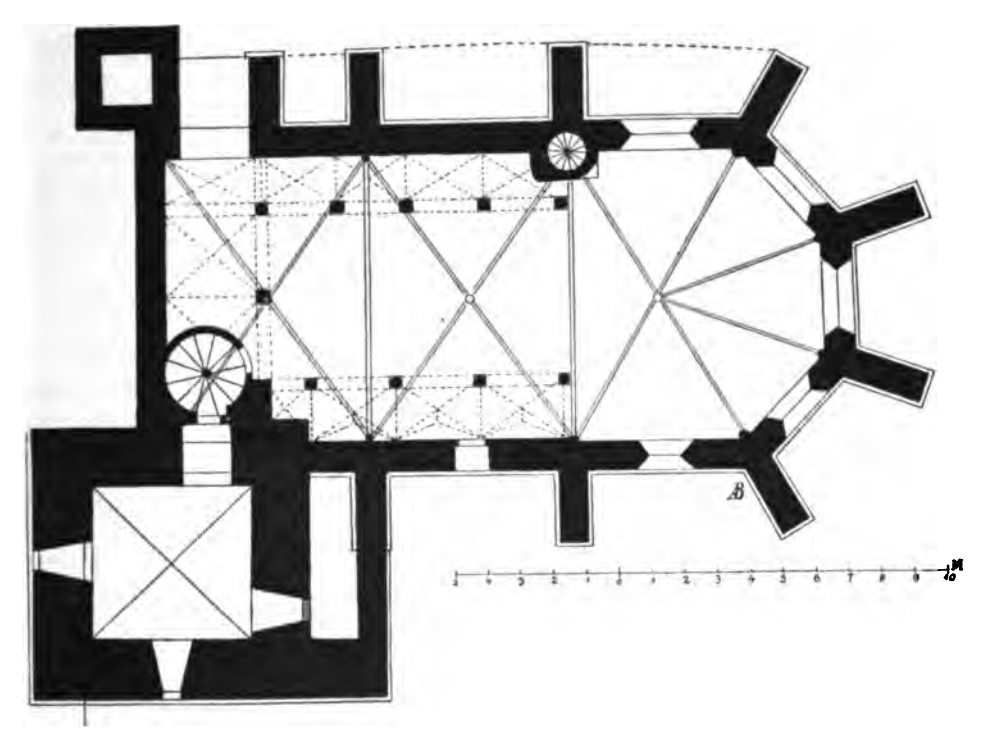


Nr. 77.

hab's erwischt! Es macht den Eindruck, als ob hier ein geflügeltes Wort der Zeit Gegenstand einer besonders launigen Darstellung geworden wäre. An künstlerischer Durchbildung steht dieses Relief dem erst beschriebenen nicht nach.

Was sonst an bildnerischem Schmucke auf dem Schlosse vorhanden ist, enthält

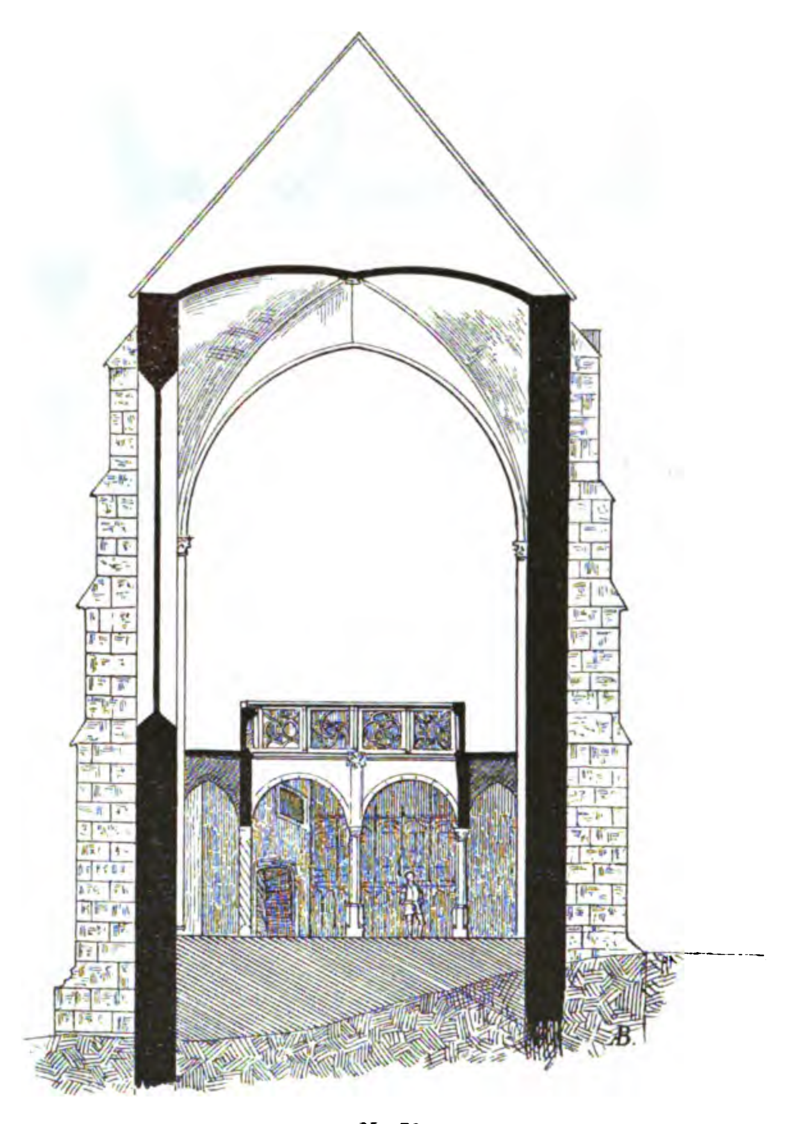
Die Kirche (Nr. 78 und 79).



Nr. 78.

Sie ist ein stolzer, stattlicher Bau gotischen Stiles, der noch frei ist von Ausartungen. Ihre Erbauung muss deshalb noch in das 15. Jahrhundert gesetzt werden, wo sie an die Stelle der schon 1229 bezeugten romanischen Schlosskapelle trat. Sie ist ein einschiffiger, turmloser Bau, der von drei Jochen gerippter Kreuzgewölbe überspannt und dessen Chorschluss aus dem halben Achteck konstruiert ist. Die Gewölberippen setzen auf kapitälgeschmückten Dreiviertelsäulen auf, nur in den beiden Ecken der Westseite kommen sie aus der Wand heraus. Bei einer lichten Breite von 8,59 m im Westen (8,86 im Osten) und einer Scheitelhöhe von 22 m hat die Kirche, zumal da sie einschiffig ist, sehr schlanke Verhältnisse; von der Südseite gesehen erscheint sie sogar übermässig schlank, da der Berg dahin abfällt und deshalb die Grundmauern eine bedeutende Höhe haben. Die Fenster, auf der Südseite zwei, im Chorschluss drei, auf der Nordseite nur eins, haben edles Masswerk, meist Vierpässe, die zwischen die zwei oder drei Spitzbogen eingespannt sind, welche das Stabwerk der zwei- oder dreiteiligen Fenster abschliessen. Die Nordseite gewährt von aussen einen etwas ungewöhnlichen Anblick, nicht nur weil die Wand nur durch ein Fenster belebt wird, das

den östlichen von den drei zwischen den Strebepfeilern liegenden Teilen durchbricht, sondern auch wegen der Bogen, welche zwischen die Strebepfeiler eingespannt sind. Diese erheben sich mit ihrer Bekrönung fast bis an die erste Abschrägung des Pfeilers über dem Sockel; und bilden also überwölbte Nischen von der Tiefe



Nr. 79.

der Strebepfeiler. Eine ähnliche Erscheinung findet sich bei der St. Annenkirche in Eisleben.

Das Innere ist nach und nach mit Stein-Emporen versehen worden, die aber den Gesamteindruck des Ganzen nicht etwa beeinträchtigen, sondern heben, indem sie, geschickt angebracht, die Einfachheit des einschiffigen Baues beleben.

Die Formen der Einzelheiten beweisen, dass die Emporen weder gleichzeitig mit der Kirche, noch miteinander gebaut sind. Die Empore der Südseite erscheint als die ältere; — wie natürlich, da man die Sonnenseite stets vorzog, zumal hier, wo die Nordseite fensterlos ist — wenn auch nicht als die schönere. Hässliche gewundene Säulen tragen ohne Kapitäl in ungeschicktem Übergange die Bogen; der Fussboden der Empore wird von Kreuzgewölben getragen, deren der Wand zugekehrtes Viertel als Teil eines Sterngewölbes erscheint. *[G]* Diese Empore, welche den Namen „der Cavalierstand“ führte, wird bis zur Westwand gereicht haben und muss durch eine Thür vom Schlosse aus zugänglich gewesen sein, die aber nicht mehr nachzuweisen ist. Ein Beweis, dass sie vorhanden war, ist das in die Südwand eingemauerte steinerne Sakramentshäuschen mit der Inschrift: **HOIER GRAF VND HER CZV MANSFELT**, dessen Fuss durch eine bis zur Brüstung der Empore reichende, mit drei Weihekreuzen versehene Altarplatte mit jener verbunden ist. Die ungewöhnliche Wahl dieses Ortes für Sakramentshäuschen und Altar erklärt sich nach der Volksüberlieferung durch die Absicht, dem Kaplan, der in der daranstossenden, durch eine Thür mit der Empore verbundenen Kaplanei wohnte, den Zutritt zur Kirche und die Ausübung seines Amtes zu erleichtern. Laut einer älteren „Historischen Nachricht vom Schlosse Mansfeld“ im Besitze des Ver. f. Gesch. u. Altert. d. Grafsch. Mansfeld (Plümickesche Abteil. der Bibl. II, 20) stand in diesem Sakramentshäuschen ehemals ein hölzernes Marienbild, das einen vergoldeten Zettel mit der Aufschrift: „Ave gratia plena“ in der Hand hielt, während über demselben aussen stand:

Graf · V · H · Z · M · 1519.

Auf dem Altar befand sich nach demselben Berichte (in einem Schreine) das aus dem besten polierten Alabaster gearbeitete Bild Christi mit der Dornenkrone, welches Maria mit thränenden Augen in ihren Armen hielt; darunter war zu lesen:

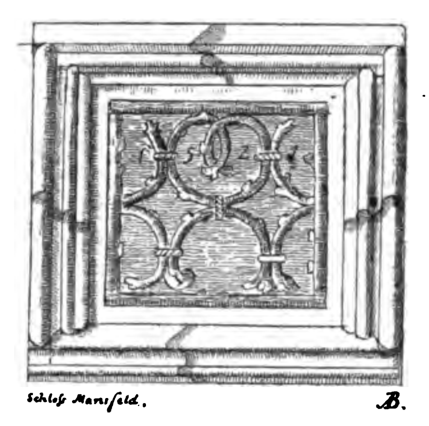
**Non bonitate nostra, sed misericordia
tua, Domine, salvasti nos.**

Dieser kleine Schrein hatte Seitenflügel, die mit Figuren geziert waren. Graf Franz Maximilian von Mansfeld soll an dem Kunstwerke, als er sich einige Zeit auf dem Schlosse aufgehalten, besonderes Gefallen gefunden und es darum mit nach Wien genommen haben.

[B] Die Brüstung zeigt spätgotische Profile und entsprechende Füllungen von geometrisch regelrechter Bildung. Die Abstände der Säulen sind genau gleich.

Als der Raum nicht mehr ausreichte, entschloss man sich zu einer Erweiterung der Emporen und zwar errichtete man zu gleicher Zeit und in gleichen Formen die im Westen und im Norden. Sie ruhen auf achteckigen schlanken Pfeilern von gefälliger Bildung, fünfen an der Nordseite und einem an der Westseite, wo zwei Rundbogen nach beiden Seiten hinüber schwingen. Die Verbindung dieser breiten Westempore mit der alten, südlich ist durch einen schmächtigen Spitzbogen notgedrungen hergestellt. Auf der Nordseite hat man diese unsymmetrische Anordnung nach Möglichkeit vermieden. Die Decke bilden hier reine Kreuzgewölbe. Die Brüstung, die 14 cm höher ist als die alte, zeigt eine

reichere Profilierung, die Füllungen bestehen aus höchst manieriertem Masswerk; nur eine, welche die Verbindung mit dem alten Teil herstellt, ist nicht durchbrochen, sondern hat im Relief ein aus gebogenen Wurzeln zusammengesetztes Ornament und trägt die Zahl 1521. (Siehe Nr. 80.) Der Zugang zu den nun miteinander in Verbindung stehenden Emporen war von drei Seiten möglich, durch eine in der Südwestecke angebrachte reiche spätgotische sehr bequeme Wendeltreppe, ferner durch eine engere, die zur nördl. Empore führt; beide sind noch völlig im Stande. Der dritte Zugang geschah vom Schlosshofe aus, also wohl unmittelbar von dem jetzt nicht mehr vorhandenen hohen Hause her vermittelst



Nr. 80.

eines wahrscheinlich verdeckten Ganges. Er führte in gleicher Höhe mit der Empore zu dieser durch eine Thür, die sich über dem jetzt allein den Zutritt zur Kirche erschliessenden Portal an der Nordseite befindet (siehe Nr. 78), jetzt aber keinen Zweck mehr hat, ja geradezu gefährlich ist, da man aus der Thür unerwartet auf eine brüstungslose Plattform tritt. Welcher Zugang in dem Teilungsvertrage von 1495 gemeint ist mit den Worten: „eynen freygen Ingang vber das gewolbe neben dem hochen Hawsse in die kirche,“ steht dahin, da die folgenden Worte: doch das darmitte dem hohen Hawsse seine fenster vnd liecht nicht benomen werden“ hierüber keinen Aufschluss geben. Früher war auch von Süden her eine Thür zugänglich, die jetzt aber von aussen vermauert ist. (S. Grundriss.) *[GB]* An dieser Seite schliesst sich an die Kirche ein geräumiger, gewölbter Raum an, der die Sakristei oder das in Dr. Luthers Vertrag erwähnte, als Archiv des gräflichen Gesamthauses dienende „gewelbe bei der kirchen vffen Schloss Mansfeldt“ gewesen sein wird. Es sind jedoch zwei Räume zu unterscheiden; denn aus diesem eben beschriebenen Gewölbe führt ein mit gotischem Masswerk versehenes, jetzt an seiner Aussenöffnung vermauertes Fenster zu einem östlichen Nebenraum, der keinen Zugang hat. Hiernach muss an die „Sakristei“ erst später dieser Raum angebaut sein, da sonst das Fenster, zumal in seiner deutlich erkennbaren Gestalt, keinen Zweck hätte. Die Wand ist 1,50 m stark, ohne das Masswerk; die ganze Wand also wohl 1,85 m, gleich der gegenüberliegenden. Jetzt dient der Raum einer stummen Schar zum Aufenthalt, nämlich einer grossen Zahl grosser Holzfiguren, von denen weiter unten die Rede sein wird.

[B] Die Kirche ist an bildnerischem Schmucke nicht arm. Den Altar schmückt ein Schrein, dessen aufgeklappte Thüren mit dem Hauptfelde und der Predella vier Gemälde tragen, die von Wert sind. Das Hauptfeld (Nr. 81) zeigt die Kreuzigung Christi und der beiden Schächer, von denen der eine nackt ist, während der andere, wohl nicht ohne Absicht, einen völlig angekleideten Mann in der Tracht eines zeitgenössischen Edelmanns darstellt, vielleicht ist es ein Graf von Mansfeld. Die Figur Christi ist nicht besonders glücklich in der Zeichnung, wohl aber die meisten andern. Am Fusse des Kreuzes stehen, sitzen oder knien fünf trauernde und wehklagende Frauen, alles schön bewegte edle Gestalten, vor allem die das Kreuz umfassende, die wohl Maria sein soll; doch würde man auf ihrem Gesichte mehr Schmerz und Teilnahme erwarten. Es mag hier dem Maler daran gelegen haben, ein ihm besonders liebes Gesicht in ungetrübter Schönheit an hervorragender Stelle zu verewigen; denn alle andern Gestalten zeigen tiefere Empfindung. Störend ist jedoch das Vorherrschen von Rot und Hellbraun in den Gesichtern, wie des rot-blonden Haars, so dass der Gesamteindruck der Farbengebung nicht befriedigt. Rechts stehen einige Krieger im Hintergrunde und, schmerzvoll aufwärts schauend, Johannes; ein Knabe, einen Hund (oder ein Lamm?) umfassend, voll kindlicher Anmut hinter ihm. Sehr anziehend sind auch die das Kreuz umschwebenden klagenden Engelchen. Die Behandlung des Fleisches bei allen diesen Figuren ist geschickt und zart. Es ist in dieser Hinsicht eines Kranach nicht unwürdig, dem man das Gemälde nach alter Überlieferung zuschreibt.[1]) Diesem Bilde ebenbürtig



Nr. 81.

[1]) *[G]* S. Zeitschr. des Harzvereins II, 3, S. 102 und 103 und handschriftl. Aufzeichnungen in der Bibl. des Ver. für Geschichte und Altert. der Grafsch. Mansfeld II, 20. Diese Überlieferung findet aber auch Bestätigung durch das Gemälde selbst. Denn in der oberen linken Ecke des linken Flügels (vom Beschauer aus gesehen) sind zwei Drachen mit Fledermausflügeln, bekanntlich das Wappenbild der Kranache, zu sehen, deren einer grösser ist als der andere. (Vgl. Nr. 82 rechts.) Aus diesem Umstande und aus dem doppelten Vorkommen des Kranachschen Künstlerzeichens darf man vielleicht den Schluss ziehen, dass Lucas Kranach Vater und Sohn an dem Gemälde gearbeitet haben. Wäre übrigens wirklich die schöne

ist die die Predella schmückende Grablegung. Besonders bedeutend ist das Gesicht Josephs. Die weibliche Figur mit Goldschmuck (rechts hinter Maria), die auch auf dem Hauptbilde sich findet (links hinter Maria), soll ein Porträt der Gräfin Agnes von Mansfeld, der „schönen Mansfelderin“ sein, bekannt aus der Ehegeschichte des Truchsess von Waldburg, Erzbischofs von Köln.

Der aufgeklappte linke Flügel zeigt die Höllenfahrt Christi, der rechte die Auferstehung, die beide nicht so bedeutend sind wie das Mittelbild.

Da während des 30 jährigen Krieges die oft beschädigte Kirche, in welcher nur selten Gottesdienst gehalten wurde, lange ohne Fenster gestanden haben soll, so kann es nicht befremden, dass Wind und Regen das Gemälde erheblich beschädigt haben.

Den grössten Schmuck der Kirche bildet jedoch ein holzgeschnitztes Sakramentshäuschen aus der Blütezeit der Renaissance (siehe Nr. 82 auf S. 143), das an der Nordostwand des Altarraumes aufgestellt ist. Auf einem steinernen Unterbau erhebt sich das Ganze, beginnend mit drei einfach eingerahmten Feldern, die wahrscheinlich meist alle mit Reliefs ausgefüllt waren. Jetzt trägt ein solches nur das linke Feld, die Geisselung Christi darstellend, der eine Säule umfasst. Nun steigt reich und zierlich, aber ohne Überladung der Hauptteil empor, den drei unteren Feldern entsprechend. Vier schlanke kostbar verzierte ganze Säulen, von denen zwei die drei Felder voneinander trennen, tragen, auf Konsolen ruhend, zwischen denen die Flächen auch mit Ornamenten bedeckt sind, auf korinthischen Kapitälen ein verkröpftes Gebälk. Von den sechs Feldern, in welche die Holzwand geteilt ist, sind die drei oberen nur halb so hoch als die drei unteren, die auch allein weiteren Schmuck tragen. Das mittlere Feld ist die Sakramentsnische, geschlossen durch eine reichumrahmte Thür mit der Kreuzigung Christi. Die halbrunden mit Muscheln gedeckten Seitennischen sind leer, waren aber wohl bestimmt, Rundfiguren aufzunehmen. Es folgt nun ein halb so hoher, auch mit vortretenden Säulen geschmückter Aufsatz, dessen Mittelfeld das Querfurt-Mansfelder Wappen enthält. Das dazu gehörige abschliessende Hauptgesims ruht auf Konsolen. Die folgenden Teile sind in architektonischer Hinsicht keine organische Fortsetzung des Hauptwerkes, zeigen auch sehr minderwertige Arbeit, vervollständigen aber mit ihren vier Reliefs den Kreis der Darstellungen. Die unteren beiden stellen die Auferstehung Christi und die Rettung aus dem Höllenschlunde dar. Über beiden steht ein grösseres Relief mit der Himmelfahrt und nach diesen, das Ganze abschliessend, die Ausgiessung des heiligen Geistes.

[G] Die auf dem Schlosse und in der Umgegend verbreitete Überlieferung, die kunstvolle Schnitzerei sei das Werk eines zum Tode verurteilten Schäfers, der sich durch dasselbe das Leben erwirkt habe, ist unglaubwürdig, denn so viel Kunstverständnis und feiner Geschmack, wie hier zu Tage treten, sind keinem naturwüchsigen Künstler zuzutrauen.

[GB] Das Gegenstück auf der Südostseite ist ein ebenso wertvolles Steinbildwerk, das Grabdenkmal des Grafen Günther von Mansfeld-Vorderort (Nr. 83 s. S. 144);

Mansfelderin“ in einer der am Kreuze stehenden weiblichen Figuren dargestellt, so könnte das Bild, da sie erst nach Lucas Kranachs des Älteren Tode († 1553) geboren ist, nur von Lucas Kranach dem Jüngeren († 1586) herrühren.



Nr. 82.

alle sechs grossen Figuren sind von vortrefflicher Durchbildung; der rechts vom Kreuze, Maria gegenüber kniende Ritter, dessen Wappenschild neben ihm angebracht ist, ist jedesfalls die Porträtfigur des Grafen Günther, auf den die Inschrift hinweist. Sie lautet:



Nr. 83.

NACH · CHRISTI · VNSERS · HERN · GEBVRT · M · D · XXVI ·
DONERSTAGS · NACH · DEM · TAGE · DER · HEIMSVCHVNG ·
MARIE · IST · DER · EDLE · VND · WOLGEBORN · HERRE ·
GVNTHER · GRAFF · VND · HERRE · ZCV · MANSFELDT ·
IN · GOTT · VORSCHIEDEN · DEM · GOT · GNAD ·

Der Taufstein ist ein schönes, spätgotisches Werk (siehe Nr. 84). Er trägt die Jahreszahl 1522.



Nr. 84.

[G] An der Nordseite der Kirche erblickt man ein kleines Steinbildwerk aus mürbem, grauem Sandstein, eine barhäuptige, bartlose Mannsfigur mit gelocktem Haar, gefalteten Händen und langem, faltigem Gewande darstellend. Von der Umschrift in gotischen Minuskeln lassen sich die Worte

her mattis lormh'd

noch erkennen, doch ist gerade der letzte Name wegen der Undeutlichkeit der Züge unsicher. Darüber befindet sich eine Sakramentsnische, an deren linkem Gewände eine weibliche Figur mit wallendem Haar (im Netz?) kniete. Unter derselben ist in gotischer Minuskel noch der Beginn der Jahresangabe

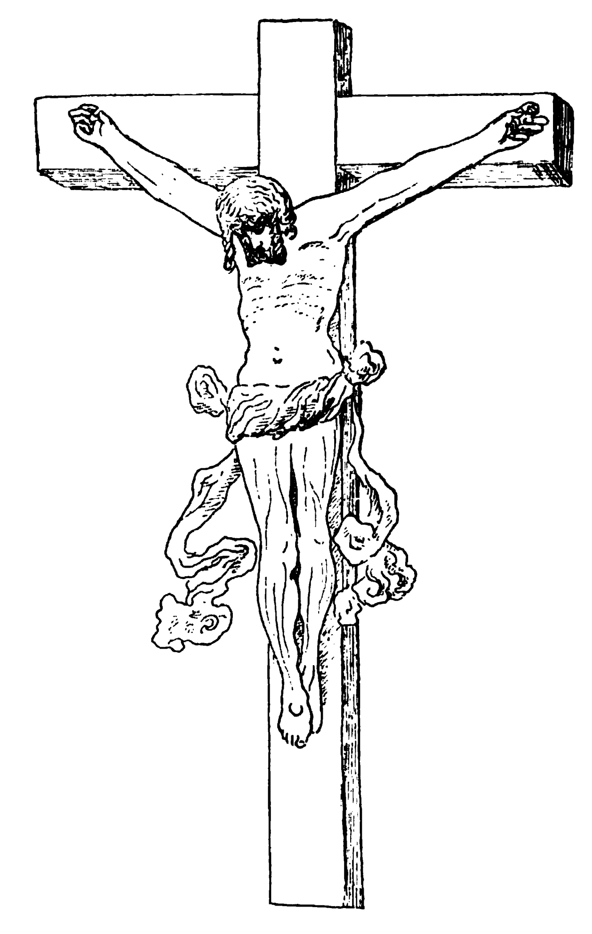
anno ꝛ d....,

nicht aber die Jahreszahl selbst mehr genau zu erkennen. Noch weiter darüber erblickt man auf einer Konsole unter einem Baldachin aus rotem Sandstein den h. Laurentius, bartlos, in langem, faltigem Gewande, in der Linken ein Buch, in der Rechten den herabhängenden Rost haltend. Unter einem andern Baldachin ist ein Abendmahl in Stein dargestellt, bei welchem Jesus dem Judas den Bissen in den Mund steckt.

[B] Schliesslich sind noch die sonderbaren Chorschranken zu erwähnen, die durch ein rohes, schmiedeeisernes Gitter von schräg gekreuzten Stäben gebildet werden. Nur seine Bekrönung zeigt Schmuckwerk in Gestalt von durchbrochenen, aus Eisenblech geschnittenen Wappen und Arabesken, die mit jenen abwechseln. Auch die Kanzel ist aus solchen Eisenstangen zusammengesetzt und mit den Schranken wie ein Lettner unmittelbar verbunden. Luther soll hier öfter gepredigt haben.

Im Altarraum sieht man noch vier steinerne Säulen aus der Barockzeit, die mit der Kirche nichts zu thun haben. Die Sage, dass irgend ein Graf v. Mansfeld sie aus dem heiligen Lande mitgebracht habe, entbehrt sicher jedes geschichtlichen Hintergrundes.

In dem schon oben erwähnten südwestlichen Nebenraume ist eine Menge überlebensgrosser hölzerner Heiligenbilder in wirrem Durcheinander aufgestellt. Die Figuren stammen aus verschiedener Zeit und von verschiedenen Werken. Bemerkenswert sind einige in kolossaler Grösse ausgeführte weibliche Figuren.



Nr. 85.

Sie sind schlank und edel und zeigen aristokratische Gesichter von wenig kirchlichem Aussehen; Gesichter und Haltung zeigen eine zierliche Eleganz, die in dieser Hinsicht noch nichts allzu Gesuchtes hat. Die Kleidung dieser Jungfrauen ist übrigens aus grober, mit Gips überzogener Leinwand hergestellt. Diese Figuren gehören wahrscheinlich dem Ende des 17. Jahrhunderts an. Sie haben wohl ohne Zweifel einem mächtigen Altarwerke angehört, können aber auf Kunstwert keinen Anspruch machen. Eine Ausnahme bildet nur der Crucifixus, Nr. 85,

weit über Lebensgrösse. (Vom Nacken bis zu den Fussspitzen misst die Figur 2,10 m.) Diese Gestalt des Gekreuzigten ist von grosser Wirkung; das Haupt ist tief gesenkt, so dass das schmerzverzogene Gesicht von unten auf unverkürzt zu sehen ist, die Brust eingesunken, die Finger krümmen sich krampfhaft, ebenso die Zehen der Füsse; die Adern der Beine sind dick geschwollen. Wenn auch die Ausführung eine derbe ist, so verfehlt der Realismus der Darstellung nicht, einen bedeutenden Eindruck zu hinterlassen. Das an der Westseite der Kirche aufgestellte schön geschnitzte Gestühl ist ein tüchtiges neues Werk von dem Kunsttischler Schalck in Thal-Mansfeld.

[G] Erwähnung verdient auch noch eine in der linken Wand des Portalgewändes eingemauerte Gusseisenplatte, welche die Geschichte des reichen Mannes und des armen Lazarus darstellt. Der reiche Mann sitzt, ein federgeschmücktes Barett auf dem Haupte tragend, mit mehreren Gästen an reich besetzter Tafel. Am Fusse der Treppe, die zu dem Balkon hinaufführt, auf welchem die Tafel hergerichtet ist, sitzt Lazarus, dem zwei Hunde die Schwären an seinen Beinen lecken, während der Haushofmeister den seinen Hut oder eine Schüssel ihm entgegenstreckenden Lazarus mit erhobenem Stocke zu vertreiben sich anschickt. In der Ecke links fassen zwei Engel den gestorbenen Lazarus an, um ihn in Abrahams Schoss zu tragen; in der Ecke rechts sitzt der Reiche in der Qual züngelnder Flammen. In einer darunter sich hinziehenden Arabeskenleiste erblickt man die Jahreszahl

1557 (1557).

(Thal-) Mansfeld.[1]

[G] Eine kleine Stadt, wie das Schloss etwa 7 km von Hettstedt gelegen, am Fusse desselben auf einem ihm gegenüberliegenden, aber erheblich niedrigeren Abhange erbaut, mit 1784: 1033; 1871: 1655; 1880: 2111; 1890: 2745 Einwohnern, ist klein, eng und hat ansteigende Strassen. Wie es jedesfalls der jüngste (1400 zum ersten Mal ausdrücklich als vallis Mansfelt bezeichnete, aber sicher viel früher schon vorhandene) Ort des Namens Mansfeld ist, was sich schon daraus ergiebt, dass es gar keine eigene Flur hat, indem fast sämtliche Äcker und Wiesen unter die Gerichte der benachbarten Ämter gehörten, so hat es niemals, obwohl es ziemlich früh Stadtrecht erhalten haben mag, eine einigermassen bedeutende Rolle gespielt, auch — wenn man von dem Aufenthalte Luthers und seiner Eltern hierselbst absieht — niemals eine geschichtliche Bedeutung erlangt.

Da die stattliche Ortskirche spätestens im 13. Jahrh. gegründet worden ist, so erhellt schon hieraus, dass der Ort selbst erheblich älter sein muss. Das älteste Siegel des Fleckens geht mindestens bis zum Jahre 1538 zurück, da ein Abdruck desselben einer Urkunde aus diesem Jahre, welche im Archiv zu Wernigerode aufbewahrt wird, angehängt ist, kann aber noch viel älter sein. Es enthält neben dem Bilde des h. Georg, des Drachentöters, die Minuskelinschrift:

s · vnten · in · dem · tael · zw · mansfelt,

ist also, wie sich schon aus der Schriftart ergiebt, ohne Zweifel erheblich älter,

[1] Vgl. hierzu das Büchlein von Krumhaar, Versuch einer Geschichte von Schloss und Stadt Mansfeld. Mansfeld, F. Hohenstein, 1869.

als ein anderes, welches in Lapidar-Majuskeln die Inschrift:

S · VNTEN · IN · DEM · TAL · ZV · MANSFELT.

samt der Jahreszahl 1539 trägt.

Der heilige Georg ist nicht nur der Schutzpatron der Grafen von Mansfeld und ihrer Grafschaft, was nicht befremden kann, da eine Ortssage sogar behauptet, derselbe sei ein geborener Graf von Mansfeld gewesen, sondern auch der Schutzherr von Mansfeld im Thal und der Hauptpfarrkirche daselbst. Darum findet er sich nicht nur in dem Siegel der Stadt, sondern auch auf vielen Münzen der Grafen. Luther hielt die Darstellung des heiligen Drachentöters ihres tiefen Sinnes wegen in hohen Ehren.

Wann der Flecken im Thal Stadtrecht erlangt hat, ist nicht festgestellt. Im Anfang des 15. Jahrhunderts war er aber bereits eine Stadt, da 1408 bereits Stadtmauern, bezw. ein Turm erwähnt werden. Doch betrug die Zahl der Türme nach einem Berichte vom Jahre 1724 vier, die aber schon damals nicht mehr vorhanden oder verfallen waren. Auf dem Merianschen Bilde sieht man deren zwei, auf dem Hartmannschen (Nr. 74) noch vier, zwei links von der Kirche und zwei rechts. Die Stadt war in vier Viertel eingeteilt, nämlich: das Stadtviertel, das Unterthalviertel, das Teichviertel und das Neumarktsviertel. Schon diese Namen deuten auf allmähliches Wachstum der Stadt, im besonderen aber darauf hin, dass die Stadt ursprünglich nur aus dem Stadtviertel bestanden haben kann. Dieses, als die eigentliche Stadt, hatte darum auch vier Thore mit vier Türmen und eine Pforte. Die Thore hiessen: das Oberthor, das Neu- oder Hundegassenthor, das Rabenthor und das Unterthor. Die nach dem Wasserberge zu gelegene Pforte hiess die Wasserpforte.

Die städtischen Angelegenheiten leitete ein Ratskollegium, bestehend aus drei Schultheissen und neun Rats- oder Thalherren samt einem Stadtschreiber. Je ein Schultheiss und drei Ratsherren bildeten ein Ratsmittel. Jährlich wechselte die Regierung unter den drei Mitteln. Dasjenige Mittel, welches am Regiment war, hiess das regierende Mittel oder der sitzende Rat. Die Ratsmänner oder Thalherren wurden jedoch auch Kellerherren genannt, weil sie auf dem Ratskeller ihre Sitzungen abhielten. Dem Ratskollegium oder Rate gegenüber nahmen „Vier von der Gemeinde“ (anderswo Vierherren oder Viertelsmeister genannt) die Rechte der Bürgerschaft wahr. Als ein Mitglied dieser letzteren Körperschaft, die etwa dem Kollegium unserer heutigen Stadtverordneten entspricht, erscheint im Jahre 1491 Hans Luther, Martin Luthers Vater, in einer Urkunde.

Abgesehen vom Bergbau bildete das Bierbrauen eine Hauptnahrungsquelle der Stadt, an welche durch den „Bierzwang“ folgende zwölf Dörfer gewiesen waren: Kloster-Mansfeld, Annarode, Wimmelrode, Gorenzen, Piscaborn, Gräfenstuhl, Vatterode, Biesenrode, Blumerode, Ziegelrode und Möllendorf. Am 18. Juli 1586 wurde die Stadt von den Grafen von Mansfeld mit zwei offenen Jahrmärkten und einem Viehmarkte begabt. Die im Jahrhundert der Reformation infolge des zunehmenden Bergbaues zu beträchtlicher Blüte gelangte Stadt litt im dreissigjährigen Kriege ausserordentlich, denn während desselben sollen in ihr 200 Häuser völlig zerstört worden sein. Diese Schicksale und öftere Brände sind der Grund, warum nur wenig ältere, merkwürdige Baudenkmäler in der kleinen Stadt zu finden sind, denn auch das Rathaus ist unansehnlich und aus neuerer Zeit.

So verdienen denn eigentlich nur diejenigen Gebäude eine ernstliche Beachtung, die durch ihre Beziehung zu Luther geweiht sind, das sind: das Haus, in dem er seine Kindheit verlebte, also Luthers Vaterhaus; ferner die Schule, in der er bis zu seinem 14. Lebensjahre unterrichtet worden ist, und endlich die Kirche, in der er zuerst dem Gottesdienste beigewohnt hat.

In der Hauptstrasse der Stadt, nicht fern von der Kirche, steht ein zu einem Wohnhause (jetziger Besitzer Kaufmann Winter) ehemals gehöriges Nebengebäude, dessen Pforte ein Rundbogen von rotem Sandstein überdeckt. Darauf erblickt man die zuletzt kaum noch zu erkennende, nunmehr aber durch eine Neubearbeitung wieder deutlicher gemachte Inschrift:

J. L.
1530.

mit dem Wappen der Lutherfamilie (Rosen und Armbrustflügel). Hier stand Hans Luthers (des Vaters des Reformators) Haus, also Martin Luthers Vaterhaus. Nach Hansens Tode († 1530) übernahm es Jakob Luther, worauf obige Inschrift hindeutet, und Jakobs Nachkommen haben es dann anscheinend nur bis in den Beginn des 17. Jahrhunderts besessen. Es war ein ansehnliches, zweistöckiges Gebäude mit einem kleinem Anbau. Ein späterer Besitzer aber, Stadtrichter Honigmann, brach nach 1805 die grössere Hälfte des Hauses ab, baute das neue Wohnhaus da auf, wo früher die Scheune gestanden, und liess nur den Anbau mit dem vorerwähnten Rundbogen stehen. Dass hier wirklich Hans Luthers Haus gewesen ist, ergiebt sich daraus, dass ein Erbenzins, den Jakob Luther, des Reformators Bruder, an die Pfarre zu Vatterode zu zahlen hatte, bestehend aus vier Hühnern und vier alten Pfennigen, „von zweien Häusern, so er in Eins gebracht," bis auf unsere Zeit nebst einem Fixlehen von zwei Goldgulden (1 Rthlr. 8 Grsch.) von dem jedesmaligen Besitzer entrichtet und erst 1881 abgelöst worden ist. Im Jahre 1880 erwarb eine Anzahl Lutherfreunde den historisch merkwürdigen Anbau, liess mit möglichster Schonung des Alten ihn wiederherstellen und übereignete denselben im Jahre 1889 der Kirchgemeinde Mansfeld. Das Lutherhaus dient seit 1883 als Diakonissenstation und enthält in einem seiner Zimmer auch eine kleine Altertümersammlung.

Eine zweite Lutherstätte in Thal-Mansfeld ist die nach ihrem berühmtesten Schüler genannte Luther-Schule. Der untere Stock derselben ist aus Luthers Zeiten bis auf den heutigen Tag erhalten. Über dem altertümlichen Eingange derselben steht das Bild des heiligen Georg, des Schutzpatrons der Stadt und der Grafschaft, mit der Inschrift:

Ceu Troianus equus pugnaces ventre cohortes
Edidit, edoctos sic schola docta viros.
Tu plures nobis, Mannorum eques, ede Lutheros,
Et surgent Christo plura trophaea duci.

zu deutsch:

Wie das trojanische Ross gebar kampflustige Scharen,
So die Schule des Orts manche Gelehrte von Ruf.
Du gieb uns der Luther noch mehr, o Ritter von Mansfeld;
Mehr dann der Siege erringt Christi begeisterte Schar.

An dem innern Gewänd des Thürbogens steht in mannigfach verkehrter röm. Majuskel der Name Jacobus Richter . I. D. I. O, in folgender Gestalt:

IACOBAS ЯICHTEЯ IDIO.

Die Bedeutung der letzten vier Buchstaben ist dunkel.

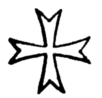
In dieser Schule hat nach des Matthesius Zeugnis Luther den Glauben, die zehn Gebote und die Anfangsgründe des Lateinischen erlernt, auch im Gesange von Psalmen sich fleissig geübt. Im Jahre 1839 ist dem bis dahin wenig beachteten Hause auf Anregung des Bischofs Dräsecke vom König Friedrich Wilhelm III. der Name Lutherschule beigelegt und in neuerer Zeit (1880) auf einem früher zur Oberpfarre gehörigen Gartengrundstücke eine geräumigere Schule daneben erbaut worden, über deren Eingangsthür die Inschrift steht:

Lutherschule 1886.

und darunter das Lutherwort:

„Ich befehle euch das junge Volk, dass ihr's nicht ärgert,
sondern wohl ziehet, denn es ist Gott viel an ihnen gelegen.

Oberhalb der Lutherschule liegt an der Siebigeröder Strasse das Siechenhaus S. Johannis, im 16. Jahrhundert erbaut, wie das auf (durch Bogen verbundenen) Konsolen ruhende Obergeschoss bekundet. Es soll ein Siechenhaus des Johanniter-Ordens gewesen sein, wofür spricht, dass die Vorderseite mit dem Johanniterkreuz geschmückt ist in folgender Form:



Gleich daran stösst weiter aufwärts das S. Georgenhospital, dessen Vorderseite folgende Inschrift trägt:

S · GEORGEN
HOS
PITAL
IST ERBAVET
ANNO
1540.

Seitwärts steht:

Anno 1540
ist dieser (!) Hospital erbauet
und mit armen Leuten besetzet,

Anno 1746
renoviret worden.

Eine zweite Renovierung bekundet die Inschrift:

Renovirt
Anno
1791.

Fast in der Mitte der Stadt, nicht sehr fern von Luthers Vaterhaus, liegt die dem h. Georg gewidmete Mansfelder Stadtkirche, in der der

Reformator zuerst gesungen und gebetet und das Wort Gottes gehört hat.[1]) Ihr Alter reicht sicher in das 13. Jahrhundert hinauf, wenn auch ein bedeutender Umbau im Jahre 1497 vorgenommen worden ist, den eine Inschrift zur Seite des zwischen zwei Aussenpfeilern der Nordseite gelegenen grossen Portals mit überkreuzenden Stäben, welches durch ein reich geripptes Kreuzgewölbe und Pultdach überdeckt ist, bekundet. Die Thürbogenfüllung zeigt den h. Georg, wie er den Drachen bekämpft. Die Speerspitze ist aber nicht gegen diesen gerichtet, hat vielmehr wagerechte Haltung. In der oberen Ecke links sitzt die bedrohte Jungfrau, in der Ecke rechts erblickt man ein Schloss, auf dessem Altane drei Personen, deren mittlere die Mutter der Jungfrau zu sein scheint, dem Vorgange zusehen. Die schon ziemlich stark verwitterte Inschrift in gotischer Minuskel lautet:

Anno ∼ dni ∼ m° ccc
lxxxxvii ∼ domīca · añ
(te) lau re ∼ ncii.

Die folgenden Worte sind nicht mehr zu erkennen.

Der bezeichnete Tag ist der Sonntag vor dem Laurentiustage, d. h. der 10. August des Jahres 1497. Letztere Zahl dürfte die richtige sein, da die beiden Glocken ebendieselbe tragen, obwohl die Inschrift nur drei ccc zeigt.

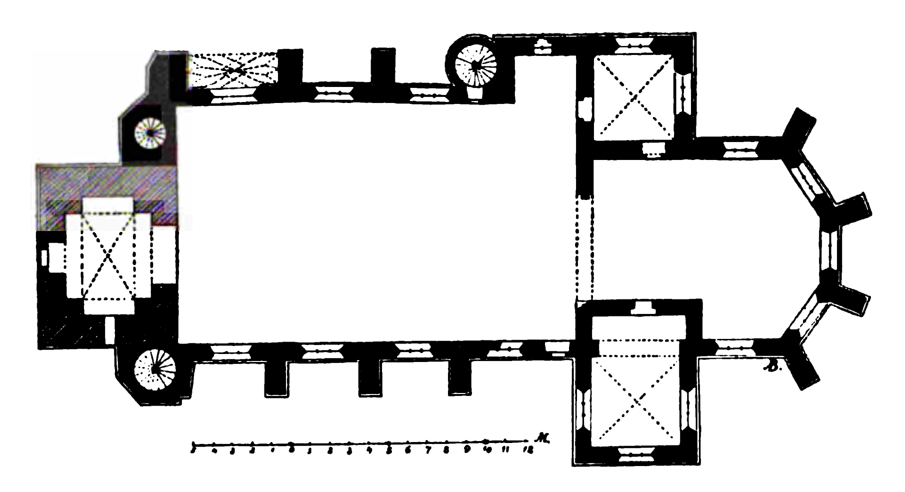
Eine am westlichen Eingange befindliche Inschrift, welche lautet:

TEMPLUM HOC RENOVATUM EST ANNO 1616.

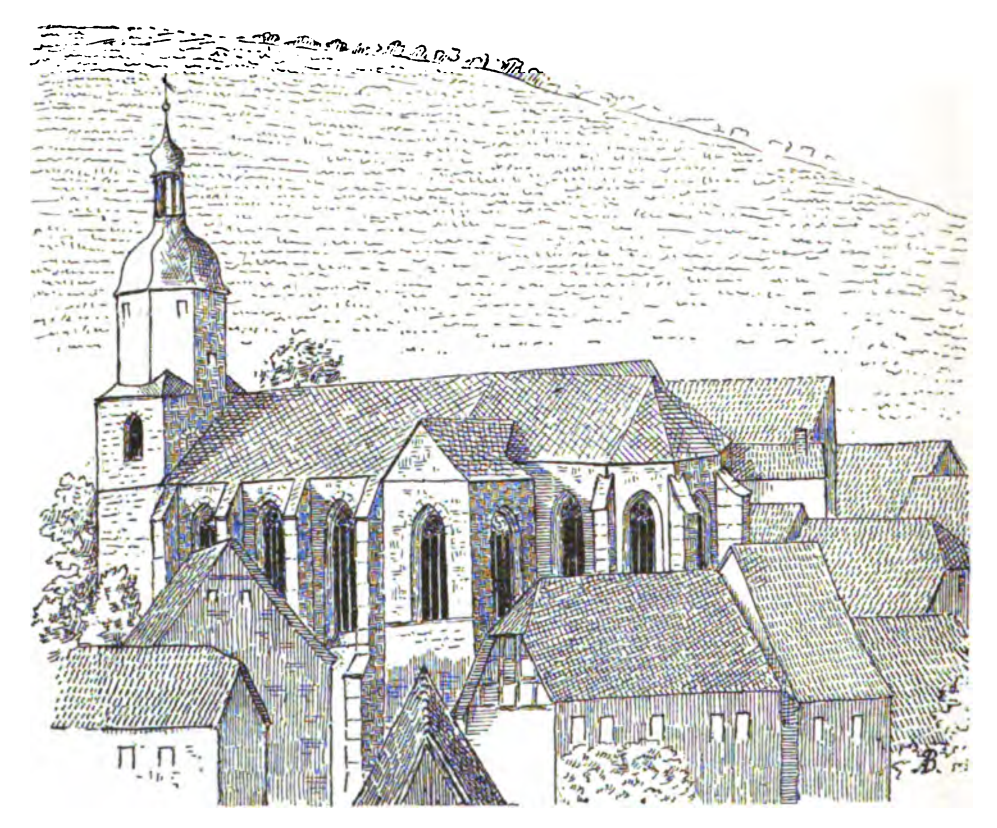
besagt, dass die Kirche im Jahre 1616 erneuert worden. Der Grundriss derselben, welchen Nr. 86 auf S. 152 zeigt, ist etwas unregelmässig.

[B] Die Gestalt der jetzt stehenden Kirche ist beeinflusst durch den bei ihrem Neubau beibehaltenen, aus romanischer Zeit stammenden Turm (siehe Nr. 86). Dieser ist ein mässig längliches Rechteck; sein unteres Geschoss trägt ein vierteiliges Gewölbe, das sich auf im Innern eingebaute Eckpfeiler stützt. Dass der Turm aus romanischer Zeit stammt, geht hervor aus einigen vermauerten Rundbogenfenstern, von denen eins auf der Aussenansicht der Kirche (Nr. 87, siehe auf S. 152), von derem Dache nur zum Teil verdeckt, sichtbar ist; ein anderes ist ein Geschoss tiefer von der Orgelempore aus wahrzunehmen. Ferner findet sich an seiner Nordseite, da wo die Wand der Wendeltreppe ihn berührt, die Spur eines romanischen Kämpfers. Der Eingang im Westen ist in spätgotischer Zeit, also wohl bei einem Neubau der Kirche, eingebrochen, ebenso die Schallöffnungen des

[1]) Vgl. über dieselbe auch v. Arnstedt in der Zeitschrift des Harzvereins II, 3, S. 103 ff. Nach diesem sei über den Heiligen Folgendes bemerkt: Georg, mit dem Beinamen von Kappadocien, aus niederem Stande, geb. zu Epiphania in Cilicien, zuletzt Bischof von Alexandria, wurde am 24. Dec. 361 bei dem Regierungsantritte des Kaisers Julian durch die Wut des Volkes in Alexandria ermordet, deshalb später als Märtyrer angesehen und trotz seinem durchaus nicht rühmlichen Lebenswandel als Heiliger verehrt. Als Drachentöter lässt ihn zuerst Jacobus de Voragine (zuletzt Erzbischof von Genua) gest. 1298, in seiner Legenda aurea auftreten. Die mythische abendländische Auffassung als Krieger, geharnischt und zu Rosse, scheint sich aus den Kreuzzügen herzuschreiben und verwandelte ihn in den Patron der Waffenübungen und des englischen Ordens vom blauen Kniebande.



Nr. 86.



Nr. 87.

obern Geschosses, der Gesamterscheinung des Turmes sieht man seinen romanischen Ursprung deshalb jetzt nicht mehr an. An ihn schliesst sich nun die zweischiffig geplante, auf Gewölbe berechnete gotische Kirche so an, dass der Turm die Breite des Mittelschiffes bedingt, während das eine die Nordseite einnehmende Seitenschiff um seine ganze Breite über den Turm hinausragt. Die Gewölbe des Langhauses sollten in vier Jochen sich bis zum Chorraum fortsetzen, doch sind die Gewölbe und so auch die dieselben mit tragenden Pfeiler nicht zur Ausführung gekommen, auch nicht im Chorraum. Ein Querschiff ist im strengen Sinne nicht vorhanden, denn das — von aussen gesehen — an der nördlichen Seite vortretende unterscheidet sich von einem regelrechten dadurch, dass es durch eine von Norden nach Süden gehende Mauer in zwei Teile getrennt wird, deren östlicher nun deutlich als Nebenraum des Chores erscheint, während der übrigbleibende westliche nur schmale Teil als nichts weiter zu betrachten ist, als eine Ausbuchtung des nördlichen Seitenschiffes. Jenem grösseren Teile entspricht im Süden ein ebenso tiefer, aber etwas breiterer Anbau, sodass die ganze Kirche, äusserlich betrachtet, sogar als Kreuzkirche gelten kann, ohne doch ein wirkliches Querschiff zu haben, denn der südliche Raum wie der entsprechende nördliche sind nur Anbauten, die bestimmt sind, über einem den unteren Raum deckenden Gewölbe Bogen zu tragen. Das südliche Gewölbe ist das Erbbegräbnis zweier Grafen und einer Gräfin von Mansfeld.

Der Raum ist aber erweitert durch eine in den Chorraum vorspringende hohe Steinwand, die mit verschiedenfarbigen Steinen reich aufgeführt das weiter unten beschriebene Bildwerk trägt. Langschiff und Chorraum sind durch einen hohen Spitzbogen, der als Triumphbogen gelten kann, geschieden. Die Südwand der Kirche, die nur um ihre eigene Stärke über den Turm heraustritt, enthält westlich vom Eingange zu ebener Erde zwei flachbogig geschlossene Nischen, deren Zweck nicht mehr zu erkennen ist.

Der Chorraum ist im halben Achteck geschlossen und durch fünf Fenster erhellt, deren Masswerk gänzlich ausgeartet ist, während das der Langhausfenster reinere Formen aufweist. Da auch die Strebepfeiler am Chorraume spätere Formen, nämlich eine geschwungene Bedachung tragen, so könnte man vermuten, dass der Chorraum zuletzt von allen Teilen aufgeführt sei.

[G] Im mittleren Altarfenster befanden sich früher Reste von drei Glasbildern. In der Mitte S. Georg, links und rechts das Mansfeldische Wappen mit den Unterschriften:

links: **Hoyer vō Mās̄feldt.**
rechts: **Gunther vȯ M̄āsfeldt.**

Jetzt sind dieselben auf der Nordseite unweit der Orgel angebracht. Die Schrift ist übrigens nicht mehr deutlich zu erkennen.

[S] Auf dem Altar steht ein geschnitzter Schrein mit zwei Seitenklappen. In der Mitte erblickt man einen grossen Crucifixus am T Kreuz mit dem INRI-Zettel, dessen Kopf über dem Kreuzpunkt sich befindet und dessen Füsse übereinandergeschlagen auf einem Totenkopfe ruhen. Maria und Johannes stehen wehklagend zur Seite; Maria Magdalena umklammert den Fuss des Kreuzes, ihre Salbenbüchse halb geöffnet unter den Füssen Christi haltend. Die Formen sind

S. Catarina	S. Elisabeth.	Kreuzigung.	S. Margaretha.	S. Barbara.
S. Andreas.	S. Jacobus.		S. Anna selbdritt.	S. Joh. Bapt.

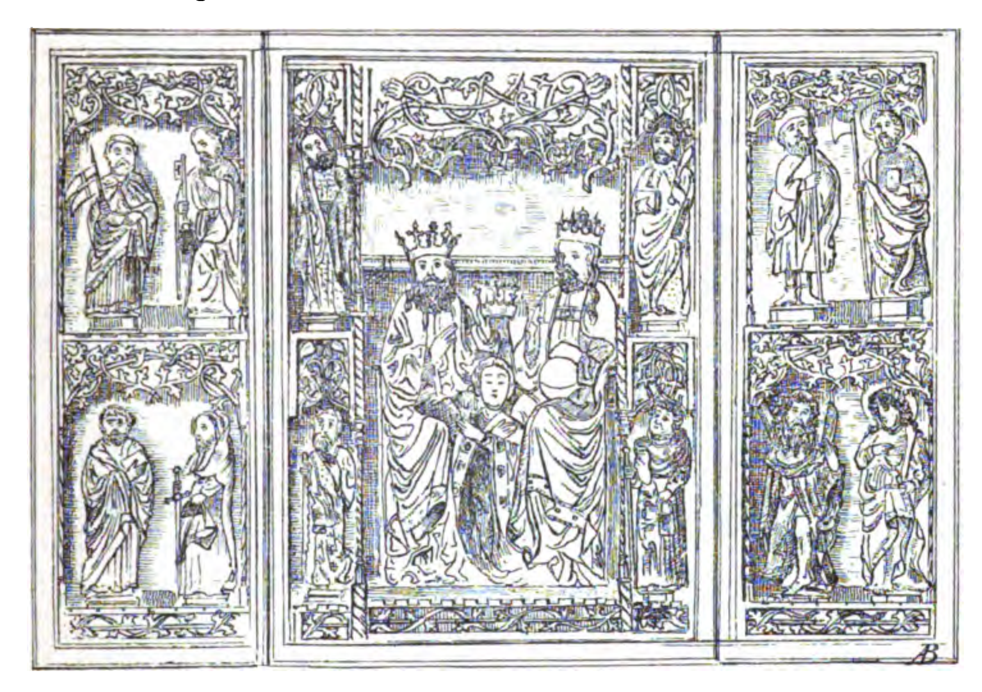
edel, die Ornamentstreifen schön. Auf dem rechten Seitenflügel erblickt man oben Margareta und Barbara, unten Anna selbdritt (mit stehender Maria nebst Kind) und Johannes den Täufer mit dem Lamm. Auf dem linken Seitenflügel stehen oben die h. Katharina und die h. Elisabeth, unten die Apostel Andreas und Jakobus (letzterer mit geschultertem Beil). Die Rückseite zeigt sehr verblasste, mittelmässige Märtyrerscenen.



Nr. 88.

[GB] Links vom Hauptaltar steht ein zweiter Schnitzaltar (Nr. 88). Die Mitte füllt die Darstellung der Geburt Christi aus. Maria und Josef beten, das Christkind liegt nackt am Boden; bei ihm knieen zwei Engel, über ihm auf Wolken singen drei andere Engel von einem Notenblatt einen Lobgesang ab. Auf

dem linken Flügel erscheint S. Anna selbdritt mit lieblichem Gesicht, die in einer Bergmannsstadt an solcher Stelle nicht wohl fehlen darf, und S. Ottilia, welche durch die auf das Buch gelegten Augen gekennzeichnet ist, auf hohlgeschnitzten Ornament-Konsolen. Auf dem rechten Flügel erblickt man zwei heilige Frauen. Die eine hat einen Stab mit knorrigem Wurzelende in der Rechten, die andere führt in der Rechten ein Schwert. Auch dieser Schrein ist mit grosser Sorgfalt und auch mit Geschmack gearbeitet. Reiches vielverschlungenes spätgotisches Rankenwerk umrahmt doppelt die dargestellten Figurenpaare, besonders üppig ist das Rankenwerk, das sich am Fusse des Schreines in stattlicher Breite hinzieht. Die Figuren zeigen durchweg edle und anmutige Gesichter, und die Gewänder umwallen die Gestalten in würdigen, geschickt angeordneten Falten. Die Erhaltung der Schreine ist eine vorzügliche, übrigens sind die Farben in neuer Zeit nicht ungeschickt aufgefrischt.



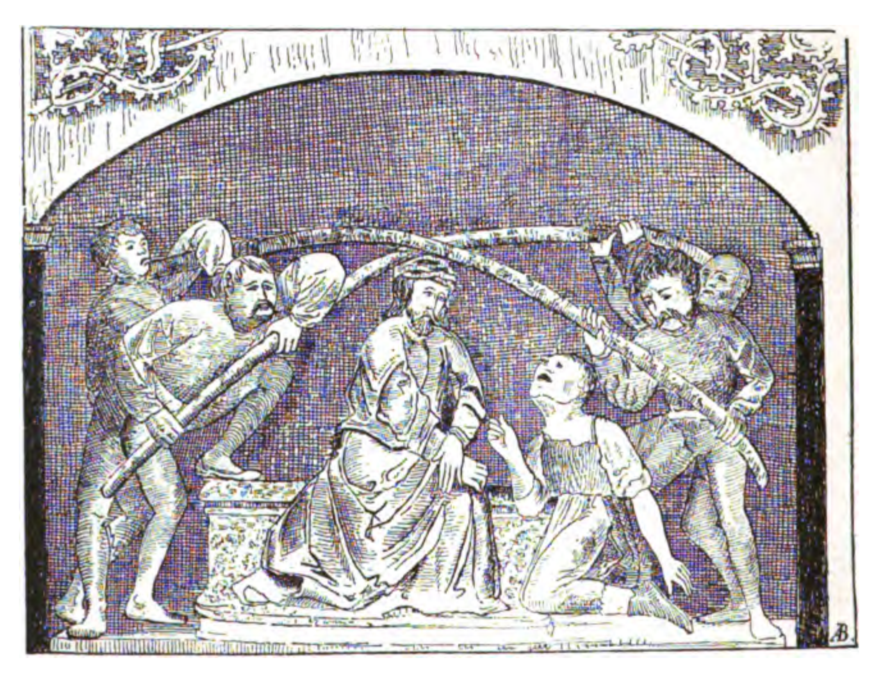
Nr. 89.

[B] Fast noch reicher ist der Klappaltar zur rechten Seite des Hauptaltars (Nr. 89). Der Schrein selbst enthält die Krönung Mariä durch Vater und Sohn, die als zwei gekrönte bärtige Männer in langen, in reichen schönen Falten herabwallenden Obergewändern sitzend dargestellt sind, die knieende Maria in der Mitte. Die Gesichter dieser drei Hauptfiguren sind nicht besonders glücklich gelungen und werden an Schönheit und Ausdruck von den meisten der zwölf Nebenfiguren übertroffen. Von diesen zwölf in der halben Grösse der Hauptfiguren ausgeführten Gestalten stehen je zwei übereinander zur rechten und linken Seite der Hauptgruppe noch im Schrein selber, von dieser nur durch zierlich gewundene Säulchen getrennt und von baldachinartigem Schnitzwerk überdacht.

Es sind 1. Jakobus d. J. (?) und unter ihm 2. Simon zur Linken; 3. Bartholomäus und unter ihm 4. Jakobus d. Ä. zur Rechten. Die beiden Flügel des Altars zeigen je zwei Figuren nebeneinander mit reichem Rankenwerk, das in einem auf gewundenen Säulchen ruhenden Rahmen hängt, überdacht und zwar je zweimal, ein Paar über dem andern. Der linke Flügel enthält 5. eine bärtige Figur mit einer Kreuzfahne in der Rechten; es bleibt für sie nur die Rolle des Philippus übrig, obgleich dieser sonst anders dargestellt wird. Neben ihm steht 6. Petrus; unter beiden 7. Matthäus (?) ohne Attribut; an seiner Seite 8. Paulus. Auf dem rechten Flügel stehen oben 9. Thomas und 10. Matthias (mit Beil; oder Hellebarde? diese würde auf Matthäus weisen); unten 11. Andreas und 12. Johannes. Besonders anziehende Gestalten sind 4, 8, 11 und 12. Das Ornament, das diese Figuren umrahmt, zeigt grössere Klarheit als das des Schreines zur Linken des Hauptaltars.

In der Predella erblickt man zwei gemalte Heilige, S. Barbara mit Kelch, Hostie und Turm, S. Katarina mit Schwert und Rad. Links umgiebt dieselben in geschweifter Form ein Genius mit kleinen Flügeln; dabei ist ein Schild mit Monogramm, und zur Seite das Künstlerzeichen Cranachs. Rechts wiederholt sich dies symmetrisch.

Noch eine andere als Predella dienende plastische Arbeit, welche zu dem Hauptaltar gehören dürfte, ist zu erwähnen. In einer wenig vertieften Nische, die von einem mit spätgotischem Rankenwerk verzierten Flachbogen überdacht ist, ist die Peinigung Christi in merkwürdiger Weise dargestellt. Vier Gestalten mit ausdrucksvollen Gesichtern kreuzen zwei schlanke Baumstämme über dem Haupte Christi und drücken die Dornenkrone, die er trägt, mit Gewalt nieder.



Nr. 90.

Eine möglichst widerwärtig dargestellte Frau kniet vor dem Herrn und speit ihn an (Nr. 90).

Als Stütze der Kanzel dient ein in Holz geschnitzter Ritter S. Georg von sehr lebendiger Haltung, aber ungeschickter Ausführung, den Lindwurm erlegend. Die Bilder der Kanzel und der Loge stellen Vorgänge aus der biblischen Geschichte dar, sind aber ohne künstlerischen Wert.

[G] Im Schiff der Kirche zwischen Altar und Taufstein liegt, im Boden eingemauert, eine erzene Platte mit dem vollständigen Mansfelder Wappen, Manteldecke und der Jahreszahl 1569, umrahmt von einer Guirlande in über Eck gestelltem Viereck, mit der Inschrift in Lapidarbuchstaben:

DER HERR TÖDTET UND GIEBT DAS LEBEN,
FÜHRET IN DIE HÖLLE UND WIEDER HERAUS,
DER HERR MACHT ARM UND MACHT REICH,
ERNIEDRIGET UND ERHÖHET.
SAMUEL AM II. (GORGI BEINROTH.)

Die Umschrift lautet:

Anno Domini MDLXIX den XXVII. Monats · tagk ma | ii · ist · der · wolgeborne · vnd edele · her · her · Reinhard · Grafe · vnd · her · zv · Man | s · feld · edler her · zv · Heldervngen · in · got · | vorschieden · vmb · XII · vr · in · der · Nacht · seines · Alters iin · dem · siebenden · jhar.

Ein Giesserzeichen ist an der Platte nicht zu finden, doch ist der auf derselben genannte Gorgi Beinroth offenbar derselbe Giesser, der, in Eisleben wohnhaft, die S. Annenglocke daselbst im Jahre 1580, eine andere zu Trebitz im Seekreise 1583, und eine dritte zu Dornstedt im Jahre 1585 gegossen hat und dessen Giesserzeichen nach Ausweis dieser Glocken ein Farnkrautblatt war.

Im hohen Chor steht ein Denkmal des zu Heldrungen residierenden und im Jahre 1572 auf Schloss Mansfeld gestorbenen Gründers und Beenders der Heldrungischen Nebenlinie, des Grafen Hans Ernst von Mansfeld, des Vaters des vorerwähnten jungen Grafen, welches mit einer bildlichen Darstellung der Grablegung und der Auferstehung wie auch des geharnischten, aufrecht stehenden Grafen versehen ist und die Inschrift trägt:

Anno MDLXXII, den V. Septembris gegen Morgen ist der wolgeborne vnd edle Her, Her Hans Ernst, Graffe vnd Her zu Mansfeld, Edler Her zu Heldrungen, in Christo seliglich entschlafen, seines Alters im 42. Jahr. P. Roman am VI. cap. Gleichwie Christus auferwecket ist durch die Herrlichkeit des Vaters, also sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln etc.

Am Fusse der linken Holzsäule erblickt man das Brustbild des Malers mit der Inschrift:

Hanntz Krause Maller hat dies Werk vollendet anno 1572.

Am Fusse der rechts befindlichen Holzsäule ist das Brustbild des Tischlers angebracht nebst der Inschrift:

Hanns Dienstman der jünger, discher, hat die tafel gemacht anno 1572.

Die am 30. September 1555 mit dem Grafen Hans Ernst vermählte Gräfin Sara, die Tochter des Grafen Albrecht IV. (VII.), hat ebendort neben einem andern Denkmal ihres Gemals ihr Grabmal erhalten. Beide Gatten sind knieend dargestellt; er als der Stifter und noch lebend mit der Inschrift:

„Wann Gott will“

sie mit der Anzeige ihres Todestages: den 7. September 1565. Es stimmt also nicht nur die Einrichtung des Denkmals, sondern auch der Todestag der Gräfin Sara völlig mit dem Denkmal und Todestag der am 7. September 1565 im 35. Lebensjahre gestorbenen Gräfin Magdalena, der Gemahlin des Grafen Hans Albrecht überein[1]). Es bleibt noch aufzuklären, ob die Übereinstimmung des Todestages blosser Zufall ist.

Die im gräflichen Kirchenstuhle aufgestellte Gedächtnistafel des im Jahre 1601 gestorbenen Grafen Gebhart von Mansfeld-Vorderort lautet:

Anno Christi M·D·C·I· am I. Februar fruh zwischen 3 und 4 Uhren ist aufm Hause Arnstein der wohlgeborne und edele Herr, Herr Gebhard, Graf zu Mansfeld und edler Herr zu Heldrungen, in Gott selig entschlaffen, seines Alters XLVII Jahre VII Monate. Der Seelen Gott gnade.

Die ebendort befindliche Gedächtnistafel des in seinem dritten Lebensjahre erblindeten Grafen Jobst von Mansfeld-Vorderort (Eisleber Linie), der im Jahre 1619 starb, lautet:

Anno Domini 1558 am 14. Aprilis ist der wolgeborne und edle Herr, Herr Jobst, Graf und Herr zu Mansfeld, edler Herr zu Heldrungen, geboren und Anno 1619 am 30. December seliglich . . . . . . seines alters 61 jhar 8 Monat 17 Tage.

An der Südseite des hohen Chors nimmt ein marmornes Denkmal die ganze Höhe der Wand ein. Ganz oben über dem gräflichen Kirchenstuhl erblickt man einen Grafen in der Mitte von zwei Frauen. Unter den weiter abwärts folgenden drei Fenstern erblickt man in lateinischen Uncialen folgende Inschrift:

SUB TRIADIS ADORANDAE CLYPEO MEMORIA HIC SPLENDET IN AEVUM GLORIOSA TRIADIS HEROICAE PRISCO HEROUM SANGUINE CORUSCANTIS CELSISSIMI NIMIRUM COMITIS AC DOMINI JOANNIS GEORGII, ATTAVO MANSFELDIAE COMITUM GENERE D. XII. JUL. A. MDCXL EDITI, PATRIAE PATRIS OPTIMI, BIGAEQUE CONIUGUM EIUS SUAVISSIMARUM, ILLUSTRISSIMAE SOPHIAE ELEONORAE E STEMMATE ILLUSTRISS. COMIT. SCHOENBURG ET RUTHEN., D. XVI. DEC. A. MDCXLIX PROGNAT. AC XVII. OCT. A. MDCCIII DENAT., SOCIAE

[1]) Vergl. Grössler. Inscriptiones Islebienses Nr. 14, S. 14—16.

XXXVI FERE ANNOR. ENIXE ADAMATAE, UT ET LUDOVICAE CHRISTINAE, EXCELSA STOLBERG. COMIT. AC HASSIAE PRINCIPUM STIRPE ORIUNDAE, SECUNDIS VOTIS AEQUE SECUNDIS D. XIII. DEC. A. MDCCIV SIBI IUNCTAE, CUM ILLE NON MINUS UTRIUSQUE HUIUS CONNUBII DELICIAS POSTERORUM ADMIRATIONI TRADITURUS AC PRIORIS MARITAE OSSIBUS MAIORUM CINERIBUS RELIGIOSE HIC ADSOCIATIS, POST FATA SUB LAPIDE HOC OLIM ADCUBARE DESIDERANS, VIVUS MONUMENTUM HOC AMORIS, HONORIS AC MEMORIAE P. C. A. O. R.

M DCC IIX.

Links von dieser langen Inschrift steht die folgende kürzere:

TANDEM VOTI SUI COMPOS FACTUS MONUMENTI HUIUS CONDITOR JOHANNES GEORGIUS III COM. MANSF. SEN. DENATUS MANSFELD. D. I. JAN. A. MDCCX ANN. AETATIS LXX MIN. DIMID., OSSIBUS PRIORIS MARITAE DIE III. JUN. EJ. ANN. SPLENDIDE HIC IUNGEBATUR A MOESTISS. VIDUA RELICTA.

Das Grabmal ist überaus prunkvoll, hat aber wenig künstlerischen Wert.

In einer Seitenkapelle auf der Südseite stehen drei zinnerne Särge: erstlich der des eben erwähnten Grafen Johann Georg III., mit welchem die Eislebische oder Lutherische Linie am 1. Januar 1710 erlosch und dessen Andenken ausserdem noch ein wunderliches Buch erhält, betitelt:

Mansfeldische Ehrenpforte über dem Sarge des Grafen Johann Georg von Mansfeld, gestorben den 1. Jan. 1710. Mit 5 großen Kupfern fol. Eisleben 1710.

2. Der Sarg von Johann Georgs III. erster Gemahlin, geb. Sophie Eleonore von Schönburg und 3. der einer unverheirateten Schwester derselben.[1])

An der vorspringenden Mauer zur Linken der Kanzel befindet sich folgende Inschrift:

Der weiland wohledle gestrenge und feste Curt von Trebra, gräfl. Mansf. auf der Festung Mansfeld in die 30 Jahre gewesener Burggraf, ward im J. 1567 geb. u. starb am 5. Juli 1627, 70 J. alt, lebenssatt.

Beachtung verdienen auch die an der Nordseite des Chors aufgestellten, im Jahre 1883 aufgedeckten Chorstühle, von denen drei in ihren Rücklehnen farbige, vor einigen Jahren erst nach den noch wahrnehmbaren alten Farben

---

1) Näheres über diese und einige Gedächtnistafeln mehrerer von 1601—1647 verstorbener Grafen von Mansfeld siehe bei Krumhaar, Versuch einer Gesch. von Schloss und Stadt Mansfeld S. 52, Nr. 9 u. 10, sowie S. 50 Nr. 5, 51 Nr. 6, 52 Nr. 8.

wieder aufgefrischte Bandinschriften enthalten. Dieselben lauten, in gotischen Majuskeln eingeschnitten, wie folgt:

1. O HER ERPARM DICH VBER MICH ARM. SVND.
2. O DV GETRVER NOTHEFER (!) HEILIGER SANT GORGI.
3. O MARIA SET (statt STE) VNS WEI (statt BEI) AN VNSER LESTSN (statt LETZTEN) ENDE.

Sowohl die mit Bandinschriften versehenen wie auch die nur mit Arabesken ausgefüllten Tafeln sind von beachtenswerter Schönheit. Im Innern der einen Tafel ist ein Wappen angebracht, welches einen fliegenden Armbrustbolzen zeigt. (Vielleicht das der Familie v. Hagen?)

Ganz unbeachtet scheint auch bisher ein an dem nördlichen Stück der Ostwand des Schiffes aufgehängtes vortreffliches, aber stark beschädigtes Bildnis Luthers aus dem Jahre 1540 geblieben zu sein, welches die Inschrift trägt:

Anno aetatis suae LVII. 1540.

Es ist zweifellos von Wert und wird deshalb hier in Lichtdruck wiedergegeben Nr. 91. Da jedoch das auf Holz gemalte Bild sehr verblasst ist, so ist von demselben eine Kohlenzeichnung genommen worden, die der Nachbildung zu Grunde gelegt ist. Das Gesicht des Reformators zeigt hier keineswegs die gewöhnlich verbreitete runde Bildung, sondern ist eher hager zu nennen. Der sinnende Ausdruck der Augen mutet mehr an, als der auf dem berühmten Cranach'schen Gemälde von 1542 in der Dresdner Galerie. Der Mund ist weniger zusammengepresst, wie bei Cranach, die Lippen voller. Es scheint schon frühzeitig gestochen worden zu sein, denn in einem Pariser Katalog fand ich verzeichnet: Martinus Lutherus, Anno aetatis 57 · 4° Gestochen von René Boyvin 1570.

Endlich ist noch zweier alter Abendmahlskelche zu gedenken, welche die S. Georgenkirche besitzt. Der eine in gotischem Stil mit sechsblättrigem Fuss zeigt am Schaft oben die Legende:

GO · HILF

unter dem Nodus aber:

MARIA ·

Auf dem Fusse steht:

Miserere mei de9
Salva me post . . . (der Rest ist unleserlich).

Der zweite, ebenfalls von alter Arbeit, soll von der Witwe des im Jahre 1531 gestorbenen Grafen Ernst II., der Gräfin Dorothea (geb. Gr. v. Solms), ursprünglich der Schlosskirche zu Heldrungen verehrt worden, von dort aber in die Mansfelder Schlosskirche und schliesslich in die Mansfelder Stadtkirche gekommen sein. Es ist derselbe Graf Ernst, der von Thomas Münzer in seinem bekannten Absagebriefe als ein grausamer Tyrann und heidnischer Bösewicht bedroht worden ist. Auf dem Fusse dieses Kelches befinden sich einige eingegrabene Inschriften in römischen Majuskeln und einige aufgelötete Gegenstände. Es sind folgende:

1. Der aufgelötete Siegelring des Grafen Ernst mit seinem in Stein geschnittenen Wappen. Daneben stehen die Worte:[1])

[1]) Die Inschriften gebe ich, abweichend von der Harzzeitschrift, nach Lesung des Herrn Kantor Flister in Mansfeld, da mir die Zeit nicht blieb, sie selbst abzuschreiben. *Gr.*



Nr. 91.

Dis Bicser (Pitschier) ist gewest des etlen vnd wolgeborn Hern Ernsten Graffe zcv Mansfeltt Edler Her zv Heldrvngen.

2. Das emaillierte Mansfelder Wappen, neben dem die Worte stehen:

welcker ist stifter des loblichen Gottesdinst vf dem schlos Heldrvngen, ist in got verstorben.

3. Neben einem zweiten Wappen die Inschrift:

vff den Metwochen nach Cantate, dem Gott genedich sey,
im Jare XV^c XXXI. (= 1531.)

4. Ein aufgelöteter Ring mit Edelsteinen, die in der Form eines **S** zusammengesetzt sind, offenbar den Familiennamen der Gräfin Witwe (Solms) andeutend, neben welchem die Inschrift:

dis ist der Eherinh seiner Havsfravwen
welche er hinter im verlassen.

5. Ein aufgelötetes Crucifix mit der Beischrift:

Ich bin die Aufferstehung vnd das Leben.
Wer an mich gleubet, der wird leben,
ob er gleich sturbe. Jo. XI.

Der zu 1. genannte Siegelring des Grafen Ernst II. selbst vereinigt übrigens in 3 Schildern, deren 2 über dem dritten stehen, die Wappen von Mansfeld mit Querfurt verbunden, Heldrungen und Arnstein; darüber sieht man die Namenszeichen des Besitzers E. G. Z. M. und darunter die Jahreszahl 1519. Dieser Graf hat eine gewisse Berühmtheit dadurch erlangt, dass er mit seinen 2 Gemahlinnen 22 Kinder zeugte, die 8 Nebenlinien begründeten.[1])

Auf dem Turme hängen drei grosse Glocken von 1,72, 1,47 und 1,15 m Durchmesser. Die grosse ist verhältnismässig jung, denn sie ist 1751 von Friedr. Aug. Becker in Halle gegossen. Die mittlere und kleinere rühren beide aus dem Jahre 1497 her und sind vermutlich im Anschluss an den grossen Erneuerungsbau der Kirche, der vielleicht in diesem Jahre stattfand, beschafft worden. Die mittlere, welche 50 Centner wiegen soll, trägt die Minuskelinschrift:

anno dnī mī cccc lxxxxvii hilf got maria
berot clama ne cesses exalta vocem tuam
sicut tuba ihs xps amē.

Auf der einen Seite erblickt man flacherhaben die kleine Kreuzigung, auf der andern den Ritter S. Georg zu Pferde, den Lindwurm tötend.

Die kleine, angeblich 20 Centner schwer, hat ebenfalls eine Minuskelinschrift, welche lautet:

Anno dnī · mīo · cccc · lxxxxvii · hilf got maria
berot jhesvs nasarenos (sic!) **rex ivdeorvm** · (3 Lilien.)

Auch auf dieser Glocke sieht man auf einer Seite den Ritter S. Georg zu Pferde, wie er den Lindwurm tötet.

Sehr ausführlich ist die Inschrift der grossen Glocke in römischen Majuskeln. Im Kranze steht:

☞ **Ich ruffe zum Gebet, zum Tempel und Altar,**
Auch dann, wenn jemand liegt auf seiner Todten-Bahr.

---

[1]) Über die Gräfin Dorothea, die als geschickte Stickerin gerühmt wird, vgl. Harzzeitschr. II, 3, 106, wo auch noch eine reiche Altarbekleidung aus dem Jahre 1733 beschrieben ist.

Auf der Westseite steht:

Aspirante
Deo Triuno,
Indultu
Gratiosissimo ac gratioso
Friderici Magni,
Regis Borussorum,
Henrici Francisci,
princip. et comit. Mansfeld.
eiusdemq: consistor. rever.
procuratione

verbi divini	et regentium in Republ. Mansfeld:
ministrorum:	consulum:
M. Joh. Nicol. Rosenhayn,	Joh. Christoph Hoppe,
Decan. General.	Frider. Aug. Mayer,
Tob. Ludovic. Richter,	Senatorum:
Archidiac.	Joh. Frider. Scheffler, Martin. Hirsch,
Joh. Frider. Berendes,	Joh. Peter. Hesmann, Joh. Georg. Baum,
Diac.	Joh. Adam Agricola, Chr. Ernest. Mehsezahl.

Aedilis sacri
Joh. Wilhelm Stauch,
Campana haec maxima
Postquam CC XLIII annos sonuerat et dein XII abhinc annos
Rupta ac fissa fuerat,
partim ex ecclesiae reditibus, partim ex procerum aliorumve
parochialium liberalitate de novo fusa fuit,
Halae Aō MDCCLI
A
Frid. Aug. Becker.

Die Nordseite zeigt die Gestalten zweier Bergleute, über ihnen die Worte: „Glück auf! Glück auf!" unter ihnen steht der Vers:

Wir wollen uns gesamt dem höchsten Gott vertrauen
Und auch zu seiner Ehr hierbey mit helffen bauen.

Auf der Ostseite erblickt man oben einen Crucifixus, unter demselben ein Porträt-Medaillon Luthers mit der Seitenschrift:

D. Martinus | Lvthervs.

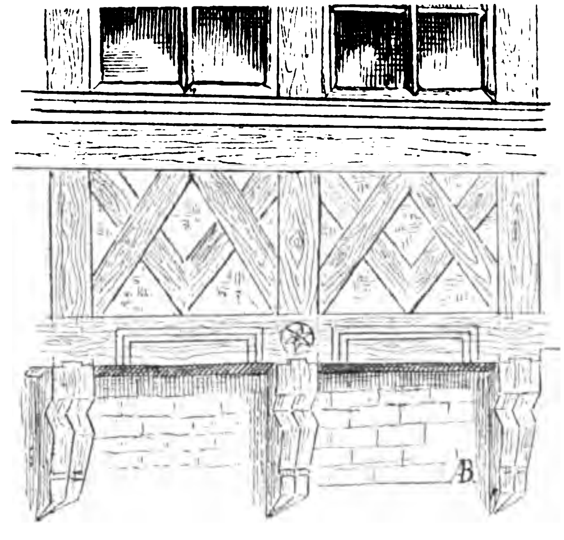
unter demselben S. Georg, den Drachen tötend, ein gut ausgeführtes Bildwerk, und noch weiter unten den leonischen Hexameter:

En ego campana nunquam denuncio vana.

Die Südseite endlich zeigt das Mansfeldische Gesamtwappen und in 6 Abdrücken die Vorder- und Rückseiten dreier preussischer Münzen (Thaler) mit der Umschrift: **Fridericvs Borvssorvm Rex** und der Jahreszahl 1750.

Aus den in der Inschrift enthaltenen Zeitangaben ergiebt sich, dass die Glocke ursprünglich im Jahre 1496 bezw. 1497 gegossen worden war.

[B] Die Stadt Mansfeld hat ausser den schon genannten Gebäuden keine von geschichtlicher Bedeutung aufzuweisen. Auch sind die meist niedrigen massiven Wohnhäuser nicht geeignet, ein anderes Interesse zu erregen, denn sie sind durchaus schmucklos und bieten nur kahle, von einfachen Fenstern durchbrochene Wände. Es ist jedoch nicht anzunehmen, dass dem auch früher so war; es spricht im Gegenteil vieles dafür, dass der Holzbau einst viel mehr angewandt wurde als jetzt; vielleicht bildete der Steinbau sogar damals die Ausnahme. Das Meriansche Bild scheint wenigstens mehr Holzbauten anzudeuten als Steinbauten. Mag dem aber sein, wie ihm wolle, aus einigen noch erhaltenen Resten geht hervor, dass die schmuckreiche Anwendung des Fachwerkbaues auch in Mansfeld geübt wurde. Der Gasthof „zum goldenen Ringe", Luthers Vaterhause gegenüber gelegen, bietet den Beweis dafür. Seine Formen gehen sogar mindestens in den Anfang des 16. Jahrhunderts zurück. (Nr. 92) Die Saumschwelle ruht auf ganz schlichten Balken-



Nr. 92.

köpfen, welche von dreigliedrigen Konsolen scheinbar gestützt werden; über den Balkenköpfen ist die Saumschwelle mit Rosetten geschmückt und zwischen ihnen belebt durch rechteckige, stufenförmig sich vertiefende Ausschnitte. Die Brüstung ist zwischen den Stilen durch sich kreuzende Balken zugleich verziert und gefestigt, während unter den Fenstern hin eine kräftig ausladende Leiste die ganze Brüstung abschliesst. Es ist das einzige Privat-Haus, dessen Bild der Form wegen der Nachwelt erhalten zu werden verdient.

Meisdorf.

[G] Grosses Dorf im Selkethale, 17 km westnordwestlich von Hettstedt, unweit der Burg Falkenstein an der Stelle gelegen, wo das Gebirgsflüsschen ins flache Land hinaustritt, mit 1880: 1400; 1890: 1435 Einwohnern.

„Über die Entstehung und Geschichte Meisdorfs herrscht tiefes Dunkel," sagen

Richter und Kunze, die Verfasser einer Heimatskunde des Mansfelder See- und Gebirgskreises. Diese Behauptung ist im allgemeinen zwar zutreffend, doch lässt sich immerhin manches feststellen. Während des Mittelalters lag Meisdorf im Schwabengau bezw. in demjenigen Teile desselben, welcher die Grafschaft Falkenstein ausmachte. In kirchlicher Hinsicht war es dem Archidiakonus des Halberstädtischen Bannes Gatersleben unterstellt. Die urkundlichen Formen des Ortsnamens (1219 Meystorp, 1241 Meistorp, 1250 Meysdorff, 1299 Megisdorp, später immer Meistorp und Meystorp), namentlich aber die vom Jahre 1299 lassen die Annahme zu, dass derselbe mit dem Personennamen Mayo (Maio) oder Meyo (Meio), vielleicht auch mit dem Personennamen Megizo oder Meyzo, welche sämtlich urkundlich bezeugt sind, zusammengesetzt ist. Also = Dorf des Mayo oder Megizo.

Ausserdem darf als feststehend gelten, dass Meisdorf mindestens seit dem 12. Jahrhundert der Sitz eines Geschlechtes von niederem Adel war, als dessen Ahnherr Friedrich von Meisdorf, bezw. sein Sohn Otto, welcher in den Jahren 1184—1207 in Urkunden vorkommt, gelten darf. 1219 sind Hermannus et Wernerus de Meystorp Zeugen des Grafen Heinrich von Regenstein auf Ysemeskeborch.[1]) 1250 bezeugt Ekehardus de Meysdorff eine Urkunde des Bischofs Meinhard v. Halberstadt zu Halberstadt.[2]) 1293 verkauft die Äbtissin Bertradis zu Quedlinburg an die verwittwete Grete, genannt von Meisdorf, (Grete dicte de Meystorp) Einkünfte aus ihren Gütern zu Bicklingen (Bichlinge)[3]) und 1299 sind die Knappen (famuli) Johannes de Megisdorp und Jordanus de Megisdorp (vermutlich Söhne der vorerwähnten Grete) Zeugen des Ritters Conrad von Ballenstedt.[4]) Der Letzte des Geschlechts, Kurt v. M., lebte nach Angabe des Herrn v. Mülverstedt[5]) noch bis nach 1500. Das Wappen des Geschlechts zeigt im Schilde einen Federwedel oder Federfächer, während sich auf dem Helme drei solche Figuren wiederholen. Vielleicht ist dieses Wappen in M. selbst noch irgendwo an Gebäuden oder auf Grabsteinen nachzuweisen. Das „Meisdorfische Gemeindesiegel“ mit der Jahresangabe Anno 1700 zeigt zwar auch ein Wappen, aber nicht das Meisdorfische, vielmehr enthält es links (heraldisch rechts) eine Sonne und rechts einen halben nach links (herald. rechts) blickenden Mond.[6]) Vermutlich ist dasselbe das Wappen eines späteren Grundherren, was sich vielleicht noch feststellen lässt.

Höchst auffällig ist nun aber, dass nach Mitteilungen des Predigers Münchhoff aus dem Jahre 1828[7]) Meisdorf erst im Jahre 1686 eine Kirche erhalten hat, während doch viel kleinere Dörfer lange zuvor mit einer Kirche ausgestattet waren. Münchhoff weist darauf hin, dass sich diese Jahreszahl über dem Haupteingange zur Kirche in einem Querbalken eingehauen finde, nimmt aber doch an, dass im Jahre 1686 die Meisdorfer Kirche nur vergrössert und repariert worden sei, weiss aber über das frühere Vorhandensein derselben keinen Beweis beizubringen. Die heutige Gestalt der modern umgebauten Kirche, welche gar nichts Altertümliches

---

1) Zeitschr. des Harzver. II a, 141. 2) Mansfelder Urkund. S. 115. 3) Cod. Dipl. Anh. II, 531. 4) Cod. Dipl. Anh. II, 609. 5) Harzzeitschr. III, 625. 6) Sonne und Mond finden sich als Beigabe auch in dem Neu-Platendorfer Gemeindesiegel. 7) In Rosenkranz, Neue Zeitschrift f. d. Gesch. d. german. Völker, I, 2, S. 69—80.

aufweist, giebt auch keinen Aufschluss, und auch das Kirchensiegel, welches die Kirche selbst mit rechts (vom Beschauer) stehendem, doppelhaubigem Turme zeigt, bestätigt nur das geringe Alter der Kirche, oder zum mindesten des Turmes, welcher übrigens nach dem Ausweis von Rechnungen erst in den Jahren 1728—1730 erbaut worden ist. Da jedoch nach Münchhoffs eigener Angabe die ältesten Nachrichten der Kirchenbücher über Meisdorf bis zum Jahre 1641 hinaufreichen, so ergiebt sich schon aus diesem Umstande, dass die Kirche nicht erst 1686 zum ersten male erbaut worden sein kann. Sonderbarer Weise findet sich aber vorher nirgends weder eine Kirche noch auch ein Pfarrer von Meisdorf erwähnt. Das Rätsel dürfte sich so lösen, dass Meisdorf offenbar aus zwei dicht aneinanderliegenden Dörfern erwachsen ist, von denen das eine Meisdorf, das andere aber, welches in Urkunden ziemlieh häufig vorkommt, Wertheim hiess. Solcher Doppeldörfer giebt's noch mehr im Gebirgskreise, z. B. Wernrode-Greifenhagen, Hartwigerode-Bräunrode u. a. Allmählich trat der eine Name in den Hintergrund und der andere blieb allein im Gebrauch. Während des Mittelalters war Wertheim anscheinend der wichtigere Ort; in Wertheim stand eine Kirche und war ein Pfarrer thätig; schon 1296 wird C. plebanus in Wertheym[1]) erwähnt. 1311 erscheinen beide Dörfer neben einander, denn in dem genannten Jahre wird Graf Burchard v. Falkenstein mit dem Zehnten von Meistorp und Wertheym von dem Bischofe von Halberstadt beliehen. 1400 nennt die Halberstädter Archidiakonatsmatrikel Wertheym in banno Gatersleve, wie auch 1486 Werthoym abermals in demselben Banne erwähnt wird. Herr v. Strombeck vermutet, dass Wertheim nördlich oder nordwestlich von Ermsleben gelegen habe, was aber ein Irrtum ist. Zunächst ist zu beachten, dass die Bedeutung des Namens eine ganz bestimmte Lage verlangt. Als Grundwort dient das Wort heim im Sinne von Haus und Heimat, wogegen das Bestimmungswort Wert das ahd. warid, werid, mhd. wert, werd ist, welches ein dem Wasser verwehrtes, in einem Flusse oder zwischen Sümpfen gelegenes Stück Land, also eine Insel bedeutet (vgl. Kaiserswerth, Nonnenwerth, Donauwörth). Da hiernach der Ortsname „Heimstätte auf einer Insel" bedeutet, so muss Wertheim an der Selke gelegen haben. Nach einer mir gewordenen Mitteilung ist es die Stelle, welche jetzt das Schloss Meisdorf einnimmt, was, an sich durchaus wahrscheinlich, vermutlich auch durch urkundliche Nachweise gesichert werden kann. Aber auf das Schloss allein wird sich die Ausdehnung von Wertheim schwerlich beschränkt haben; ein Teil des heutigen Meisdorf und vermutlich derjenige Teil, in welchem die Kirche liegt, wird eigentlich ein Zubehör von Wertheim sein, dann ist es erklärlich, warum im Mittelalter zwar ein Pfarrer von Wertheim, nicht aber ein Pfarrer von Meisdorf erscheint. Nachdem jedoch Meisdorf an Bedeutung gewonnen und der Name Wertheim ausser Gebrauch gekommen, wurde auch der bisherige Pfarrer von Wertheim nunmehr Pfarrer von Meisdorf genannt. Doch ist noch eine andere Möglichkeit vorhanden. Unmittelbar neben dem Klusberge am linken Ufer der Selke liegt der Holzort „Kirchberg." Der Name desselben könnte entweder daher rühren, dass er Eigentum der Wertheimer Kirche war, oder gar daher, dass dieselbe ursprünglich an diesem Orte stand und erst später nach Meisdorf verlegt worden ist. Auf dem Klusberge

[1]) Zeitschr. d. Harzvereins III, 1026.

selbst soll nach der Ortsüberlieferung, etwa 150' hoch, ein Tempelherrenkloster gestanden haben. Schriftliche Nachrichten darüber finden sich nicht; es muss daher dahingestellt bleiben, ob ein wirkliches Kloster auf dem Klusberge gestanden; vermutlich war es nur die Klause eines Einsiedlers. Aber auch ganz in der Nähe der jetzigen Meisdorfer Kirche, an der südwestlichen Seite derselben, soll ein ehemaliges Barfüsserkloster gestanden haben, für dessen Vorhandensein sich aber gleichfalls kein urkundlicher Beweis beibringen lässt.

Beachtung verdienen nun aber noch einige Überreste des Altertums in den Gebäuden dreier dicht neben der Kirche gelegenen Höfe, welche weniger für das ehemalige Vorhandensein eines Klosters, als vielmehr einer stark befestigten Wasserburg sprechen. Auf dem Wendenburgschen Hofe steht noch ein uralter viereckiger Turm, nach Angabe des jetzigen Besitzers 100', nach Angabe des Predigers Münchhoff dagegen vielleicht nur noch 50' hoch, dessen Mauern nach Angabe des letzteren unten über 6' dick und nach oben zu 4' stark sind. Der untere, gewölbte Raum ist durch eine Öffnung in der Mitte der Decke mit dem darüber gelegenen zweiten Raume verbunden. Er soll früher gar keine Öffnung nach aussen gehabt und zur Aufbewahrung von Lebensmitteln für die Turmbewohner gedient haben. Der zweite Raum, zu welchem eine aufziehbare Treppe hinaufführte, ist anstatt der Fenster auf 3 Seiten mit 4 Zoll breiten und 2 Fuss langen Öffnungen versehen, die für Schiessscharten gelten dürfen, da sie nach aussen hin enger, nach innen zu weiter gemauert sind. Der dritte Raum weiter hinauf scheint als eigentliches Wohnzimmer gedient zu haben; wenigstens deuteten dies die noch erkennbaren, wenngleich schwachen Spuren von roter Farbe an, mit welcher die Wände bestrichen gewesen waren; auch finden sich hier grössere, viereckige Fensteröffnungen und ein Abort. Über diesem dritten Raume ist noch ein vierter und erst dann folgt das an den vier Seiten spitz zulaufende Dach. Ein zweiter Turm von ganz gleicher Beschaffenheit befand sich in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts auf dem dritten der drei erwähnten Gehöfte, ist aber damals von dem Besitzer, der die Steine anderweit gebrauchen wollte, abgebrochen worden. Die Bauart dieser beiden Türme spricht nicht dafür, dass ehemals ein Kloster auf der Stätte gewesen, wo sie gestanden. Münchhoff meint, dieselben hätten wohl den Klosterbewohnern in unsichern und kriegerischen Zeiten zum Zufluchtsorte gedient. Da jedoch ein Kloster mit mehreren Bergfrieden eine höchst sonderbare Anlage sein würde und da das Bestehen eines Klosters in Meisdorf bisher überhaupt nicht erwiesen ist, so muss angenommen werden, dass beide Türme einer ehemaligen, später aber sehr stark veränderten Wasserburg angehört haben, mag dieselbe nun als die Burg von Meisdorf oder von Wertheim angesehen werden. Vermutlich haben an dieser Stelle die mehrerwähnten Herren von Meisdorf ihren Sitz gehabt. Nachdem dieselben aber ausgestorben, scheint die Burg von mehreren Besitzern eingenommen oder geteilt worden zu sein. Da über der Hausthür des zweiten (Wendenburgischen) Hofes nach Münchhoff die Jahreszahl 1683 zu lesen ist, so muss man seiner Vermutung beipflichten, dass erst um diese Zeit die Gebäude der drei Ackerhöfe „auf dem zum ehemaligen Kloster (richtiger: zur ehemaligen Burg) gehörigen Territorio erbaut" worden sind.

Wem die Meisdorfer, bezw. Wertheimer Kirche geweiht gewesen, ist unbekannt. Merkwürdigkeiten besitzt dieselbe nicht. Selbst die drei Glocken, welche

1,08, 0,85, 0,68 m Durchmesser haben, sind sehr jungen Ursprungs, denn die grosse ist im Jahre 1871, die beiden kleineren sind 1868 von Ulrich in Apolda gegossen.

Auf dem linken Ufer der Selke, dem Falkenstein gegenüber, etwa 1 Stunde von Meisdorf entfert, liegt die Akkeburg, welche, wie aus Urkunden mit Sicherheit sich ergiebt, im 13. Jahrh. Sitz eines gleichnamigen Geschlechtes von niederem Adel war, dessen bekannt gewordene Glieder den Namen Burchard (de Ackenborch) führten und Lehnsmannen der Grafen von Falkenstein waren. Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts soll die Akkeburg aus dem Besitz der Familie v. Buggerode in den der Freiherrlich v. d. Asseburgischen Familie übergegangen sein. Auch ein Dörfchen des gleichen Namens muss bei der Burg gelegen haben, da der Name im Jahre 1400 auch im Halberstädter Archidiakonatsregister erscheint. Münchhoff hatte gehört, dass sich auf dem Berge eine Art kleiner Burg oder ein Turm befunden habe; aber schon zu seiner Zeit bestanden die Spuren der ehemaligen Akkeburg nur noch aus einem wallartigen Erdaufwurfe. Am Fusse der Akkeburg soll in einer dort befindlichen Vertiefung des Berges ein Eremit seine Wohnung gehabt haben.

1½ Stunde von Meisdorf nach SW zu liegt, ebenfalls am linken Ufer der Selke, der Tidiansberg mit der Tidians-Höhle, bekannt durch die Sage von dem dort gefundenen Golde.[1]) Näher nach Meisdorf zu, etwa ½ Stunde davon, am linken Selkeufer dem alten Falkenstein gegenüber, erhebt sich etwa 200' hoch ein kanzelartiger Felsenvorsprung, der Klopstocks Lieblingsplatz gewesen sein soll, als er bei dem damaligen Besitzer des Falkensteins sich aufgehalten. Nach Münchhoff soll Kl. einen der ersten Gesänge seiner Messiade, nach anderen Angaben den VIII. Gesang derselben auf dieser Klippe gedichtet haben, die jetzt nach ihm die Klopstocksklippe heisst. (Vgl. Mansf. Blätter VI, S. 184—187.)

Möllendorf.

[G] Kleines Dörfchen mit 1880: 186; 1890: 237 Einwohnern, 10 km südwestlich von Hettstedt, vormals im nördlichen Hosgau, Burgbezirk Mansfeld (Ritthagesburg), und in geistlicher Hinsicht im Halberstädtischen Banne Eisleben gelegen.

Dasselbe ist wohl kaum das Dorf Mulendorp, in welchem im Jahre 961 der Markgraf Gero und sein Sohn dem Kloster Frose die parrochia schenken; doch ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen. Der Ortsname (urk. 1266 Mellendorp, 1420 Mollendorf, 1565 Muldorf) enthält, nach der ältesten Form zu schliessen, wohl nicht das ahd. muli (Mühle), sondern eher den Personennamen Milo oder Mello. Das sehr undeutliche Gemeindesiegel von Möllendorf zeigt eine Tanne und darauf anscheinend die Jahreszahl 1762 (vielleicht auch 1769 oder 1714), deutet also wohl auf Waldwirtschaft der Bewohner hin.

In der Mansfeldischen Erbteilung von 1420 fiel Möllendorf an den Vorderort, 1430 wurde es dem Grafen Volrad zugesprochen 1501 wurde Graf Hoier v. M. Besitzer; nach dessen Tode kam es an die Eislebische Linie des Vorderorts. Graf Johann Georg I. verkaufte es aber schon 1568 an Arnold Brünen für 4700 Gulden.

[1]) Grössler, Sagen der Grafsch. Mansfeld etc. Nr. 113.

Nachdem dieser es 1574 an Heinrich von Krosigk auf Alsleben verkauft, erwarb es von diesem um 1596 Ernst von der Asseburg. Dieser erbaute über Möllendorf nach Mansfeld zu ein Schloss, welches er nach seinem Familiennamen Neu-Asseburg nannte. Ihm folgten im Besitze des Schlosses und Dorfes die Herren von Treskow, v. Meiendorf, Franz v. Trotha (1610), Volrad Ludolf v. Krosigk auf Beesen, Vitztum von Eckstedt (1633), Gerlach und Friedrich von Kerssenbrock und v. d. Bussche. Von letzterem erkaufte es 1737 König Friedrich Wilhelm I. von Preussen, der Dorf und Schloss zu einem Amte „Neu-Asseburg“ erhob.

Die ältere, angeblich der S. Maria Cap.(ernaitica) geweihte und nach Annarode eingepfarrte Kirche von Möllendorf ist abgebrochen und an ihrer Stelle im Jahre 1827 eine neue erbaut worden, welche demzufolge gar nichts Altertümliches darbietet. In der alten Kirche lag Gerlach von Kerstenbrock, Burggraf auf Mansfeld, Erb- und Gerichtsherr auf Mönchshof und Neu-Asseburg, begraben. Die Kirchenbücher sollen bis 1662, alte Kirchrechnungen bis 1680 zurückreichen.

Die der Kirche gehörigen beiden Glocken haben 0,86 und 0,67 m Durchmesser. Die grössere ist im Jahre 1791 von Gottlieb Brackenhoff in Halberstadt gegossen. Die kleinere trägt gar keine Schrift, ist aber wegen ihrer sehr langgestreckten Form ohne Zweifel von hohem Alter.

Molmerschwende.

[G] Kleines Dorf mit 1880: 477; 1890: 441 Einwohnern, 18 km westlich von Hettstedt, ehemals im Schwabengau (Grafschaft Falkenstein), in geistlicher Hinsicht aber im Harzbanne (bannus nemoris) gelegen.

Der Name des Ortes (um 1311 und 1330 Malmerswende, 1400 Malmeswende) enthält als Grundwort das im Gebirgskreise nicht seltene Wort „Schwende,“ welches eine Rodung durch Feuer bedeutet, und als Bestimmwort den Personennamen Mahalmari oder Mathalmari, bedeutet also: die Feuerrodung des Mahalmari. Das Dorfsiegel mit der Inschrift „Gemeinde Molmerschwende“ zeigt zwei Laubbäume, also doch wohl Dorflinden als Sinnbild der Bauerschaft. Die Zweizahl erklärt sich vielleicht so, dass zwei Dörfchen in der heutigen Gemeinde vereinigt sind.

Die geschichtliche Vergangenheit des Dörfchens ist dunkel; eine gewisse Berühmtheit hat es aber dadurch erlangt, dass hier am 1. Januar 1748 der Dichter Gottfried August Bürger geboren worden ist. Auch noch eine andere berühmte, aber sagenhafte Persönlichkeit wird zu dem Dörfchen von der Sage in Beziehung gesetzt, indem letztere behauptet, der wilde Jäger Hackelberg liege in Molmerschwende begraben,[1]) eine Ehre, die freilich nach andern Abberode (im M. Gebirgskreise), nach wieder andern anderen Orten zukommt.

Die kleine, aus Fachwerk erbaute Kirche, deren Schutzheiliger unbekannt ist, scheint einen etwas älteren Turm zu haben, enthält aber gar nichts Altertümliches.

Die beiden Glocken von 0,75 und 0,48 m Durchmesser sind im Jahre 1612 von Heinrich Borstelmann in Magdeburg gegossen.

---

[1]) Kuhn u. Schwarz, Norddeutsche Sagen S. 182.

Morungen.[1])

[G] Kirchdorf mit 1880: 330; 1890: 279 Einwohnern, 24 km südwestlich von Hettstedt, unweit des nach Gross-Leinungen zu fliessenden Erbachs am südöstlichen Fusse des Gibichenbergs gelegen. Es war im Mittelalter einer der westlichsten Orte des Gaues Friesenfeld und gehörte in geistlicher Hinsicht in den Halberstädtischen Archidiakonatbezirk Kaldenborn. Die Endung — ungen deutet häufig die örtliche Lage an. Wie demnach das benachbarte Leinungen von der Leine (= Ansiedelung an der Leine), Bodungen von der Bode (= Ansiedelung an der Bode), Tyrungen von der Tyra, Heldrungen von der Heldra seinen Namen hat, Breitungen von seiner Lage auf grosser Thalbreite, Wasungen von den es umgebenden Rasen- und Wiesenflächen, so auch Morungen (8. Jahrh. Morunga, 1112 Morunge, 1400 Moringen) von seiner Lage in einer ehemals und zum Teil auch jetzt noch moorigen Gegend, auf welche nicht nur die nahegelegenen Südstriche der Horlaer Flur, die „Mörl" und die „Moorscheere," sondern auch der Name des südlich der Leine sich hinziehenden bewaldeten Bergrückens Mooskammer hindeutet, welcher nur eine Nebenform für die Bezeichnung Moorkammer ist, da in Süddeutschland fast jeder Sumpf oder Moor Moos heisst. Östlich vom Dorfe liegt der heilige Born, mehr nördlich der Sachsenkopf, ein umwallter Vorsprung zwischen dem grossen u. kleinen Kuhberg. Das Dorf ist jetzt Filial von Grossleinungen, soll aber bis 1522 einen eigenen Pfarrer gehabt haben. Denn um diese Zeit soll der damalige Inhaber der Morunger Pfarre in einer eigenen Predigt das 200jährige Jubiläum der Morunger Kirche gefeiert haben, die also 1322 gegründet sein müsste. Im Jahre 1400 ist sie im Halberstädter Archidiakonatsverzeichnis erwähnt. Die jetzige Kirche ist klein und modern, ohne alles Interesse. Ein alter, roher Taufstein lagert auf dem die Kirche umgebenden Friedhof, in dessen Mauer die uralte Dorflinde von riesigem Umfang (unten 7,5, weiter oben 8 m) steht, welche nur in Höhe von 10—15 Fuss noch erhalten und inwendig ganz hohl ist, so dass sie eigentlich nur noch eine Hülse bildet. Aber aus derselben sind jüngere Äste von solcher Höhe emporgewachsen, dass der Baum dennoch wieder eine stattliche Krone erhalten hat. Auf dem kleinen Dachreitertürmchen der Kirche hängen 3 sehr kleine Glocken von 0,58, 0,45, 0,38 m Durchmesser, deren grösste 1796 von Ulrich in Laucha gegossen ist, während die beiden kleineren keine Schrift, aber anscheinend ein hohes Alter haben.

Fragt man, ob Burg oder Dorf Morungen älter sei, so lässt die oben gegebene Deutung des Ortsnamens, welche M. als einen auf Moorboden gelegenen Ort kennzeichnet, keinen Zweifel darüber, dass die Auffassung v. Mülverstedts,[2]) das Dorf sei wohl als eine dem Schlosse desselben Namens seine Gründung verdankende Ansiedelung anzusehen, unhaltbar ist, da jene Deutung sich nur mit der Lage des Dorfes deckt, nicht aber mit der des Schlosses. Gleichwohl bestand auch ein Schloss Morungen schon sehr früh, denn bereits in der ersten Hälfte des 11 Jahrhunderts wird als Besitzer der Herrschaft Morungen mit Zubehör

---

[1]) Vgl. L. F. Freiherr v. Eberstein, Histor. Nachrichten über Gehofen und die Ämter Leinungen und Morungen. Berlin, W. Baensch, 1891. (Nicht alle Aufstellungen dieses sorgfältigen Werkes betreffs Morungens sind haltbar.) [2]) Harzzeitschrift XIII, 463.

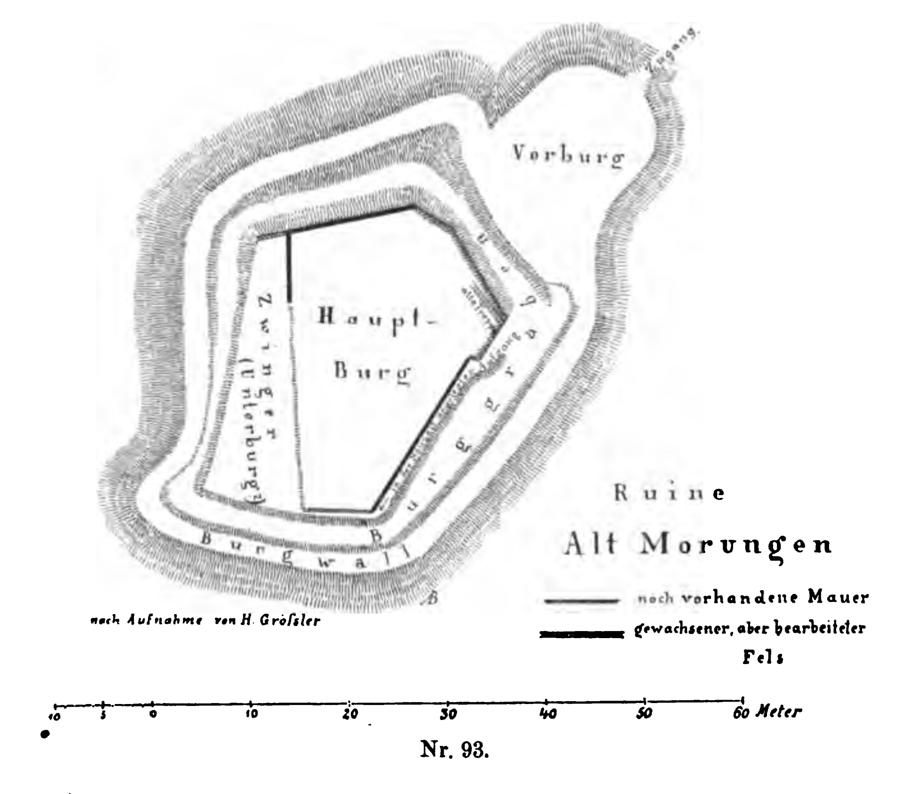
Graf Goswin der Ältere von Leige (schwerlich das benachbarte Gross-Leinungen) erwähnt, welcher seiner mit dem Markgrafen Wigbert (Wiprecht) von Groitsch vermählten Tochter Sigena nicht nur Gatersleben, sondern auch Morungen mit dem dazu gehörigen Gebiete und Freieigen zur Mitgift gab. („Qua industria (Wicpertus) familiaritatem domni Goswini, comitis senioris de Leige, emeruit. Qui filiam suam Wicperto, Sigenam nomine . . . tradidit; in cuius dotem Morunge et Gaterslebe cum suis territoriis et allodiis ac ceteris appendiciis constituit."[1]) Aus der Art dieser Erwähnung lässt sich schliessen, dass spätestens schon um das Jahr 1030 ein Schloss Morungen vorhanden gewesen ist. Da nämlich der aus der Ehe Wigberts I. und der Sigena geborne Wigbert II. von Groitsch im Jahre 1039 als puerulus bezeichnet wird,[2]) so muss Morungen etwa um das Jahr 1030 als Mitgift der Sigena an die Markgrafen von Groitsch gekommen sein.

Dieses älteste Schloss Morungen ist nun aber keineswegs die bisher fast allein bekannte und besuchte, nordnordöstlich vom Dorfe, östlich vom Molkenbachthale gelegene Ruine Morungen, sondern lag westlich von diesem Thale auf einem südlichen Vorsprunge des Bornbergs. Man erreicht die Ruine Alt-Morungen — diesen Namen führt der ursprüngliche Herrschaftssitz bei den Umwohnern — vom Dorfe aus bequem in 20 Minuten in folgender Richtung: Man überschreitet oberhalb des Dorfes nach Westen zu den Molkenbach und ersteigt dicht am Bornbergsborne, einem nur wenige Schritte vom Bette des Molkenbachs entfernt hervorquellenden Gewässer vorüber, in westlicher Richtung den Bornberg. Die Ruine Alt-Morungen ist übrigens höchst merkwürdig wegen ihrer mässigen Ausdehnung und einfachen Anlage, die, auch abgesehen von den in diesem Falle vorhandenen geschichtlichen Nachrichten, von vornherein auf ein hohes Alter schliessen lassen würden. (Siehe Nr. 93 auf S. 172.) Die Nordwestseite der eigentlichen Burg misst 16,15 m, die Nordostseite 15 m, die Südostseite 23,50 m, die Südseite 17 m, die Westseite gegen 30 m, der längste Durchschnitt 36,50 m. Ein tiefer Graben, von dessen Sohle aus die Mauer stellenweise eine Höhe von etwa 12 Metern erreicht, umzieht das Ganze in einer Sohlenbreite von 4 Metern. Von der Umgebung wird der Burggraben ferner durch einen 4—5 Meter hohen Wall getrennt, dem sich früher, wenigstens da, wo die Burgstelle mit dem Bornberge zusammenhängt, vielleicht noch ein zweiter Graben vorgelegt hat, von dem freilich keine Spur mehr zu bemerken ist. An der Nordseite der Burgmauer sind die Grundmauern eines runden Eckturmes erhalten; auch macht die Südwestecke den Eindruck, als ob hier ebenfalls eine basteiartige Erweiterung der Ecke vorhanden gewesen wäre. An der Südseite befindet sich in den Grundmauern ein höhlenartiger Zugang, wohl zu ehemaligen Kellern führend. Die Umfassungsmauern werden wohl ebenso, wie die des Schlosses Falkenstein, Obergeschosse in Fachwerk gehabt haben; ebenso werden die Innenseiten der Burggebäude aus Fachwerk bestanden haben. Da der von der Umfassungsmauer eingeschlossene Raum nicht viel grösser ist, als der von den Schlossgebäuden umgebene Burghof des Falkensteins am Harz, so kann man sich ungefähr einen Begriff machen von der Enge des Morunger Burghofes. Das ganze Schloss liegt übrigens, von Dorngestrüpp

[1]) Annal. Pegaviens., Monum. German. SS. XVI, 235. [2]) Annal. Pegaviens., l. l, p. 236.

überwuchert, gleich dem Schlosse Dornröschens, so versteckt im Walde, dass es nicht leicht aufzufinden ist. Von der Südostecke aus hat man einen herrlichen Blick auf den gegenüberliegenden bewaldeten Rücken der Mooskammer, der freilich von aufstrebenden Bäumen der Umgebung bald versperrt sein wird.

Anziehend und lehrreich zugleich ist namentlich betreffs der Grösse und Ausdehnung eine Vergleichung der Grundrisse der vier Bergschlösser Alt-Morungen, Falkenstein, Arnstein und Mansfeld, da eine solche nicht bloss die Bedeutung der sie besitzenden Familien wiederspiegelt, sondern auch einen Blick in die Entwickelung des Burgenbaues überhaupt thun lässt.

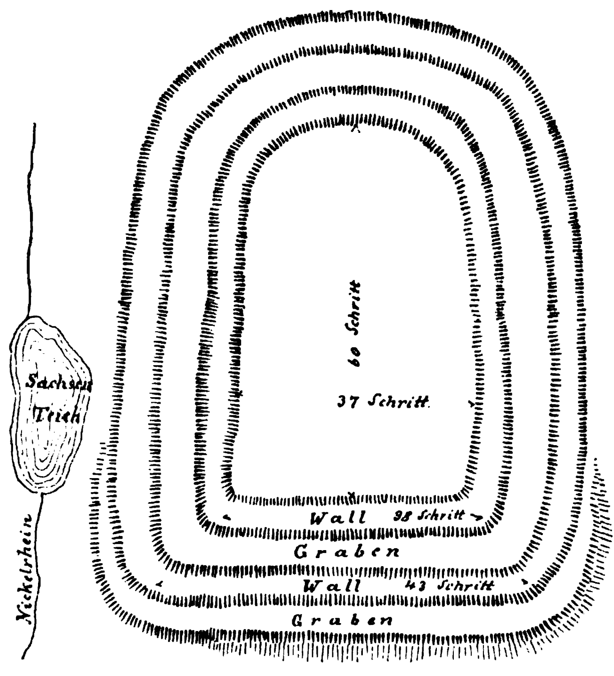


Nr. 93.

Steigt man nun von Alt-Morungen noch einige hundert Schritt weiter nordwärts den Bornberg hinan, so erreicht man auf dem Gipfel desselben einen fast kreisförmigen, von einem Graben und Wall umgebenen Hügel ohne Namen von nur 45 Schritt Umfang. Diese Schanze scheint einen Bergfried oder Wartturm umschlossen zu haben, der als Aussenwerk zur Sicherung der Burg nach Norden zu oder als Ausguck gedient haben wird.

Bis zum Jahre 1110 scheinen die Wipertiner die Herrschaft Morungen ungestört besessen zu haben. Nachdem aber Wigbert der Jüngere als Feind des Kaisers Heinrich V. aufgetreten und auf dem Schlosse Hammerstein gefangen gesetzt worden war, übergab Wigbert der Ältere, um seinen Sohn aus der Gefangenschaft zu lösen, ausser anderem Besitz auch die Burg Morungen dem Kaiser, der sofort damit den ihm aufs treueste ergebenen Grafen Hoier von Mansfeld be-

lehnte. („Wicpertus senior, compertis his, quae acciderant, . . . nullo alio pacto filium redimere potuit, donec urbem Liznich et pagos Nisen et Butdessin una cum urbe Morunge regi tradidit, quae omnia statim Hoyero comiti de Manesfelt sibi familiarissimo in beneficium rex concessit.“ [1]) Jedoch nicht lange behielt Morungen seinen neuen Herrn. Denn nachdem Hoier am 11. Febr. 1115 in der berühmten Schlacht am Welfesholze durch die Hand des gegen ihn als den Räuber seines Erbes erbitterten jüngeren Wiprecht von Groitsch gefallen war, kam Morungen wieder in Wiprechts Besitz, vermutlich durch Gewalt, wie ja auch die übrigen Burgen am Harz und im nördlichen Thüringen, deren Besitzer auf Seiten des Kaisers standen, von den Sachsen mit stürmender Hand genommen wurden, so der (alte) Falkenstein am Harz, die Beyer-Naumburg, die Burg Wallhausen, die Burg Kyffhausen. Vielleicht rührt aus dieser Zeit die Sachsenschanze her,



Nr. 94.

welche bei den Umwohnern jetzt gewöhnlich der Sachsenkopf genannt wird, falls sie nicht bereits eine vorgeschichtliche Befestigung ist. Da jedoch eine längere Belagerung der Burg Morungen behufs deren Wiedergewinnung erforderlich gewesen sein wird, so ist es recht wohl denkbar, dass die Sachsen, um sich gegen Ausfälle der Belagerten zu decken, ein stark befestigtes Lager anlegen mussten. Die Sachsenschanze, welche in Schumann und Schiffners Lexikon von Sachsen fälschlich für die Burg Alt-Morungen ausgegeben wird, liegt östlich etwa $^1/_4$ Stunde von der Ruine (Neu-) Morungen und eine gute halbe Stunde von der Ruine Alt-

[1]) Mon. German. SS. XVI Annal. Pegaviens. p. 251.

Morungen entfernt, am südöstlichen Abhange der zum Morunger Thale sich hinabsenkenden Hochfläche des Kuhberges. Östlich wird dieselbe vom Thale des Heiligenborns, westlich vom Thale des Nickelrheins begrenzt, dessen Gewässer sich in dem unmittelbar am westlichen Fusse der Sachsenschanze durch Abdämmung hergestellten, jetzt zugeschlämmten Sachsenteiche sammelt, welcher ohne Zweifel zur Versorgung der Sachsenschanze mit Wasser hat dienen sollen. Die letztere erstreckt sich in ihrer Längenrichtung von Norden nach Süden und bildet ein nördlich mehr als nach Süden zu abgestumpftes Rechteck, dessen innere Länge gegen 60 Schritt und dessen Breite etwa 38 Schritt beträgt. Dieser hochliegende Mittelraum ist von doppeltem Wall und doppeltem Graben umgeben. Die Sohle dieser Gräben ist 3—4 Meter breit und ebenso breit ist die Wallkrone. Die Wälle scheinen aus Steinen bestanden zu haben oder mit Steinmauern gekrönt gewesen zu sein, da rings um die Schanze guter Waldboden sich befindet, der mit gutgewachsenen Buchen bestanden ist, während auf dem Boden der Schanze selbst, wie auch der Wälle, nur völlig verkrüppelte Buchen und dürftige Flechten wachsen, ein Zeichen, dass der Boden hier durchaus steinig ist, da er der Pflanzenwelt nur dürftigste Nahrung gewährt.

Von dem Markgrafen Wiprecht kam die Burg (Alten-) Morungen durch Erbgang zunächst an seinen Sohn, den Markgrafen Heinrich v. Groitsch u. der Lausitz († $\frac{30}{12}$ 1135), dann an seine Tochter Bertha, die Gemahlin des Grafen Dedo v. Wettin, welche wegen dieses Besitzes im Jahre 1143 geradezu Bertha v. Morungen genannt wird.[1]) Dann muss M. an die Tochter Dedos, die vermutlich nur Berthas Stieftochter war, namens Mathilde, gefallen sein, welche es ihrem Gemahl, dem Grafen Rabodo von Abensberg, zubrachte, der jedoch ausser andern Gütern im Jahre 1157 auch Morungen an den Kaiser Friedrich I. verkaufte, der das Schloss nebst Herrschaft zu einem Reichsgute erhob, um das Reich für anderweite Verluste zu entschädigen.[2]) Seit dem Jahre 1157 sind die Schicksale der Burg mehr als anderthalb Jahrhunderte lang in völliges Dunkel gehüllt. Es ist aber kaum zu bezweifeln, dass während dieser geschichtlich dunklen Zeit (nach 1157) die Burg Alt-Morungen, vermutlich weil sie nicht gross genug war, verlassen worden und allmählich verfallen ist, sowie, dasss etwa im 13. Jahrhundert eine neue, grössere und festere Burg, gleichfalls des Namens Morungen, d. i. die jetzt vielbesuchte Ruine Neu-Morungen, östlich vom Molkenbachthale erbaut worden ist, auf welche sich alle späteren Nachrichten von dem Schlosse Morungen beziehen. Ein im Jahre 1290 erwähnter Burchardus de Morungen[3]) war vermutlich nur Burgvogt oder Burggraf auf dem neuen Schlosse Morungen, nicht Besitzer desselben. Die Anlage dieser Burg, welche durch den nordwestlich unweit von derselben gelegenen, zum Molkenbache abfliessenden Hausborn (=Schlossborn) mit Wasser versorgt wurde, ist im wesentlichen dieselbe, wie die von Alt-Morungen; nur sind die Verhältnisse grösser und auch mehr Mauerreste sind erhalten; gleichwohl sind dieselben im ganzen spärlich: ein geborstenes, den Einsturz drohendes Thor, Spuren eines grösseren Gebäudes und eines Turmes, Ringmauerreste,

---

[1]) Annal. Pegav. p. 258. „Berchta de Morunhen.“ [2]) Schöttgen, Graf Wiprecht, S. 110. — v. Schultes, Direct. Dipl. von Obersachsen II, 130. (Vgl. auch S. 146.) [3]) Mencken, Script. Rer. Germ. III, 1856.

Burggräben, die in den Thonschiefer eingehauen sind, das ist alles.[1]) Erst im Jahre 1320 wird dieses Schloss (Neu-) Morungen zum ersten male als Besitz des Landgrafen Friedrich des Freudigen von Thüringen urkundlich erwähnt und erscheint bereits 1326 als Besitz seines Sohnes, des Landgrafen Friedrichs des Strengen. Besonders klar liegt übrigens dieses Besitzverhältnis keineswegs. Denn nicht nur belehnte im Jahre 1323 König Ludwig der Bayer den Grafen Burchard VI. von Mansfeld mit der Burg Morungen,[2]) sondern es erwarb auch 1326 oder 1330 Graf Heinrich von Honstein, der Herr von Kelbra, einen Teil der Burg nebst Zubehör.[3]) Es scheinen also die Honsteiner und Mansfelder Grafen gemeinsam mit Morungen um 1323 oder 1326 belehnt worden zu sein. Bald nach 1373 erhielt der jüngere Bruder Dietrichs, Graf Ulrich v. Honstein, die Burg und Herrschaft Morungen (den 4ten Teil?) in weiterer Ergänzung der Erbteilung von 1313, welche der jüngeren Linie alle Besitzungen östlich der Zorge und Helme zuwies.[4]) Graf Heinrich II. von Honstein verpfändete 1401 seinen Anteil an Morungen an die Grafen von Schwarzburg und verkaufte ihnen denselben 1408 erblich, während in demselben Jahre (29. Sept.) Graf Hans von Honstein seinen Anteil an die Grafen Günther, Albrecht und Bruno von Mansfeld für 3487 Gulden verkaufte.[5]) Wenn nun auch nach einer andern Nachricht[6]) die Grafen Busso, Günther, Albrecht und Volrad von Mansfeld ganz Morungen seit 1401 pfandweise, Graf Volrad dagegen seit 1408 erblich durch Kauf erwarb, so ergiebt sich aus diesen nicht ganz übereinstimmenden Nachrichten doch mit ziemlicher Sicherheit die Thatsache, dass um das Jahr 1408 die Grafen v. Mansfeld die alleinigen Besitzer der Herrschaft M. geworden sind. Im Jahre 1407 wurden die Grafen Volrad, Gebhart und Busso von Mansfeld vom Kaiser Sigismund mit dem Schlosse Morungen nebst Zubehör belehnt und 1424 erscheint Graf Volrad mit seinen Neffen Günther und Hoier als Besitzer der Burg. Bei der im Jahre 1430 vollzogenen Teilung erhielt Graf Volrad die eine, Graf Günther die andere Hälfte von Morungen; zu ersterer gehörten Leinungen, Horla, Rotha und Horlahain. Bereits 1439 wurde Graf Bodo zu Stolberg (vermutlich infolge der Vermählung seines Vaters Heinrich mit Mechtild, der Tochter des Grafen Volrad II. von Mansfeld) Pfandinhaber einer Hälfte des Schlosses, in welcher Eigenschaft er mit seinen Mitbesitzern, den Grafen von Mansfeld, einen Burgfrieden vereinbarte, der die Grenzen der „Schlossfreiheit“ folgendermassen bestimmte: „von der borg den stig neddir vff den husborn[7]) vnd vme den Husborn eyn agker breid vnde neddir von dem Husborne vff den syg, der von dem borne gehit, vnde von dem syge an, als die

---

[1]) Eine günstige Ansicht dieser Burg, welche das Volk, wie schon bemerkt, (im Gegensatz zu Alt-Morungen) Neu-Morungen nennt, ist von keiner Seite her zu gewinnen, da der Wald sie völlig verdeckt. Dagegen ist der Ausblick auf die grünen Blätterwogen der Waldthäler ein sehr angenehmer, wie auch der Blick auf das am Fusse des Burgbergs liegende neueste Schloss Morungen mit seinem schönen Garten durch Lieblichkeit überrascht. [2]) Heidenreich, Die Pfalzgrafen zu Sachsen S. 220. [3]) Heidenreich, Geschichte der Grafen v. Honstein S. 11. — Leuber bei Menken SS. rer. Germ. III, 1856. [4]) K. Meyer, Festschrift, Nordhausen 1887, S. 59. [5]) Urkundenregest der v. Hornschen Urkundensammlung in Eisleben. S. 191. [6]) Cyr. Spangenberg, Mansfeld. Chronik S. 510. [7]) Der Hausborn ist ein jetzt fast verschütteter Quell nordwestlich von der Burg, dessen Abfluss nach kurzem Laufe den Molkenbach erreicht.

langen boyme an dem borgberge vndir dem gnygke stehen, wann vff den rietestieg vnde von dem rietestiege weddir vff die borg.“ Die mansfeldisch gebliebene Hälfte des Schlosses war bis zum Jahre 1443 im gemeinsamen Besitze der Grafen Volrad, Gebhart und Günther von Mansfeld; in diesem Jahre aber verkaufte Günther am 2. Februar seinen Anteil an seine beiden Vettern Volrad und Gebhart (am Sonnabend purificacionis Marie.[1]) Freitag nach Quasimodo geniti 1445 ging der Drittelanteil der beiden Grafen gegen Überlassung eines Dritteils von Wippra durch Tausch an den Mitbesitzer Grafen Bodo v. Stolberg über, jedoch nur pfandweise, wie im selben Jahre (1445, am Sonntage des Evangelisten Matthäus) Graf Busso von Mansfeld seinen halben Teil der Burg Morungen an den Grafen Heinrich zu Stolberg, anscheinend auf Wiederkauf, verkaufte, da er am Sonntage Oculi 1458 diesen halben Teil abermals wiederkäuflich an den Grafen Gebhart v. Mansfeld abtrat. Eigentümer einer Hälfte der Burg müssen aber die Grafen von Mansfeld geblieben sein, da die Grafen Volrad und Gebhart 1448 ($\frac{30}{9}$) (am Montage nach Michaelis) ausser andern Burgen auch die halbe Burg Morungen unter sich teilten.[2]) Im Jahre 1452 am 21./6. erscheint Graf Bodo v. Stolberg neben Graf Günther v. Mansfeld als Besitzer der einen Hälfte der Burg.[3]) 1467 wies Kaiser Friedrich III. den Grafen Heinrich zu Stolberg und Günther, Grafen zu Mansfeld, wegen des Lehns des Schlosses Moringen an Sachsen.[4]) Die Stolberger Grafen hatten ihre Hälfte pfandweise bis 1496, einen Teil der Morungischen Gehölze sogar bis gegen Ende des XVI. Jahrhunderts inne, wo dieselben von den Mansfelder Grafen zurückerworben wurden. Im Jahre 1484 sahen sich die letzteren genötigt, dem fortwährenden Drängen der Herzoge von Sachsen nachzugeben und fortan das bisher als Reichslehn von ihnen besessene halbe Teil des Schlosses Morungen mit dem Bergwerke daselbst von Sachsen zu Lehn zu nehmen, was Kaiser Friedrich III. 1486 bestätigte. Bei der grossen mansfeldischen Erbteilung von 1492 erhielt Graf Albrecht v. Mansfeld, der Begründer der hinterortischen Linie, die vormals Stolbergische Hälfte von Morungen; die bereits früher mansfeldische erhielt Graf Hoier vom Vorderort. Die Gehölze, die Bergwerke und die Fischerei verblieben gemeinsamer Besitz. 1496 am Mittwoch nach Judica verkauften die Grafen Heinrich der Ältere, Heinrich der Jüngere und Bodo v. Stolberg an die Grafen Günther, Ernst, Hoyer, Gebhart und Albrecht von Mansfeld ihren halben Teil an Morungen, welchen ihr Grossvater wiederkäuflich von den Mansfeldern erworben hatte, für 4000 Gulden. Bereits 1495 war dieser Kauf verabredet worden und die Mansfelder hatten 400 Gulden darauf angezahlt, wobei sich die beiden erstgenannten Stolberger Grafen (Freitag nach divisionis apostolorum) verpflichtet hatten, die 400 Gulden zurückzuzahlen, falls der Verkauf wegen der Grenzen nicht zustande kommen sollte. 1505 bezw. 1506 kam ganz Morungen durch Kauf an den Grafen Gebhart v. Mansfeld-Mittelort, der es 1535 an die Grafen Hoier, Philipp und deren unmündige Brüder verpfändete, wobei Hoier seinen Anteil Philipps Gemahlin Amalia als Leibzucht verschrieb.[5]) Später (1562) verkauften die Grafen die Herrschaft

[1]) Mansf. Urkb. S. 593. [2]) Mansf. Urkb. S. 595. [3]) Mansf. Urkb. S. 596. [4]) v. Eberstein a. a. O. S. 119. [5]) Auszüge aus der v. Hornschen Urkundensammlung zu Eisleben. v. Eberstein, Urkundl. Nachträge S. 8 u. 9.

wiederkäuflich an die mit einander verschwägerten Asche von Holle (v. d. Helle?) und Ludolf v. Bortfeld für 13,000 Thaler und 13,000 Goldgulden; 1563 wurde Asche v. Holle der alleinige Besitzer. Bald aber fand wieder ein häufiger Besitzwechsel statt. 1571 erwarb Andreas Kahle die Herrschaft; 1575 kam dieselbe an Gebhart, Philipp und Klaus von Bortfeld, 1580 an Heinrich v. Biela und Georg Hutter, 1585 an Christoph v. Hoym, 1621 an den braunschweigischen Obristlieutenant Johann Statz von Raschau, 1623 an dessen Stiefsohn Wulbrand George Bock von Wülfingen auf Elze und Grunau und 1655 an den Generallieutenant und späteren Feldmarschall Ernst Albrecht von Eberstein, der die Herrschaft für 24,000 meissnische Gulden erkaufte und dessen Nachkommen sie noch heute besitzen.[1])

Jetzt liegt die zweite alte Burg Morungen, von der man nicht weiss, wann und von wem dieselbe zerstört worden ist, — vermutlich haben sie die aufrührerischen Bauern im Jahre 1525 zerstört[2]) — in Trümmern. 1533 war das Schloss Morungen bereits eingefallen, sodass auf dem Vorwerke Haus gehalten werden musste, was zur Verlegung des Amtes nach Leinungen Anlass gab. Im Jahre 1655 gab der damalige Besitzer des Amtes, Feldmarschall E. A. v. Eberstein, den Amtsunterthanen, welche nur nach Morungen, nicht aber nach Leinungen Baufuhren leisten wollten, zu bedenken, dass „das alte Schloss zu Morungen auf dem Berge schon vor $1^1/_2$ hundert Jahren und mehr wüst gestanden" und von den Grafen v. Mansfeld selbst das Amtshaus von Morungen nach Leinungen transferiret worden. Ein neues Schloss Morungen, dem Freiherrn von Eller-Eberstein gehörig, also das dritte dieses Namens, ist im Thale unterhalb des älteren (zweiten) Schlosses erstanden.

Das Zubehör der ehemaligen Reichsburg bestand aus den im Friesenfelde gelegenen Dörfern Morungen, Leinungen (aber vermutlich ursprünglich nur der ehemals Munislynungen genannte Teil dieses Ortes) und Horla, wozu später auch noch das bereits dem Schwabengau angehörende Dorf Rotha sowie die westlich von Rotha gelegenen Schlösser Passbruch und Neuhaus kamen; ferner wohl auch die wüstgewordenen Dörfer Horlhayn b. Horla und Hannikerode (Hankerode) zwischen Lengefeld und Morungen.

Schliesslich ist noch des Geschlechtes der Herren von Morungen zu gedenken, welchem der bekannte, gegen Ende des XII. und Anfang des XIII. Jahrhunderts lebende Minnesänger Heinrich von Morungen angehörte und welches im späteren Mittelalter namentlich in der Stadt Sangerhausen, wo der Morungshof am alten Markte noch sein Andenken bewahrt und in der Umgegend von Sangerhausen — so in Riestedt, Beyernaumburg, Obersdorf und Grillenberg — angesessen war. 1344 erscheint ein Herr von Morungen auch als Inhaber der Burg Heinrichsberg auf dem Harze.[3]) Das Wappen des Sängers ist ein gelber halber, abnehmender oder auch ein mit den Hörnern aufwärts gekehrter Mond mit davorstehendem, bezw. darüberstehendem, sechsstrahligem Sterne, während den Helm ein wachsendes Frauenbild schmückt, das in jeder halberhobenen Hand ein niedriges, kelchartiges Gefäss hält, das oben mit Pfauenfedern besteckt ist, also eine Art Pfauenwedel.[4])

---

[1]) v. Eberstein, Urkundl. Nachträge S. 34. [2]) v. Eberstein, Histor. Nachrichten S. 124. A. a. O. S. 168. [3]) Karl Meyer, Festschrift, Nordhausen, 1887, S. 57. [4]) v. Mülverstedt in der Harzzeitschrift XIII, S. 471 u. 472, wo auch nähere Mitteilungen über das Leben des Dichters gegeben sind.

Diese Morunger tragen ihren Namen ohne Zweifel von unserem Schlosse (Alten-) Morungen, das sie jedoch nicht selbst besassen, sondern auf welchem ältere Glieder des Geschlechts die Stelle von Reichsburgmannen oder gräflichen bezw. markgräflichen Burgmannen bekleidet haben. Zwar haben mehrere angenommen, dass der Minnesänger Heinrich v. M. wegen der niederdeutschen Färbung seiner Sprache von der bei Göttingen gelegenen Burg desselben Namens stamme, aber andere bezeichnen ihn ganz entschieden als einen Thüringer, was v. Mülverstedt neuerdings eingehend nachgewiesen hat.[1])

Betreffs des Dorfes Morungen sei übrigens noch bemerkt, dass es im Jahre 1655, als der neue Besitzer E. A. v. Eberstein ein Inventarium aufnehmen liess, ganz wüst war, die Gärten und Wiesen mit Büschen verwachsen, infolge der Verheerungen des furchtbaren dreissigjährigen Krieges. Doch erschienen 1686 bei einer von Amtswegen gehaltenen Besichtigung bereits wieder 14 Morunger Unterthanen.[2])

Örner.

[G] Diesen Namen tragen zwei nicht weit von einander an der Wipper, aber an verschiedenen Ufern derselben liegende Dörfer, die aber durch besondere Bestimmwörter von einander unterschieden werden. Urkundlich lautet derselbe im 10. Jahrhundert Arnare (Dronke, Tradit. Fuld. c. 41, 70), 973 Arneri, 1159 Ornare, 1166 Ornere, 1262 Ornaria, 1293 Ornere, 1298 Hornaria, 1343 Orner, 1376 Oerner, 1394 Ornre, 1400 Orner etc. Ein Ort, welcher anscheinend genau denselben Ortsnamen trägt, kommt auch in Friesland (jetzt Eenrum bei Appingedam westlich vom Dollart) im 10. und 11. Jahrhundert in der Form Arnarion, Arneron, Arnern vor. Dieser seltene und eigentümliche Ortsname fällt geradezu zusammen mit dem ahd. arnari, arneri der Schnitter, Erntearbeiter (von arnên, arnôn = ernten), bedeutet also „zu den Schnittern," ein Zeichen, dass das ältere Dorf dieses Namens aus einer Schnitteransiedelung entstanden ist, was auf sehr frühe Benutzung der umgebenden Flur zu Ackerland hindeutet.[3]) Auch Graff in seinem Sprachschatz (I, 427) bringt die Übersetzung von arnari durch quaestuarii, was wohl Lohnarbeiter bezeichnen soll.

(Burg-) Örner.

[G] Das auf dem rechten Ufer der Wipper nördlich vom Krieggraben und 2 km südlich von Hettstedt gelegene Kirchdorf Burg-Örner mit 1784: 212; 1880: 2006; 1890: 3229 Einwohnern, eine Zahl, die fast der von Gross-Örner gleichkommt, ist zwar von nicht unbeträchtlichem urkundlichen Alter, aber auf alle Fälle bedeutend jünger, als das auf dem linken Ufer der Wipper weiter aufwärts gelegene Gross-Örner, welches darum auch Alten-Örner heisst, ein Name, der allein schon das höhere Alter dieses Ortes bekundet. Burgörner erscheint zum ersten Male urkundlich im Jahre 1342. (1342 Borchornere und Borgornere, 1343 Borchorner, 1372 Burchornere, 1400 Borchorner.) Da jedoch bereits 1337 antiquum Ornere

[1]) A. a. O. Harzzeitschr. XIII, S. 440—476. [2]) v. Eberstein, Histor. Nachrichten über Gehofen, Leinungen und Morungen S. 168 u. 170. [3]) Über ähnliche Ortsnamen mit gleicher Endung, welche einer Berufsthätigkeit ihrer Bewohner ihre Entstehung verdanken, vgl. Grössler, Erklärung der Ortsnamen des Mansfelder Gebirgskreises in der Zeitschr. des Harzvereins 1886, XIX, S. 334.

unterschieden wird, so muss das ihm entgegenzusetzende Neu-Örner, welches eben Burgörner ist und auch Klein-Örner heisst, mindestens schon einige Zeit vor dem Jahre 1337 bestanden haben, freilich kaum schon als ansehnliches Dorf.

Burgörner mit seiner Flur liegt nördlich von dem in den Regenbeek mündenden Krieggraben. Dieser bildet zum Teil die Grenze zwischen Schwaben- und Hosgau; folglich muss Burgörner im Mittelalter zum Schwabengau bezw. zur Freiherrschaft Arnstein, die nur hier ein Stück rechts der Wipper umfasste, gehört haben, wofür auch spricht, dass es in geistlicher Hinsicht zu dem schwabengauischen Banne (Unter-) Wiederstedt gehörte, welcher nur Orte aus dem Schwabengaue umfasste.

Als frühest genannte Grundbesitzer in der Flur von Burgörner erscheinen die Grafen von Mansfeld in den Jahren 1342 und 1346. Da nun erst 1362 neben dem Dorfe (villa) von einem Hofe Borchorner die Rede ist, so ist es höchst wahrscheinlich, dass die Grafen von Mansfeld nicht nur die alleinigen Besitzer des Ortes und seiner Flur waren, sondern dass sie auch den Hof und die dabei auf dem östlich sich erstreckenden Höhenzuge auf einem aus demselben hervortretenden und mit Wald bestandenen Bergkopfe gelegene, nicht grosse Burg erbaut haben, von welcher einige Reste auf dem Burgberge noch sichtbar sind. Von dem zu der Burg gehörigen Turme sind die Mauern in einer Höhe von etwa 12 Metern noch erhalten. Diese Burg wird die Bestimmung gehabt haben, die Nordgrenze der Grafschaft Mansfeld gegen feindliche Einfälle zu decken. Nachdem jedoch um die Mitte des 15. Jahrhunderts Hettstedt mansfeldisch geworden war, wurde die Burg bei Klein-Örner entbehrlich und darum mag dieselbe schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Verfall geraten sein. In der ersten mansfeldischen Erbteilung von 1420 fiel Burg-Örner mit Gross-Örner den Grafen vom Vorderort zu. Schulden halber sahen sich 140 Jahre später (1560) die Grafen Johann Georg, Peter Ernst, Hans Albrecht, Hans Hoyer und Hans Ernst von Mansfeld genötigt, Burgörner nebst dem Amte Polleben und dem Vorwerke Siersleben mit der lehnsherrlichen Zustimmung des Erzbischofs Sigismund von Magdeburg unter Einwilligung aller Mitbelehnten wiederkäuflich an Caspar und Hans von der Schulenburg für 16,000 Thaler auf 15 Jahre zu verkaufen. Nach manchem Besitzwechsel und mannigfachen Teilungen innerhalb der von Schulenburgschen Familie wurde Burgörner samt dem Vorwerke Siersleben im Jahre 1652 von der geborenen und verwitweten Gräfin Barbara Magdalena von Mansfeld ausgeklagt und mit Wiederkaufsrecht an den kurfürstlich Sächsischen Oberaufseheramts-Verwalter D. Adam Timaeus für 20,000 Thaler auf 15 Jahre cediert, aber von dessen hinterlassenen Erben am 24. Nov. 1668 dem Grafen Johann Georg v. Mansfeld, dem letzten evangelischen Gliede des Grafengeschlechts, gegen Übernahme der Schulden des Erblassers und Gewährung eines Deputates an Geld und Naturalien, auch einer Begräbnisstätte in der Kirche zu Thal-Mansfeld per donationem inter vivos remuneratoriam eingeräumt. Graf Johann Georg wendete das Amt Burgörner gleicherweise seiner Gemahlin Louise Christine, einer gebornen Gräfin von Stolberg und nachmaligen Herzogin zu Sachsen-Weissenfels, zu. Als nun dieselbe nach des Grafen Tode sich im Jahre 1712 mit dem Herzoge Christian von Sachsen-Weissenfels vermählt hatte, verkaufte sie Burgörner samt dem 1706 dazu erworbenen Vorwerke Rödichen am 29. Nov. 1713 an den Quedlinburgischen Stiftshauptmann Freiherrn Posadawsky von Postelwitz, welcher kurz vorher auch „das

freie Vorwerk Siersleben" von dem Grafen Christian von Solms käuflich erworben hatte. 1714, am 26. Februar, vollzog König Friedrich Wilhelm I. von Preussen als Oberlehnsherr die Belehnung des Käufers mit Burgörner, Rödichen und Siersleben, welcher nun in Burgörner sehr umfangreiche Herrschaftsgebäude errichten liess.

Von der verwitweten Freifrau Helena Ludomilla Posadowska von Postelwitz, geb. von Sauerma, erkaufte 1740 der Königl. Preussische Regierungs-Präsident zu Magdeburg und Kammerherr Karl Friedrich von Dacheröden die beiden „adelig freien Rittergüter Klein- oder Burgöhrner und Siersleben," mit denen er im selben Jahre von dem Fürsten und Grafen Heinrich Franz II. von Mansfeld belehnt wurde. Eine Nachkommin des neuen Eigentümers, Caroline von Dachröden, wurde die Gemahlin des preussischen Ministers und geistvollen Sprachforschers Wilhelm von Humboldt, welcher durch sie schliesslich der Besitzer des Amtes wurde. Hierdurch wird erklärlich, warum in dem Briefwechsel Wilhelms von Humboldt mit Schiller Burgörner häufig als des ersteren Wohnsitz erwähnt wird. Da auch Wilhelms Bruder, Alexander, häufig als Gast in Burgörner verweilte, so hat man im Jahre 1869 anlässlich der Humboldtschen Säkularfeier in dem nach Alexander von Humboldt benannten Humboldtshaine zu Burgörner an einer Eiche eine Tafel mit folgender Inschrift befestigt:

„Hier weilte Alexander von Humboldt oft und gern."

Auch dessen mag gedacht sein, dass der berühmte Hallische Philologe Fr. A. Wolf oftmals Wilhelms von Humboldt Gast in Burgörner gewesen ist.

Das „Siegel der Gemeinde Burgörner" führt als Siegelbild auf einem Wappenschilde einen Bischof mit Bischofsmütze und Krummstab, zu dessen Seiten je eine Rosette zu sehen ist, sowie die Jahreszahl 1591. Vermutlich soll dieses Bischofsbild den h. Nikolaus darstellen, welchem die Kirche von Burgörner geweiht ist.

Die einstmals auf dem Berge gelegene St. Nicolaikirche wurde im Jahre 1800 niedergerissen und 1809 im Dorfe wieder aufgebaut. Dieselbe ist also ein modernes Gebäude, weshalb von ihr nichts zu berichten ist. Der Taufstein, von unschöner Renaissanceform, ist vom Jahre 1617. Das Taufbecken von Messing ist wertlos. Die im Dachreiter der Kirche hängende Glocke von 0,64 Meter Durchmesser ist 1862 von den Gebrüdern Ulrich in Laucha gegossen.

Gross-Örner.

[G] Grosses Pfarrkirchdorf, auf der linken Seite der Wipper, 3 km südsüdwestlich von Hettstedt, vormals in der Freiherrschaft Arnstein im Schwabengau, im Banne des Archidiakonats Aschersleben gelegen, hatte 1784: 694; 1875: 1830; 1880: 2592; 1890: 4335 Einwohner. Dass Grossörner bei weitem älter ist als Burgörner, ist schon bei diesem Orte bemerkt worden. Bereits im Jahre 973 überliess die Abtei Fulda dem Erzstift Magdeburg seine Besitzungen in Arneri. Auf diesen Ländereien hatte das Erzstift später Dienstmannen sitzen, welche sich nach dem Orte nannten. Schon 1166 wird ein Albertus de Ornere urkundlich genannt, spätere Mitglieder des Geschlechts führen die Namen Berthold, Jordan, Conrad, Heinrich und Christian. Diese Familie besass wahrscheinlich das grössere Gut, das jetzige Amt, in Grossörner und war mit den Herren von Hoym stammverwandt.[1])

[1]) Dies ergiebt sich aus zwei Urkunden bei v. Erath, Cod. Dipl. Quedlinb. S. 349 u. 414.

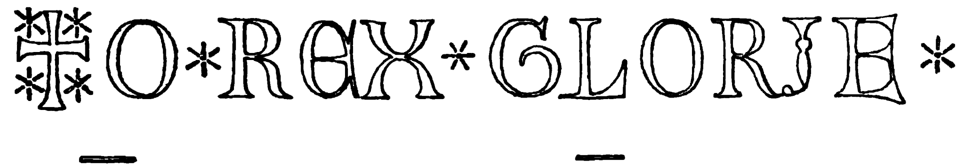
Ein zweites, kleineres Gut besassen die von Bause, weshalb noch heute eine Stätte in Grossörner der Bausenhof genannt wird. Das grössere Gut war später im Besitze der Herren von Bülow und dann der Herren von Pfuhl. Von letzteren kaufte es der König Friedrich Wilhelm I. von Preussen, verband damit den Bauseschen Hof und das Kinderlingsche Freigut und machte den so vereinigten Besitz zu einem prinzlichen Amte. (Der Brauhof gehörte mit bestimmten Gerechtigkeiten zu Helmsdorf.)

Im Jahre 1337 wird das jetzige Grossörner als Alten-Örner (antiquum Ornere) bezeichnet, eine Bezeichnung, die sich auf die Dauer nicht erhielt und von der noch jetzt gebräuchlichen verdrängt wurde.

1420 fiel Grossörner mit Burgörner an die Grafen von Mansfeld-Vorderort; bei der zweiten Teilung (im Jahre 1501) ebenfalls an die vorderortischen Grafen.

Bei dieser frühen Zugehörigkeit zu der Grafschaft Mansfeld kann es nicht befremden, dass das Gemeindesiegel das längsgeteilte Mansfeld-Querfurtische Wappen enthält, aber anscheinend von einem Menschenhaupte bekrönt und auf zwei in Form eines Andreaskreuzes gelegten Keilhauen (oder Doppelstreitäxten?) ruhend. Die Bedeutung der Beigaben ist erst noch festzustellen. Soll die letztgenannte wirklich Keilhauen darstellen, so ist die Beziehung derselben auf die Beschäftigung der Bevölkerung mit dem Bergbau unverkennbar. Sowohl dieser Stempel, wie auch (und in noch höherem Grade) ein anderer stellen Wappen und Beigaben sehr undeutlich dar.

Dass Grossörner schon früh ein ansehnliches Dorf war, ergiebt sich schon daraus, dass es zwei Kirchen besass, von denen die eine dem Apostel Andreas, die andere dem h. Stephanus geweiht war. Die jetzige Kirche ist eigentlich die S. Andreaskirche; die andere, welche im Jahre 1400 noch bestand, wird von Cyr. Spangenberg in seiner Historia des Klosters Mansfeld als „Sct. Stephans Capelle zu Grossen Oerner, in der Bausen Hofe gelegen," bezeichnet, ist aber jetzt eingegangen. Über diese Stephanskapelle hatte nach Spangenberg das Kloster Mansfeld das Patronatsrecht. Im Jahre 1343 wird ein Priester Bartold als Pfarrer (plebanus) in Örner genannt, doch sind beide Kirchen ohne Zweifel lange vorher dagewesen. Die Kirche ist zwar aus spätgotischer Zeit, der Turm aber romanisch; auch hat sich der Rest eines romanischen Taufsteins erhalten, sowie zwei alte Läute-Glocken. Die Durchmesser derselben betragen 1,11 und 0,86 Meter. Die grössere schmückt eine schöne Majuskelschrift:





Nr. 95.

Die kleinere ist von Eckhardt Kucher in Erfurt 1588 gegossen.

Die Schlagglocken haben nichts Merkwürdiges.

Pansfelde.

[G] Ziemlich grosses Dorf am Schwendebache (ursprünglich Suanebeke), 16 km westlich von Hettstedt, vormals im Schwabengau (Grafschaft Falkenstein) bezw. in dem Halberstädtischen Harzbanne (bannus nemoris) gelegen, mit 1880: 986; 1890: 894 Einwohnern. Wie die älteste urkundliche Form des Ortsnamens zeigt (1276 Pamezvelde, 1311 und 1330 Pansvelde, 1339 Panzvelde, 1400 Pansfelde), bedeutet derselbe: Feld d. h. Waldrodung des Pamo oder Pammo. Das nicht mehr in Gebrauch befindliche ältere, aber doch erst aus dem Jahre 1834 — wie die darin enthaltene Jahreszahl beweist — stammende Siegel zeigt eine Tanne auf Heideboden; vermutlich zugleich eine Hindeutung auf Waldwirtschaft der Bewohner und Andeutung des Versammlungsortes der Gemeinde.

Über die Vergangenheit des Dorfes ist fast nichts bekannt; nur sei bemerkt, dass Graf Burchard v. Falkenstein im Jahre 1311 mit Pansfelde von dem Bischof v. Halberstadt belehnt wurde. Über eingegangene Dörfer in der Flur berichtet im Jahre 1828 der Prediger Pflug daselbst.[1]) Auch hier giebt es nach dessen Angabe etwa 2000 Schritt östlich vom Dorfe einen Klusberg, an dessen Fusse nach NW. zu eine Wiese liegt, die der Kirchhof heisst und die Begräbnisstätte für ein ehemals auf dem Klusberge gestandenes Kloster sein soll. Die Geschichte weiss von einem Kloster daselbst nichts.

Die ganz moderne, einen Turm mit Fachwerksaufsatz tragende Kirche besitzt keine Merkwürdigkeiten, wie man auch nicht weiss, wann sie gestiftet und wem sie gewidmet gewesen ist. Nur der drei Glocken ist Erwähnung zu thun. *[S]* Dieselben haben 0,92, 0,67 und 0,56 m Durchmesser. Die grosse ist laut Inschrift 1748 von Friedr. Aug. Becker in Halle gegossen und zeigt das v. d. Asseburgische Wappen. Die mittlere goss 1602 Heinrich Borstelmann in Magdeburg; die kleine 1877 C. F. Ulrich in Laucha.

[G] Übrigens bleibe nicht unbemerkt, dass in Bürgers Gedicht: „Des Pfarrers Tochter zu Taubenhain" unter Taubenhain Pansfelde zu verstehen ist.

Piskaborn.

[G] Kleines Kirchdorf, 12 km südwestlich von Hettstedt und westlich von Mansfeld auf einer Hochebene, vormals in der Herrschaft Wippra im Gaue Friesenfeld, bezw. im Banne des Archidiakonats Kaldenborn gelegen, mit 1784: 226; 1880: 240; 1890: 214 Einwohnern. Der Name des Ortes (urk. 1420 Besekenborn, 1537 Besikeborn) scheint einen Personennamen Besiko zu enthalten; da aber die erhaltenen urkundlichen Formen aus verhältnismässig später Zeit stammen, so ist derselbe vermutlich entstellt. Falls demselben das ahd. pisôn, bisôn, afries. pissja, nfries. pissjen (= eine Flüssigkeit strahlend ausspritzen) zu Grunde liegt, würde derselbe bedeuten „lebhaft hervorspringender Born." Der nie versiegende Hauptquell des Dorfes, der immer gutes Wasser giebt, heisst jetzt „Glasborn." Das „Gemeindesiegel zu Piskaborn" ist ein redendes, denn es zeigt einen Mann, welcher einen Eimer aus einem Ziehbrunnen hebt. Über dem Bilde steht die Jahreszahl 1797.

[1]) Rosenkranz, Zeitschrift I, 2, S. 21 ff.

In der mansfeldischen Erbteilung des Jahres 1420 kam Besekeborn an den Vorderort, bei dem es auch 1501 verblieb. Im Jahre 1537 liess Graf Albrecht, dem die Herrschaft Rammelburg gehörte, zwei Bauern in Besikeborn durch den Landrichter des Amtes Rammelburg gerichtlich belangen; diese aber behaupteten, als Unterthanen des Grafen Hoier vom Vorderort seien sie dem Gerichtszwange des Amtes Rammelburg nicht unterworfen. Als das Vorwerk Leimbach bei Mansfeld zu einem Amte erhoben wurde, wurde auch Piskaborn der Gerichtsbarkeit desselben unterstellt. Das Freigut in Piskaborn kaufte 1736 Otto Friedrich I. von der Schulenburg von der Frau des Canonicus und Kammersekretärs Schartow, die es von ihrem Vater Jakob Johann Graff ererbt hatte, für 8750 Thaler. Otto Friedrichs Sohn, August Christoph Ludolf Gottlieb, verarmte aber und verpfändete das schon durch seinen Vater verschlechterte Gut an seinen Vetter Otto Friedrich II. auf Crüssau, dem er es 1775 erblich abtreten musste. Letzterer verkaufte es 1787 wieder an den Prediger Göpel in Piskaborn. Das Piskaborner Freigut hatte die Gerichtsbarkeit über 3 Häuser im Dorfe, die ihm dienstpflichtig waren, ein Verhältnis, welches bei mansfeldischen Freigütern öfter vorkommt.

Die dem h. Nikolaus geweihte, also vielleicht einer Gemeinde von Niederländern oder Friesen dienende Kirche von Piskaborn besitzt keinen Turm und besteht aus zwei durch eine Mauerfuge deutlich erkennbar getrennten Teilen nämlich einem nach Osten gelegenen, halbachteckig geschlossenen, mit Aussenpfeilern versehenen Chore aus frühgotischer Zeit, und einem westlichen rechteckigen Schiff aus dem späteren Mittelalter. Da in der Wetterfahne die Jahreszahl 1519 steht, so wird diese, wofür auch die Stileigentümlichkeit des Haupteinganges spricht, das Jahr der Vollendung des spätgotischen Teils bezeichnen. Der Südseite des westlichen Teils ist eine Vorhalle vorgelegt, aus welcher in die Kirche eine Thür mit Rundbogen führt, während die von aussen in die Vorhalle führende Thür spitzbogig ist und manches Eigentümliche aufzuweisen hat, wie es für ein so abgelegenes Dorf ohne Beispiel sein dürfte. (Siehe Nr. 96 S. 184.) Die Stäbe der Gewölbeschenkel sind nämlich auf sehr zierliche Weise an ihren Füssen mit Blattwerk geschmückt. Über dem Portal erblickt man ein blosses Kreuz (ohne den Heiland), welchem Maria und Johannes zur Seite stehen. Anscheinend hat an dem Kreuze niemals der Körper Christi sich befunden. Über dem Kreuze steht: „Renov. 1863“, unter demselben: Matth. 13,16.

Die Kirche besitzt einen gotischen Kelch mit sechsblättrigem, stark eingebogenem Fusse aus dem Jahre 1497, an dessen unterem Rande folgende sehr schwer zu enträtselnde und nur zumteil sicher zu lesende Inschrift steht:

........iſt 1497 diſſer kelich gemachtt
vonn(?) nebomukk .... beilich(?)

Auf dem sechskantigen Schafte steht unten:

ihesus

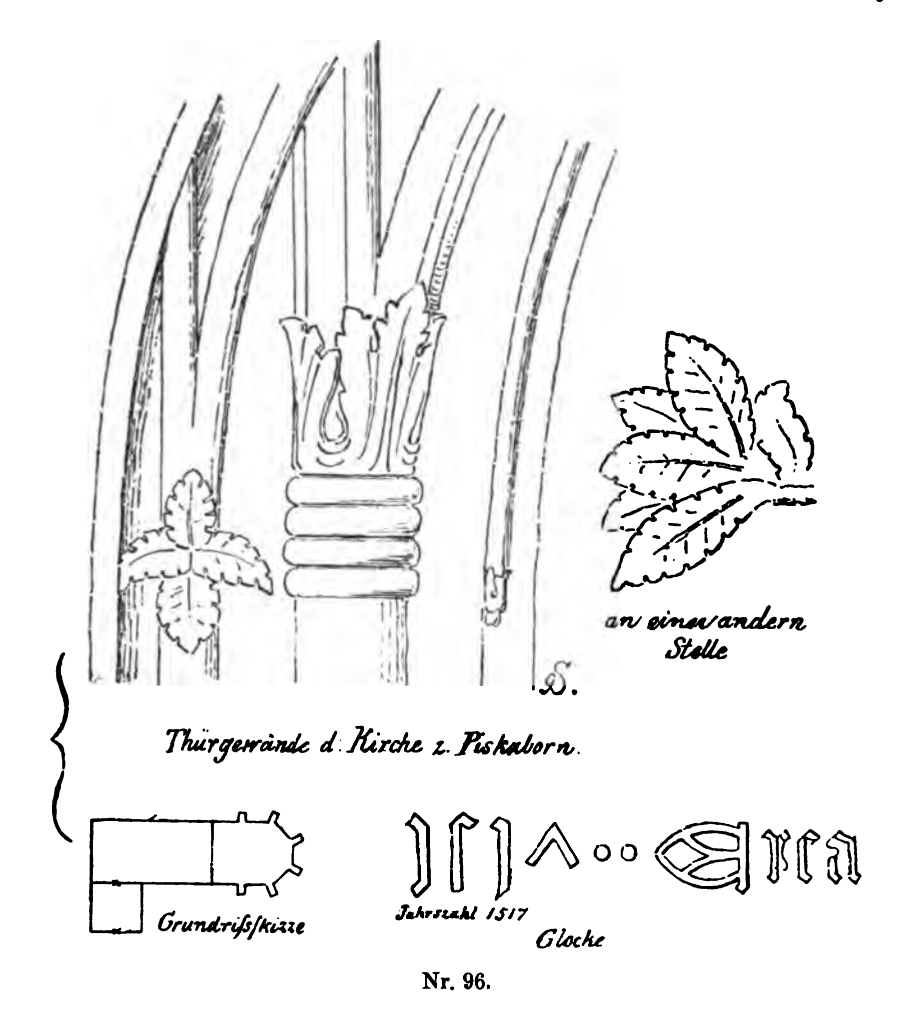
oben: maria

Auf den Schildern der Zapfen in gotischen Majuskeln: ✶ Maria.

Auf den Blättern des Fusses folgen sich der Reihe nach: 1. als Signaculum die kleine Kreuzigung, also ein Crucifixus mit Johannes und Maria zur Seite, in

erhabener Arbeit. 2. Die h. Anna mit Maria und Jesu, jedes Kind auf einem andern Arme haltend. 3. Ein Bischof, welcher anscheinend eine Wunde in seiner Brust entblösst. (S. Bonifatius?) 4. S· Katarina mit Schwert und Rad. 5. Die Mutter Gottes Maria mit dem Jesuskinde. 6. S. Barbara unter Krone, einen Turm zur Seite.

Beachtenswert sind auch die beiden bronzenen Altarleuchter, welche jeder



Nr. 96.

auf einem Schildchen folgende Inschrift tragen:

N. 1519. O

Darunter sind, kreuzweise gelegt, eine Hacke oder Haue und ein Kohlenrechen abgebildet, offenbar den Beruf des Gebers bezeichnend. Nach der Ortsüberlieferung, welche die abgebildeten Gegenstände für eine Köhlerhaue und einen Köhlerrechen ansieht, sind die Leuchter von einem Köhler geschenkt, doch dürfte als Geber derselben Luthers Schwager, Nicolaus Oemler, zu betrachten sein, welcher in der Nähe Erbfeuer besessen haben mag. Der Name der Familie Oemler hat später die

Form Eimler angenommen, wie sich aus dem Kirchenbuche von Gorenzen ergab.

Die drei im Anbau hängenden Glocken haben 1,29, 1,01 und 0,53 Meter Durchmesser. Die jetzige grosse Glocke ist 1863 von den Gebr. Ulrich in Laucha umgegossen worden und auch schon vorher ein oder mehrere Male, jedesmal unter bedeutender Verminderung ihres Gewichts, indem sich die Glockengiesser, wie die Einwohner berichteten, für den Guss aus zurückbehaltenem Glockengute bezahlt machten. Ihre letzte Vorgängerin enthielt nach einer handschriftlichen Aufzeichnung folgende Inschrift in lateinischen Majuskeln:

DER KIRCHEN-PATRON HERR GENERAL-MAJOR WILHELM FRIEDRICH VON SCHENCK
HAT DIESE GLOCKE UMGIESSEN LASSEN IM JAHRE (1797).
MICH GOSS
HERR FRIEDRICH GOTTLIEB BRACKENHOFF
IN HALBERSTADT 1797.

Auf der Kehrseite stand:

ZUR PRACHT UND HEILIGTHUM RUFT CHRISTUS
DIE GEMEINDE DURCH MICH KALTES ERZ.
DIR, GOTT, DER UNS SEGNET UND ERFREUT,
SEI DIESE GLOCKE HIER ZUM DIENST GEWEIHT.
GERN WOLLEN WIR, WENN SIE RUFT,
HIER VOR DICH TRETEN,
DICH ANZUBETEN.

Die Mittelglocke scheint nach den Formen ihrer von Schnüren eingefassten Majuskelumschrift von hohem Alter zu sein. Dieselbe besteht aus folgenden Buchstaben:

+ B + Ɑ + A + T I N I

welche links von einem Zierat, rechts von einem grossen Münzabdruck (mit Randschrift) eingefasst werden. Unter der Schrift erblickt man das roh ausgeführte einfache Querfurter Wappen.

Ausserdem zeigt die Glocke auch noch vier durch 4 lotrechte, geschlängelte (12 Umbrechungen) Abteilungszeichen, wie dieselben auch in Wippra, Rollsdorf und anderswo vorkommen, getrennte Medaillons, die nicht ganz deutlich sind. Auf der Nordseite sind 2 Figuren zur Darstellung gebracht, eine sitzend, die andere stehend (Mariä Verkündigung?); auf der Westseite eine weibliche Figur, das Jesuskind mit Kreuznimbus auf dem Arme; an dieselbe schmiegt sich anscheinend ein Engel oder eine weibliche Gestalt an. (Also entweder die Mutter Gottes oder S. Anna selbdritt?) Das südliche Medaillon enthält S. Georg zu Pferde; das östliche, sehr wenig gelungene, stellt Simson dar, wie er dem Löwen den Rachen aufreisst.

Die Frage ist nun, wie die eigentliche Inschrift zu deuten sei. G. Sommer, welcher den vorletzten Buchstaben für ein A ansieht, möchte unter Beziehung auf zwei der vorbeschriebenen Medaillons lesen: Beati A(nna) J(eorg). Ich dagegen erblicke in dem vorletzten Zeichen ein N und sehe das Wort Beati für den Genitivus Sing. an und die Silbe Ni für Abkürzung des Namens Nicolai, welcher

nur zum kleinsten Teile in dem Raume des Kranzes Platz finden konnte, und übersetze demgemäss:

„(Glocke) des seligen Nikolaus.“

Diese Deutung wird durch den Umstand unterstützt, dass die Piskaborner Kirche, wie oben bemerkt ist, dem h. Nikolaus geweiht war, sodass also diese Glocke vielleicht bis zur ersten Gründung der Piskaborner Kirche (12. oder 13. Jahrhundert) zurückreicht.

Erheblich jünger, aber auch alt ist die kleine Glocke vom Jahre 1507, welche in die Zeit des spätgotischen Umbaues der Kirche zurückreicht.

Auf derselben steht in Minuskelschrift der leonische Hexameter:

Erea ∘ sum ∘ facta ∘ Katherinaque ∘ nomine ∘ dicta ∘ 1517.

Zu deutsch:

Aus Erz bin ich gemacht und heisse Katharina.

Diesem Verse folgt eine Reihe von Münzabdrücken, darunter ist ein mansfeldisches Gepräge mit den Mansfelder Wecken und den Querfurter Balken; auch ein Stolberg-Wernigerodisches Gepräge, welches Hirsch und Forellen zeigt, leicht erkennbar. Sehr eigenartig sind die Formen der Jahreszahl 1517, deren 5 die Sommersche Zeichnung nicht genau wiedergiebt. Die richtige Form ist diese:

Im Pfarrarchive zu Vatterode finden sich auf Piskaborn bezügliche Kirchenrechnungen vom Jahre 1582 bis zum Jahre 1677 mit mancherlei geschichtlichen Aufzeichnungen, namentlich über die Drangsale des dreissigjährigen Krieges. Das älteste Kirchenbuch umfasst die Jahre 1617—1651, berichtet also auch über den dreissigjährigen Krieg. Es giebt u. a. Auskunft über die Familien Stossnack und v. Kötschau. Die späteren Kirchenbücher beginnen erst wieder mit dem Jahre 1700 und geben Nachrichten über die Familie von der Schulenburg, welche, wie oben bemerkt worden, das Freigut in Piskaborn besass.

Neu-Platendorf.

[G] Obwohl dieses 12,5 km nordwestlich von Hettstedt gelegene Dörfchen mit 1880: 411; 1890: 365 Einwohnern eine von Friedrich dem Grossen von Preussen angelegte Kolonie ist, so beweisst doch der Zusatz Neu- und das urkundliche Vorkommen des Namens schon während des Mittelalters (1339 Platendorp), dass das jetzige Dorf nur die erneuerte Auflage einer älteren Gründung ist. In dem Ortsnamen steckt der aus zusammengesetzten Namen zu entnehmende Personenname Blato oder Plato. Das Gemeindesiegel zu Neu-Platendorf aus dem Jahre 1817 zeigt das Sinnbild der Bauerngemeinde, die Dorflinde, beschienen von Sonne und Mond. Vermutlich ist diese Beigabe in derselben Weise zu deuten, wie die nämlichen Zeichen in dem Meisdorfer Gemeindesiegel. Ein jüngeres Siegel enthält diese Beigabe nicht mehr.

[S] Die Kirche des Dorfes ist erst im Jahre 1781 aus Fachwerk erbaut und zeigt daher nichts Altertümliches. Aus dem Siegel der Kirche ist keine Belehrung

über die Vergangenheit zu schöpfen. Die einzige der Kirche gehörige Glocke von nur 0,59 m Durchmesser ist 1785 von Johann Wilhelm Felbinger in Halberstadt gegossen worden.

(Schwaben-) Quenstedt.

[G] Grösseres, 8 km nordwestlich von Hettstedt, vormals im Schwabengau (Freiherrschaft Arnstein) bezw. im Halberstädtischen Banne Aschersleben gelegenes Dorf mit 1880: 1114; 1890: 1019 Einwohnern. Der Ort ist sehr alt und auch urkundlich früh bezeugt. (992 Quenstedi, um 1060 Quenstidi, 1046 und 1060 Queinstete, 1219 Quenstide, 1284 Swaf-Quenstide, 1295 Quenstede, 1586 — im Gemeindesiegel — Swawen-Quenstet.) Dieser merkwürdige Ortsname ist wohl der einzige mit dem got. quinô, ahd. quënâ, ags. cvên, welches Gebärerin, Gattin, auch Königin bedeutet, zusammengesetzte Ortsname. Da sich aber noch ein gleichnamiger Ort im benachbarten Harzgau findet, so wurde der unsrige, um ihn von jenem zu unterscheiden, weil er im Schwabengau lag, während des Mittelalters bis in die neuere Zeit herein Schwaben-Quenstedt genannt. Der Ort hatte dadurch besondere Bedeutung, dass er Gaugerichtsstätte war, deren Gericht vom Deutschen Reiche zu Lehen rührte. Noch 1579 belehnte Kaiser Rudolf II. die Grafen von Mansfeld ausser mit dem Gericht zu Helfta und dem Schultheissenamte zu Hedersleben auch mit dem Gerichte und Dorfe Quenstedt.

992 übereignete König Otto III. dem Stifte Quedlinburg ausser anderen Dörfern auch die villa Quenstedi in comitatu Karoli comitis sitam. Im übrigen teilte der Ort die Geschicke der Freiherrschaft Arnstein, zu der er laut einer Urkunde vom Jahre 1387 gehörte, wie sich auch daraus ergiebt, dass die Glieder des in Quenstedt angesessenen gleichnamigen Geschlechtes von niederem Adel, welche mit dem Vornamen Johannes und Jakob von 1229—1324 in Urkunden erscheinen, als Zeugen der Edlen von Arnstein auftreten.

Nach Angaben des Pfarrers Rimrod in Quenstedt aus dem Jahre 1829[1]) hatte der Ort in alten Zeiten die Gestalt und Vorrechte einer kleinen Stadt. Seine Eingänge sollen aus gewölbten Thoren bestanden haben, von deren einem, das Hallische Thor genannt, 1829 noch die Überreste der Pfeiler zu sehen waren. Da die Gartenwände den Ort, wenn der neue Anbau abgerechnet wird, in ovaler Rundung regelmässig einschlossen, so mag an deren Stelle früherhin vor Zerstörung des Ortes in der That eine Stadtmauer gestanden haben. Zudem hatte Quenstedt ein Rathaus, welches, nachdem es verkauft worden, bis auf die westfälische Zeit ein völliges Freihaus geblieben ist; und ferner — ein Zeichen der hier ausgeübten Gewalt über Leben und Tod — einen Galgen auf dem vordersten Hügel der kleinen Höhe bis in unser Jahrhundert herein. Auch Jahrmarkt wurde in Quenstedt gehalten; aber diese Gerechtsame ist laut der Ortsüberlieferung nach Wippra verkauft worden. Von all seinen Vorzügen behielt Quenstedt zuletzt nur den, dass die Einwohner noch lange Zeit hindurch vor Gericht nicht Bauern, sondern Männer genannt wurden. Doch auch dieser Vorzug ist nun erloschen.

Früher gab es in dem Orte drei Rittergüter, die in dem Besitze der Familien

1) Rosenkranz, Zeitschrift I, 2, 27 ff.

v. Böselager, Wille, v. Hardenberg und v. d. Bussche gewesen sind. Das v. Böselagersche Gut, welches auf der Stelle lag, wo nachher „die Diensthäuser der sogenannten sieben Teufel" erbaut wurden, wurde später mit dem gegenüberliegenden v. d. Busscheschen Rittergute vereinigt, während das dritte, früher Herrn Heinrich v. Könitz gehörige, in unserem Jahrhundert in den Besitz der Familie Koch kam.

Die Vogtei über die in der Quenstedter Flur belegenen Besitzungen des Stiftes Quedlinburg übten bald die Grafen v. Falkenstein, bald die Edlen von Arnstein aus.

Im dreissigjährigen Kriege schlug König Gustav Adolf und nach ihm die schwedischen Generäle Königsmark und Banér in der Flur Quenstedt ein Lager auf, weshalb noch eine Stelle derselben den Namen Schwedenschanze führt. 1636 brannte der Ort ganz ab, als der schwedische General Banér mit seinen Truppen hier in Quartier lag, und blieb dann 14 Jahre hindurch gänzlich wüst liegen. Schon bei diesem Brande sollen Kirche, Pfarre und Schule niedergebrannt sein, dasselbe Geschick soll sie aber, nachdem man sie vor kurzem erst wieder aufgebaut, im Jahre 1661 abermals betroffen haben. Daraus folgt, dass das jetzige Kirchengebäude im grossen und ganzen ziemlich junges Ursprungs sein muss.

Dass dagegen die Quenstedter Kirche in sehr früher Zeit gegründet worden ist, kann keinem Zweifel unterliegen. Denn nicht nur wird im Jahre 1236 die Kirche von Quenstedt ausdrücklich als Besitzerin von 7 Hufen in Quenstedter Flur erwähnt, sondern auch der Heilige, dem die Kirche gewidmet ist, der h. Bonifatius, zeugt für deren frühzeitige Gründung, da alle Bonifatiuskirchen auf thüringischem und ostsächsischem Boden zu den ältesten Kirchen des Landes gehören.

Als Zeichen ihrer frühen Gründung besitzt die Quenstedter Kirche auch ein verhältnismässig sehr altes Kirchensiegel. Doch auch das Gemeindesiegel ist sehr alt und hat Bezug auf den Kirchenheiligen. Desselben sei hier zuerst gedacht. Auf einem Wappenschilde, dessen Gestalt der eines abgezogenen, ausgebreiteten Felles gleicht, steht der h. Bonifatius in ganzer Figur, in der Linken den Krummstab, in der Rechten anscheinend einen gansartigen Vogel tragend. Über ihm steht die Jahreszahl 1586 und ausserdem trägt das Siegel die Umschrift:

.·. S · Bonifacivs · Swawen · Quenstet · Sigil.

Besondere Schwierigkeiten bereitet das Kirchensiegel dem Erklärer. Deutlich zwar tritt als Siegelbild ein Kelch hervor, desto undeutlicher aber ist die Umschrift in gotischer Minuskel. Dieselbe sieht etwa folgendermassen aus:

✠ S · ✿ rev ✿ ✿ cvrd ✿ becdcv̄ ✿ ✿

Die Annahme, dass dieselbe zu lesen sei:

S(igillum) ven(erabilis) cvrd becker

ist gewiss unrichtig, einmal weil statt venerabilis eher rev(erendi) passen würde, sodann aber, weil die folgenden Zeichen zu dieser Lesung nicht passen, und 3., weil es kaum glaublich ist, dass das Privatsiegel des vorausgesetzten Curt Becker, der um 1470 Geistlicher in Quenstedt gewesen sein soll, später zum Kirchensiegel erhoben worden. (Das jüngere Kirchensiegel hat auch neben dem Kelche als Siegelbild die Umschrift: Siegel der Kirche zu Quenstedt.) Aber ebenso unrichtig ist die Lesung dieses in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bei Aufräumung

einer Baustelle gefundenen und nach Ansicht des Pfarrers Rimrod vielleicht aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts stammenden (!) Siegels seitens ebendesselben, da er behauptet: „Die Umschrift dieses Siegels in Mönchsschrift und platter Mundart (!) heisst: Kirchsiegel von Cunostedt,“ ja sogar annimmt, dass hier der Name des Ortes aus früherer Zeit und richtiger überliefert worden sei, als in den Urkunden, und dass hiernach ein Cuno der Erbauer des Ortes gewesen.

Dass man das Siegel in der That als Kirchensiegel ansehen muss, ergiebt sich aus der Übereinstimmung des Siegelbildes (Kelch); im übrigen ist der Sinn der undeutlichen Umschrift erst noch zu enträtseln.

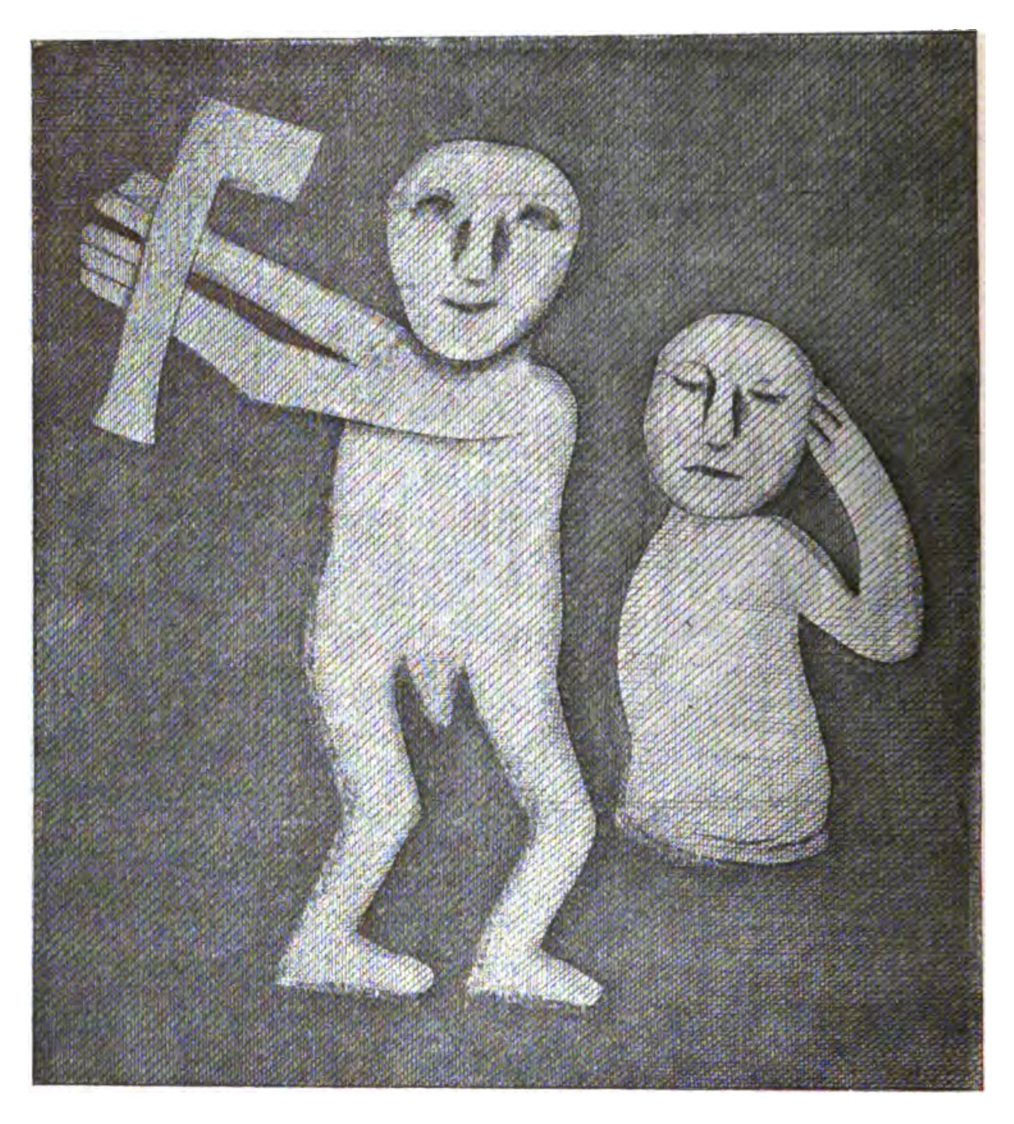
Das jetzige Kirchengebäude ist, wie auch der Turm, gegen Ende des Mittelalters neu erbaut worden. Wenn Rimrod sagt, nach einer am Turme befindlichen Mönchsschrift sei im Anfange des 12. Jahrhunderts (im Jahre 1104) der Grund des Turmes gelegt worden, so befindet er sich in einem starken Irrtum, denn diese Inschrift verlegt den Beginn des Turmes ausdrücklich in das Jahr 1448. Dieselbe lautet (in Minuskeln geschrieben):

Anno dnī m° cccc°
xlviii feria quarta
post corporis xpī
est īceptū.

Der halbachteckig geschlossene Altarraum dagegen scheint im Jahre 1481 ausgeführt worden zu sein. Da aber Turm und Kirche wiederholt von Bränden betroffen worden sind, so wird der grösste Teil des Mauerwerks doch wohl jüngeren Ursprungs sein.

Einer grossen Merkwürdigkeit an der Quenstedter Kirche gedenkt der Pfarrer Rimrod sonderbarerweise nicht; das sind zwei an der äusseren Ostseite des Altarraumes der Kirche eingemauerte, sehr roh ausgeführte, einst (gleich denen zu Müllerdorf im Seekreise) stark übertünchte Bildwerke, welche rätselhafte Tier- und Menschenfiguren darstellen. (Siehe Nr. 97 auf S. 190 und Nr. 98 auf S. 191.) Früher waren sie stark mit Putz überzogen, darum wohl hat auch Pfarrer R. von ihnen keine Kenntnis gehabt; erst 1857 wurden sie entdeckt. Das eine stellt einen nackten Mann dar, welcher ein Beil — nach der Form zu schliessen, ist es ein Steinbeil — in beiden erhobenen Händen hält. Freilich kann man eigentlich nicht sagen „hält,“ denn die Waffe ist von dem noch äusserst ungeschickten Urheber des Bildwerkes weniger in die Hände der Figur hinein, als vielmehr nur auf dieselben drauf gezeichnet worden. Vor dem Manne oder ihm zur Seite ist die obere Hälfte einer menschlichen Figur zu erblicken, welche den einen (allein sichtbaren) Arm nach oben gekrümmt hat, sodass die Hand den Kopf in der Gegend des Ohres berührt. Das Gesicht scheint einen klagenden oder furchtsamen Ausdruck zu haben. Bei allen Figuren sind Augen, Mund und Nase durch Linien angedeutet, die Ohren und Haare aber nicht. Das zweite Bildwerk zeigt abermals eine menschliche Figur, welche gleichfalls in beiden Händen ein Steinbeil zu halten und zu wuchtigem Hiebe auszuholen scheint. Der rechte Fuss dieser Figur steht auf der unteren Kinnlade eines auf dem Rücken liegenden Ungetüms mit stumpfer Schnauze, grossem Auge und vier emporgestreckten Beinen,

deren jedes in handförmige Tatzen oder Flossen mit je 3 Fingern oder Krallen ausläuft. Das Ungetüm scheint, zu Falle gebracht, sich vor dem vernichtenden Hiebe, durch Vorhalten der Beine, gleichsam um Schonung bittend, sichern zu wollen. Im Jahre 1883 hat Herr Major Klugmann, in Berlin wohnhaft, die beiden



Nr. 97.

Bildwerke aufgenommen, und auf seine getreue Aufnahme, die hier wiedergegeben ist, stützt sich die vorstehende Beschreibung; aber schon im Jahre 1870 hat Herr Direktor Wiggert in Magdeburg, der erfahrene Kenner vieler Altertümer unserer Provinz, die Quenstedter Bildwerke im Anschluss an eine von Herrn Pastor Wedler in Quenstedt bewirkte Nachbildung im Verein für Gesch. u. A. des

Herzogtums Magdeburg besprochen. Der Bericht darüber[1]) enthält freilich nur folgendes Urteil: „Dieselben stellen nackte menschliche Figuren dar und gehören nicht nur dem Kindheitsalter der Zeichenkunst, sondern ohne Zweifel auch dem Heidentume an.“ Diesem Urteile Wiggerts ist zwar unbedenklich



Nr. 98.

beizustimmen, aber eine Deutung der Bildwerke scheint er nicht versucht zu haben. Die Bedeutung derselben ist also noch klar zu legen. Manche Betrachter sollen die hier dargestellten Figuren mit den Mythen der Edda in Verbindung gebracht oder genauer für Darstellungen des Thor, der Sif, des Loki etc. erklärt haben,

[1]) Magdeburg. Geschichtsblätter, V, 4, S. 612. 1870.

ein Versuch, der nur dann Beachtung verdiente, wenn eine Beziehung der Bilder auf einen bestimmten Mythus der Edda nachgewiesen würde, wobei immer noch der Vorbehalt zu machen wäre, dass die Namen der eddischen Götter nicht ohne weiteres auf innerdeutsche mythische Darstellungen übertragen werden können. Allerdings könnte ja das eine Bild als Darstellung der Göttin Sif, der Gemahlin des Gottes Thor, aufgefasst werden, die sich bei ihrem siegesfroh heimkehrenden, den Steinhammer schwingenden Gemahl über die ihr zugefügte Schmach, die Abscheerung ihrer Haare, auf deren Fehlen sie hinweist, beklagt. Das andere Bild dagegen könnte den seine Gattin rächenden Donnergott darstellen, der den in ein Ungeheuer verwandelten, auf dem Rücken liegenden Loki mit seiner Waffe bedroht. Beachtung verdient hier vor allem das eine Bildwerk am Thürgewände der Kirche zu Heiligenthal im Seekreise, welches — wenn man von dem Vorhandensein der Kleidung absieht — auffallende Übereinstimmung mit dem zweiten Quenstedter Bildwerke zeigt. Durch Vergleichung aller aus dem Heidentum herrührenden oder doch auf dasselbe sich beziehenden Bildwerke, deren es innerhalb der beiden Mansfelder Kreise auch noch in Müllerdorf und Siersleben giebt, lässt sich vielleicht betreffs ihrer Deutung einen Schritt weiter kommen. Dass Quenstedt in der heidnischen Zeit eine Stätte der Gottesverehrung gewesen, lässt sich nicht nur aus dem Umstande schliessen, dass hier eine Hauptgerichtsstätte sich befunden hat, sondern auch aus dem aussergewöhnlich zahlreichen Vorkommen von Altertümern aus heidnischer Zeit in der Nähe des Dorfes, worüber Rimrods eingehender Bericht nachzulesen ist. Sogar silberne und goldene römische Münzen, von Marc Aurel, Antoninus und Severus, sind in der Nähe gefunden worden.

Endlich ist noch der drei auf dem Turme hängenden Glocken von 1,13, 0,97 und 0,72 m Durchmesser zu gedenken. *[S]* Die grosse ist 1666 von Joachim Janken in Gross-Salze, die beiden anderen sind 1817 von H. Engelcke in Halberstadt gegossen worden.

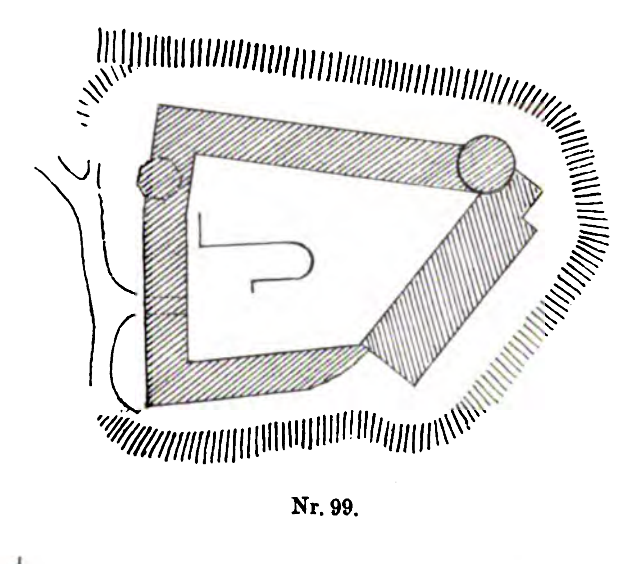
Rammelburg.[1])

[G] Ein einsam inmitten bewaldeter Berge gelegenes Schloss — der Schwarzburg a. d. Schwarza seiner Lage nach einigermassen zu vergleichen — mit Oberförsterei und Gasthof, auf dem linken Ufer der Wipper, 14 km westsüdwestlich von Hettstedt, auf einem von der Wipper in langer Windung umströmten Ausläufer des nördlich davon befindlichen Höhenzuges gelegen. An den steileren Seiten desselben nach Süden und Westen zu befindet sich Hochwald, an der flachen nach Nordosten zu ein Park, nördlich von diesem stehen die Wirtschaftsgebäude mit der Wohnung des Forstbeamten. Die Einwohnerzahl betrug 1880: 113; 1890: 98. *[S]* Der Schlosshof bildet ein unregelmässiges Viereck, dessen westliche Seite das hohe Schlossgebäude ausmacht, während die übrigen Seiten aus niedrigen Nebengebäuden bestehen. Seinem Baustil nach gehört das Schloss in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts, denn es zeigt in seiner Westfassade drei mächtige und darum einigen Eindruck machende Giebelerker von zopfiger Form, die sich auch nach dem Hofe fortsetzen.

---

1) Vgl. Clemens Menzel: Die Rammelburg, Vortrag, gehalten im Jahre 1885. 4° S. 1—8.

Ehemals befand sich an der südlichen Ecke ein runder Bergfried, desgleichen ein zweiter runder Turm in der östlichen Flucht. Von beiden ist nur der untere Teil noch erhalten. Der letztere trägt jetzt einen Holzaufsatz und dient als Uhrturm. Von einem Wallgraben ist jetzt nichts zu sehen; es scheinen die ursprünglichen Bodenformen künstlich wiederhergestellt zu sein. Nr. 99 zeigt den Grundriss, Nr. 100 die nördliche Ansicht des Schlosses.



Nr. 99.



Nr. 100.

Das Schloss und der grösste Teil der dazu gehörigen Herrschaft lag im Schwabengau, welcher durch die Wipper an dieser Stelle von dem Gaue Friesenfeld geschieden wurde. Zu der Herrschaft Rammelburg gehörten nach dem Lehnbriefe von 1523: Friesdorf, Biesenrode, Abberode, Ritzgerode, Hermerode, Steinbrücken, Königerode, Braunschwende und die jetzt wüst gewordenen Dörfer Iskerode, Rodersdorf, Allrode, Hohnrode (Hunrode), Haindorf, die Altenburg bei

Biesenrode, Wilderschwieg, Schneblingen, Bunsdorf u. a. m.[1]) Wenn nun im Jahre 1381 in dem Lehnbuche der Erzbischöfe Ludwig und Friedrich II. von Magdeburg von Busso comes de Rensteyn gesagt wird: „Item (habet) castrum Ramelburg cum istis villis, scilicet Hermansrode, Bruniswende, Olczingerode, Swembeke et Eynendorp, et alia bona ad predictum castrum pertinentia," so kann es gar keinem Zweifel unterliegen, dass nur die beiden erstgenannten Orte wirklich im Rammelburger Burgbezirk lagen, da die drei letztgenannten ohne allen Zweifel der Freiherrschaft Arnstein angehörten.

Ursprünglich scheint Rammelburg ein Zubehör der Freiherrschaft Biesenrode oder, wenn man noch weiter zurückgeht, der Freiherrschaft Arnstein gewesen zu sein. Denn die Edelherren von Biesenrode waren eine Nebenlinie der Edelherren von Arnstein und hatten ihren Sitz auf einem Berge über dem Dorfe Biesenrode, den man jetzt „die Altenburg" nennt. Nach dem Aussterben der Edelherren von Biesenrode mit Walther von Biesenrode (etwa im Jahre 1190) fiel ihr Besitz an die Arnsteiner zurück, welche auch zuerst im Besitze des Schlosses Rammelburg erscheinen, sodass die Vermutung nahe liegt, dasselbe verdanke seine Entstehung den Edelherren von Arnstein, wie auch die andere, dass seitdem die Burg Biesenrode nicht mehr benutzt wurde und allmählich verfiel.

Die urkundlichen Formen des Namens (1259 Rammeneborgh, 1319 Rammeneberch, 1334 Rammeneborch, 1335 Rammeneborgh, 1338 Rammyngeborch, 1381 Ramelburg, später Rammelburg) enthalten als Bestimmwort wohl das md. Wort ramme, welches einen Balken zum Einstossen von Pfählen in die Erde (vgl. rammo = Widder, Sturmbock, von ahd. hramjan = rammen, ein Gestell machen, befestigen), hier aber wohl einen eingestossenen Pfahl, eine Pallisade bedeutet; oder das Bestimmwort ist ein von diesem Substantivum gebildetes Adjektivum, in welchem Falle es dem Sinne nach ganz mit dem häufig vorkommenden Namen Boumineburg (= arx lignea, Baumburg, Pfahlburg, faubourg) zusammenfallen würde. Höchstwahrscheinlich nämlich diente Rammelburg seinem Erbauer zunächst nur als Jagdschloss, welches nach uraltem Brauche anfangs nur mit Pallisaden und durch Gräben befestigt gewesen sein wird und erst später Befestigungen aus Stein empfangen hat.

Das erste Amtssiegel von Rammelburg vom Jahre 1737 zeigt das durch Zuziehung des Wappens einer thüringischen Familie v. Fr. vermehrte Wappen der Familie von Friesen mit der Umschrift:

C. A. F. v. F. AMBTS RAMMELBVRGS INHABER INSIEGEL.

Dasselbe hat in der Mitte eines quadrierten Schildes als Stammwappen einen roten Halbmond an einem Sterne in silbernem Felde, im 1. und 4. Quadrat einen schwarzen gekrönten Adler, im 2. und 3. drei rote Rosen an einem Stil mit Blättern. Das Siegel der Polizei-Verwaltung Rammelburg enthält das v. Friesensche Wappen in anderer Form. Denn herzförmig und längsgeteilt, zeigt dasselbe links einen halben Stern und rechts einen halben (abnehmenden) Mond, beide von einander getrennt. (Die Ortsangabe ist in heraldischem Sinne zu verstehen.) Über dem

[1]) Näheres über diese Orte und namentlich die Wüstungen ist zu finden in: Grössler, Erklärung der Ortsnamen des Mansfelder Gebirgskreises. (Zeitschr. des Harzver. XIX, 1886.) — Vgl. auch Krumhaar, die Besitzungen der Grafen v. Mansf. S. 106—108.

Schilde erblickt man eine fünfzinkige Krone; auf dieser kehrt die nach oben geöffnete Mondsichel, auf deren Hörnern ein halber Stern ruht, wieder, beide von zwei Pfauenfedern eingefasst.

Die erste Erwähnung findet Rammelburg in einer Urkunde des Erzbischofs Rudolf v. Magdeburg vom Jahre 1259, in welcher derselbe erklärt, sein Vorgänger Albert habe einen Teil der Burg (castrum) von dem Edlen A. (Albert) von Arnstein erkauft. Da nun Erzbischof Adalbert II. von Magdeburg von 1205—1235 regierte, so muss das Schloss spätestens während dessen Regierung in den Besitz des Erzstifts Magdeburg gekommen, aber noch früher erbaut worden sein, vielleicht schon vor dem Jahre 1205. Der wider den erwähnten Teilkauf erhobene Einspruch des Edlen Walther von Arnstein (Alberts Sohn), welcher geltend machte, die Abtretung des Burgteils sei nicht dem Landesbrauche gemäss vor dem Grafen von Anhalt erfolgt, der also die Würde eines Gaugrafen auch für das Rammelburger Gebiet bekleidet haben muss, wurde dadurch beseitigt, dass das Erzstift dem Widersprechenden zwei Höfe (curias) in Rammelburg als Burglehn überwies, wogegen dieser seine Ansprüche an die Burg an das Erzstift abtrat.

Mit der Herrschaft Arnstein, mit welcher sie seit etwa 1190 wieder vereinigt worden war, kam die Rammelburg 1296 durch Erbgang an die Grafen von Falkenstein und 1334, vielleicht auch schon vorher, als Mitgift der Erbtochter Oda v. Falkenstein von diesen an die Grafen v. Reinstein. Letztere hatten auf der Burg ein Ministerialgeschlecht sitzen, welches sich nach der Burg nannte. So wird 1334 ($\frac{2\,3}{6}$) Heinricus de Rammeneborch miles una cum filiis et heredibus suis erwähnt, welcher einen mansus in Gross-Orden b. Quedlinburg an das Hochstift daselbst verkauft (ab Erath, C. D. Quedl. p. 595 Nr. 198) und 1338 derselbe Heinrich von Rammyngeborch als Reinsteiner Vasall aufgeführt. Darauf scheint die Lehnshoheit über Burg und Herrschaft ganz auf das Erzstift Magdeburg übergegangen zu sein, denn 1440 empfangen die Grafen Volrad, Günther und Gebhart von Mansfeld ausser Schraplau und Seeburg auch Rammelburg von dem Erzbischof Günther von Magdeburg zu Lehn, eine Belehnung, die Erzbischof Friedrich 1446 wiederholt. 1441 am Sonntage nach Egidii erklärt Graf Günther von Mansfeld, dass, wenn er die seinem Vetter Graf Volrad geliehenen 16,000 fl. nicht erhalte, er mit dem ihm zugesicherten Teil an Burg und Stadt Eisleben sowie Burg Rammelburg zufrieden sein wolle.[1]) In der Erbteilung des Jahres 1501 erhielt Graf Albrecht IV. von Mansfeld, der Begründer der hinterortischen Linie, den Burgbezirk Rammelburg und fügte zu demselben bald darauf die von dem Vorderort eingetauschte Freiherrschaft Wippra. Als die Münzerischen Bauernunruhen anhuben, regte es sich auch in der Umgebung von Rammelburg bedenklich, aber Graf Albrecht „ritt — wie Cyriacus Spangenberg erzählt — selbst auf den Harz, gebrauchte auch sonderliche Listigkeit mit Versteckung etlicher weniger Pferde, damit er den Harzbauern erstlich eine Furcht einjagte, darnach sie mit guten und bösen Worten dahin brachte, dass er sie stille behielt.“ Nach Rammelburg zog sich Albrecht wiederholt zurück, wenn er Sicherheit oder Erholung bedurfte.[2])

[1]) v. Hornsche Urkundensamml. vorm. in Eisleben Nr. 235. [2]) Grössler u. Sommer, Chronicon Islebiense, S. 21 zum Jahre 1552. — Krumhaar, Die Grafschaft Mansfeld in der Reformationszeit S. 150 u. 151. — Grössler, Graf Albrecht IV. v. Mansfeld, ein Lebensbild aus der Reformationszeit. (Harzzeitschr. Bd. XVIII, 1885.)

Im Jahre 1554 drohte auch Rammelburg einmal das Schicksal, belagert und erstürmt zu werden. Herzog Heinrich von Braunschweig hatte nämlich in diesem Jahre, um sich für allerlei erlittenen Schaden an Albrecht zu rächen, einen Einfall in dessen Land gemacht, und so brach denn am 13. Juli 1554 eine braunschweigische Heerschar von Rothenburg a. d. Saale auf, um Rammelburg heimzusuchen. Nachdem sie die umliegenden Dörfer geplündert, schickten sich die Feinde an, das Schloss selbst einzunehmen. Zwar war dies keine eigentliche Festung, aber die Befehlshaber Albrechts, Georg von Zemen und Thomas Burkhart, rüsteten sich zum Widerstande, verrammelten den Eingang und erschossen mehrere der Belagerer. Diese nahmen das Vorwerk ein, füllten die Meierei mit Dünger aus und wollten von hier aus das Schloss beschiessen. Auf Zureden des vorderortischen Grafen Hans Georg übergaben dann Albrechts Leute das Schloss, ehe es zum äussersten kam. Doch muss es bald wieder in Albrechts Hände gekommen sein, da er sich im folgenden Jahre mit dem Herzoge und seinen vorderortischen Vettern wieder aussöhnte.[1])

Durch die Lehnspermutation von 1579 ging die Lehnsherrlichkeit über Rammelburg und Wippra von Magdeburg auf Chur-Sachsen über. Im Jahre 1602 verkaufte Graf David v. Mansfeld Schloss, Haus und Amt Rammelburg mit den dazu gehörigen Flecken und Dörfern, als Wippra, Braunschwende, Königerode, Steinbrücken, Abenrode, Ritzenrode, Biesenrode, Hermanrode und Friesdorf samt den Vorwerken zu Rammelburg, Poppenrode und Hillikenschwende an Kaspar von Berlepsch auf Ruhla und Gross-Bodungen. (Kaufverträge von 1602 und 1659 abschriftlich im Pfarrarchiv zu Biesenrode.) 1637 ging die Herrschaft in den Besitz der Familie von Stammer über, die ohnehin schon in der Umgegend begütert war. 1730 besass dieselbe Adrian v. Stammer, Hauptmann zu Quedlinburg und nicht lange darauf (1737) erwarb sie Christian August Freiherr von Friesen auf Rötha in Sachsen, dessen Nachkommen dieselbe noch besitzen, gegenwärtig die Reichsfreiherrin, verwittwete Frau v. Friesen, geb. von und zu Gilsa. Eine Zeit lang war das Amt Rammelburg auch Zubehör des Königreichs Westfalen, wurde aber 1815 mit dem nördlichen Teile des Königreichs Sachsen zu Preussen geschlagen, in dessen Staatsverband es als Allodialgut eintrat.

Erwähnung dürfte noch verdienen, dass die Herrschaft zu Rammelburg von Harzgerode und Stangerode den sogenannten „Fahrpfennig" erhielt, welcher jedes Jahr am 25. November um 1 Uhr nachts durch das Schlossthor gesteckt werden musste, gleich den Martins- und Rutschepfennigen. Wenn derselbe zu spät gebracht wurde, musste zwei- oder dreimal mehr entrichtet werden.

Beachtung verdient die kleine, aber geschmackvolle Schlosskapelle, welche den unteren Raum des Bergfried einnimmt und im Jahre 1575 von einem Grafen von Mansfeld eingerichtet worden sein soll, dann aber im Jahre 1829 von dem Freiherrn Ernst von Friesen erneuert worden ist. Die Decke und die oberen Seitenwände sind nach Westen, Süden und Osten mit einer grossen Anzahl von bildlichen Darstellungen aus der biblischen und Profangeschichte in hocherhabenem Bildwerk bedeckt. Während die ganze bauliche Einrichtnng etwa auf die Mitte des 17. Jahrhunderts zurückweist, ist das schöne Altarbild, Jesus betend in Gethsemane und

---

[1]) Grössler, Graf Albrecht IV. v. Mansfeld, a. a. O.

die Fussdecke, welche zwei am Quell ihren Durst löschende Hirsche zeigt, wohl neueren Ursprungs. Die Kanzel mit den Wappen der vier Familien v. Mansfeld, v. Berlepsch, v. Stammer und v. Friesen entstammt der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Ausserdem befindet sich in der Kapelle seit 1868 ein in Berlin gemaltes Glasfenster, welches auf einer Seite die Trauung eines zum Christentum übergetretenen Mohren namens Aug. Friedr. Wilh. Sebastian, auf der andern die Taufe eines achtzehnjährigen Türken darstellt, zwei Ereignisse, die beide in dieser Kapelle stattgefunden haben.

Das Friesdorfer Kirchenbuch berichtet über beide Fälle folgendes:

„ao 1684 wurde in Rammelburg ein Mohr mit Jungfer Dorothea Neukomms aus Wippra kopulieret, welcher August Friedrich Wilhelm Sebastian hiess."

„ao 1694 am 17. Februar wurde ein Türke von 18 Jahren auf dem Hause Rammelburg getauft. Sein Name Christian Adam Neugebohren. Taufzeugen Ihre Durchlaucht die Herzogin von Holstein, Magdalena Sophie, Pröpstin in Quedlinburg, Frau Oberste.. von Stammer, Herr Stiftshauptmann zu Quedlinburg Adrian Adam v. Stammer, wie auch dessen Frau Gemahlin, Frau v. Hockkam(?), Herr Hofmeister Hartenfels, Herr Oberhofprediger in Quedlinburg Just Lüder, Herr August Hermann Francke, Professor und Prediger zu Halle und Glaucha."

Hierzu sei gleich noch eine weitere Angabe desselben Kirchenbuchs gefügt:

„ao 1705 ohngefähr ist der sehr berühmte Professor Francke aus Halle mit einer vom Adel (ein Fräulein von Stammer[1]) aus Poppenroda) getraut worden."

Überhaupt war die Rammelburg zu der Zeit, in welcher Adam Adrian v. Stammer sie besass, wiederholt der Aufenthaltsort merkwürdiger Personen, die wegen ihrer religiösen Ansichten Aufsehen erregten und Verfolgungen zu erleiden hatten. Gottfried Arnold war gegen Ende des 17. Jahrhunderts Hofmeister bei der v. Stammerschen Familie und schrieb auf der Rammelburg seine berühmte „Unpartheiische Kirchen- und Ketzerhistorie", welche 1698 erschien, aber von den zeitgenössischen Theologen für ein „Schandbuch" erklärt wurde. Dem damaligen Pastor M. Martin Rost wurde schuld gegeben, er habe das meiste daran gethan. Ein späterer Pastor von Friesdorf und Rammelburg, M. Johann Götze (1741 bis 1763) schrieb in Bezug auf Arnold in seiner gereimten Lebensbeschreibung:

„Dort im Rammelburger Schloss,
Wo ein Arnold sonst gewohnt,
Der in seiner Kirchgeschichte
Auch die Unschuld selbst nicht schont,
Wo er solches Lästerbuch
Eigentlich zusamm' gelesen,
Als er bei der Herrschaft da
Kinder-Gouverneur gewesen."

— Im Jahre 1705 fanden sich als Gäste auf der Rammelburg auch der aus Lüneburg vertriebene Superintendent Joh. Wilhelm Petersen und dessen Gattin ein, die sich rühmten, ihnen sei der Sinn der Offenbarung S. Johannis aufgeschlossen worden, und nicht minder ein Fräulein Rosamunde Juliane v. d. Asseburg, die gleichfalls göttliche Offenbarungen empfangen haben wollte.

---

[1]) Abweichend von Cl. Menzel behauptet der Pfarralmanach von 1870, Franckes Gattin sei ein Fräulein v. Wurmb aus Poppenrode gewesen.

Rotha.

[G] Kirchdorf mit 1880: 584; 1890: 545 Einwohnern, 28 km westsüdwestlich von Hettstedt an dem zur Wipper fliessenden Rothabache, vormals im thüringischen Helmgau bezw. in dem Erzpriesterbezirke Unter-Berga (Berga inferior) des mainzischen Archidiakonats Jechaburg gelegen. Der Name des Ortes (1400 Rotha, 1495 Roda, 1506 Rothe) bedeutet wahrscheinlich „rotes Wasser" oder ein an dem roten Wasser liegendes Dorf. Falls jedoch als ältere Namensform Radaha vorausgesetzt werden dürfte, würde der Name ein stark fliessendes Wasser bedeuten.[1]) Das „Siegel der Gemeinde zu Rotha" zeigt als Siegelbild einen schreitenden Hahn, dessen Bedeutung noch aufzuhellen ist.

Die Kirche, deren Schutzheiliger unbekannt ist, besitzt ein höheres Alter als das gegenwärtige Kirchengebäude. Dafür spricht schon ein an der Westseite des nördlich dem Turme vorliegenden Anbaues eingemauerter, aber auf dem Kopfe stehender Inschriftstein (roter Sandstein), welcher in gotischen Minuskeln, wie folgt, lautet:

ihs (= Jesus)
A m ccccx · x ·

Da er aus einem älteren Kirchengebäude herrühren dürfte, so hat wahrscheinlich um das Jahr 1520 ein Umbau einer auch früher vorhandenen Kirche in spätgotischem Stile stattgefunden. Dass aber schon vor diesem Jahre bereits eine Kirche in Rotha vorhanden gewesen sein muss, beweist nicht nur der Umstand, dass Rotha in dem halberstädtischen Archidiakonatsregister des Jahres 1400 mit aufgeführt ist, sondern auch das Vorhandensein einer alten gotischen Monstranz aus nicht ganz sicherem Jahr und eines gotischen Kelches ohne Jahreszahl. Die in der Pfarre aufbewahrte stark beschädigte Monstranz hat einen sechsblättrigen Fuss, auf dessen Rande die folgende schwer zu entziffernde Minuskelinschrift steht:

+ ano ❀ domini ❀ m° ccccc° ❀ xiii°
❀ ī ❀ khermē ❀ ẙ ❀ swert ❀
heinrich ❀ heintze kv.

Der erste Strich hinter dem x der Jahreszahl ist so lang, dass er recht wohl für ein l gehalten werden kann; in diesem Falle würde die Jahreszahl nicht 1513, sondern 1542 sein. Da jedoch zu bezweifeln ist, dass man im Jahre 1542 in Rotha noch eine katholische Monstranz hat anfertigen lassen — es müsste denn der Nachweis beigebracht werden können, dass Rotha im Jahre 1542 noch katholisch war — so ist als Jahr der Entstehung der Monstranz doch wohl 1513 anzusetzen. Die die Inschrift abschliessende Abkürzung wird wohl als „Kirchvaeter" zu lesen sein. Die übrigen Abkürzungen bezeichnen Vornamen der beiden Erstgenannten.

Beim Kirchenrendanten wird ein gotischer Kelch mit sechsblättrigem Fuss und weit vorstehenden Zapfen am Nodus aufbewahrt, dessen Schaft auffälligerweise völlig rund ist. Auffällig ist auch, dass die Cuppa auf einem kleinen Perlstabe

---

1) Vgl. Grössler, Erklärung der Ortsnamen des Mansfelder Gebirgskreises in der Zeitschrift des Harzver. XIX, S. 325. (1886.)

ruht, wie ein solcher auch den Nodus oben und unten begrenzt und ein vierter den Schaft vom Fusse trennt. Am oberen Teile des Schaftes steht: got help, am unteren: maria hu: Auf den Schildern der Zapfen ist der Name ihesus mit schwarzem Schmelz eingelegt. Auf einem der sechs Blätter des Fusses befindet sich ein Crucifixus, doch ist das Kreuz selbst verloren gegangen. Die zugehörige Patene hat das übliche signaculum.

Im Jahre 1752 ist die Rothaer Kirche mit dem grösseren (östlichen) Teile des Dorfes — 36 Wohnhäuser — abgebrannt und bald darauf neu gebaut worden. In der Wetterfahne des der Kirche östlich vorliegenden Turmes steht die Jahreszahl 1759, welche die Zeit der Vollendung des Neubaues andeuten dürfte. Auch die Kanzel wird in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts angefertigt worden sein. Über derselben erblickt man ein mehrfach geteiltes Wappen, das v. Ebersteinsche; dasselbe zeigt im Mittelfelde einen Triangel, dessen Scheitel in Lilien auslaufen; links oben und rechts unten schwarze Eber mit goldenem Halsband; links unten und rechts oben drei rote Rosen; unter dem Mittelfelde einen Löwen, darüber einen Adler. Als Schildhalter dient ein Mohr mit einer Rose einer- und ein Eber mit goldenem Halsband andererseits. Als Helmschmuck dienen zwei Büffelhörner und sechs bekreuzte Fahnen. Das grösste Bauerngut im Dorfe, welches früher vielleicht ein Frei- oder Rittergut war, ist im Besitze der Familie v. Eberstein.

Über dem Altar ein Gemälde, das Abendmahl in kreisrunder Anordnung. In der linken Ecke des Gemäldes steht:

E. G. Orth pinxit 1761.

Endlich gehören auch die beiden Glocken von 0,84 und 0,65 Meter Durchmesser, da sie in dem Jahre 1755 gegossen sind, in die Zeit des Kirchenneubaues, da die älteren vermutlich im Brande geschmolzen waren.

Die grosse trägt folgende Inschrift:

Gloria in excelsis Deo.
Johann Friedrich Jungling Pastor
Johann Michael Einicke
Christian Philipp Grempler } **Kirchvaeter.**

Darunter folgt das volle Mansfelder Wappen mit der Umschrift:

Heinr. princ. com. de Mansf. N(obilis).
D(ominus) **de Held**(rungen). **Seeburg et**
Schraplau etc.

Auf der entgegengesetzten Seite ist ein Crucifixus angebracht. Unten steht:

Goss mich Johann George Uhlrich
in Laucha 1755.

Die kleine Glocke hat die Inschrift:

Soli Deo gloria.
Goss · mich · Johann George Uhlrich in Laucha
Ao 1755.

Betreffs des Namens des einen Kirchenvaters ist zu bemerken, dass es im Dorfe (im Jahre 1877) 41 Familien des Namens Einicke gab.

Siebigerode.

[G] Dorf mit 1784: 295; 1880: 656; 1890: 863 Einwohnern, 11 km südsüdwestlich von Hettstedt, in der Grafschaft Mansfeld, vormals im nördlichen Hosgau (Burgbezirk Ritthagesburg?) bezw. im Banne Eisleben gelegen. Der Name des Ortes (urk. 1040 Sibichinroth, 1107 Sibichenroth, 1229 Seveckenrode, 1273 Sibekerode, 1382 Sebekerode) bedeutet Rodung des Sibicho oder Sibich. Das „Sigil der Gemeine in Sibiherode" (so!) zeigt einen Wappenschild mit einer Lilie darin, vermutlich angenommen von einer ehemals über das Dorf gebietenden Herrschaft, welche jedoch erst zu ermitteln wäre. Um das Jahr 1040 gab der Graf Goswin der Ältere von Leige (ein Ort, dessen Lage übrigens noch nicht hat festgestellt werden können) einer seiner Töchter Sibichinroth als Heiratsgut mit. („Reliqua vero patrimonia, Leige scilicet. et Sibichinroth et Trachenstede, duabus reliquis filiabus assignavit."[1]) Im Jahre 1229 schenkte Graf Burchard I. von Mansfeld dem bei dem Schlosse Mansfeld neugegründeten Kloster (dem späteren Kloster Rothardesdorf bezw. Helfta) die Kirche in Seveckenrode mit allen ihren Besitzungen und ausserdem 100 Ackern Holz bei diesem Dorfe, welche letzteren jedoch schon 1230 gegen den Wald Herswynkel (Hirschwinkel) bei Helbra vertauscht wurden. 1273 erklären die Grafen Gebhart I. und Burchard IV., dass ihr verstorbener Vater, Burchard III., von der Abtei Hersfeld den Patronat über die Kirche zu Sibekerode eingetauscht habe (gegen den Patronat über die Kirche zu Rotelendorp), bemerken aber dabei, das Dorf Sibekerode sei so heruntergekommen, dass kein einziger Einwohner daselbst gefunden werde.[2]) In den mansfeldischen Erbteilungen von 1420 und 1501 ist es auffälligerweise gar nicht erwähnt, ein Umstand, der noch der Aufklärung bedarf. Als Kloster Mansfeld zu einem besonderen Amte des Mittelorts erhoben wurde, schlug man auch Siebigerode zu demselben. Im dreissigjährigen Kriege hatte das Dorf ausserordentlich viel zu leiden[3]) und wurde abermals, wie 1273, völlig wüst. Im Jahre 1646 hatte es keinen einzigen Einwohner mehr. In dem ältesten, mit dem Jahre 1651 beginnenden Kirchenbuche steht voran die Nachricht des damaligen Pastors Seiler, der auch Pfarrer von Kloster Mansfeld war, folgendes Inhalts: „1651 haben sich etliche Leute gefunden, die das ganz verwüstete Dorf Sibigkerode haben angefangen wieder zu erbauen und zu bewohnen. Wie gering die Zahl der damaligen Bewohner mag gewesen sein, erhellet daraus, dass 1651 nur zwei Kinder und 1652 deren drei getauft sind, 1653 aber keins."[4])

Das Siebigeröder Freigut, welches 1784 nur 98 Morgen Land besass, wurde in neuerer Zeit besessen von den Familien von Skölen, Koch, Brauns. Früher muss es auch eine Familie von niederem Adel, die den Namen des Ortes trug, gegeben haben, denn im Jahre 1382 erscheint als Conventual im Kloster Mansfeld Johannes de Sebekerode.

Die jetzige nach der Ortsüberlieferung dem h. Georg geweihte und von Bonifatius gegründete Kirche wird von den Umwohnern für die älteste Kirche

---

[1]) Annal. Pegaviens. (M. G. SS. XVI p. 235.) [2]) Wenck, Hessische Landesgeschichte III, 143. [3]) Vgl. Grössler und Sommer, Chronicon Islebiense, Eisleben 1882, S. 114 u. a. [4]) Rosenkranz, a. a. O. 2, 17.

der Umgegend gehalten. Die noch heute fortlebende Sage, dass in Siebigerode ein Kloster gestanden habe, wird vielleicht darauf zurückzuführen sein, dass Schüler des Bonifatius oder Wigbert hier ein Missionshaus gegründet haben mögen. Wenigstens dürfte aus diesem Umstande am einfachsten sich erklären, wie das weit entfernte Kloster Hersfeld in Hessen in den Besitz des Patronatsrechts über die Siebigeröder Kirche hat kommen können. Für ein sehr hohes Alter ihrer Gründung spricht auch, dass bei dem vor wenigen Jahrzehnten stattgehabten Neubaue der Kirche Steinsärge von einer Form gefunden worden sind, welche auf das früheste christliche Zeitalter zurückreichten. Ob sich einer derselben noch erhalten hat, hat bisher nicht ermittelt werden können.

Das jetzige, 1851 neu erbaute Kirchengebäude, halber Quadernbau aus dem trefflichen Siebigeröder Sandstein, der in der Umgebung sehr geschätzt wird, hat wegen seiner Neuheit nichts archäologisch Merkwürdiges. Nur die beiden Glocken von 0,82 und 0,54 Meter Durchmesser verdienen wegen ihres nicht unerheblichen Alters Beachtung.

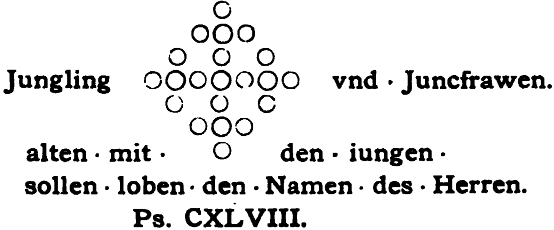
Die grosse Glocke, im Jahre 1588 von Ekhart Kucher in Erfurt gegossen, hat folgende Inschrift:

V. D. M. I. Æ.
Ich bin gegossen zu rvffen
Die Chrisden (so!) **zu havffe**
Das sie lerren
Den Weg des Herren.
Ekhart Kucher in Erffurt gos mich MDLXXXVIII.

Als Interpunktion dient ein Paar im Dreieck gestellter Vierecke:

◇ ◇ ◇ ◇ ◇ ◇.

Die kleine Glocke aus dem Jahre 1662 trägt folgende Inschrift mit dem Giesserzeichen des Giessers:



Darunter steht eine Darstellung des Gotteslammes mit der Kreuzesfahne, von einem Kranze umschlossen.

Weiter unten steht:

Gott · allein · die · Ehre.
Simon Wild in Hall. Christian Kvhne.
P. W. V. D. M. I. Æ. MDCLXII.

Mitten im Dorfe steht zwischen vier Linden ein aufgemauerter Steintisch, der ehemalige Bauerstein, an dem die Männer von Siebigerode ihre Sprache hielten.

Siersleben.

[G] Grosses Pfarrkirchdorf mit 1784: 300; 1880: 838; 1890: 1961 Einwohnern, 5 km. südsüdöstlich von Hettstedt, vormals im nördlichen Hosgau in der Grafschaft Mansfeld, bezw. im Banne des Archidiakonats Eisleben gelegen. Der Name des Ortes (urk. 992 Sigerslevo, 1400 Sersleve) bedeutet Hinterlassenschaft oder Erbgut des Sigiher. Das „✱ Gerichtssiegel zu Siersleben 1738" enthält als Siegelbild das Gotteslamm mit der Kreuzesfahne. Zu beiden Seiten desselben wächst aus einer Wiese eine Blume hervor. Was dasselbe besagen will, bleibt noch aufzuhellen.

Im Jahre 992 wies Kaiser Otto III. das Dorf Sigerslevo nebst anderen Dörfern der Reichsabtei Quedlinburg mit der Bestimmung zu, dass es zur Ausstattung eines in Walbeck zu errichtenden Klosters diene. Seitens des Klosters Walbeck wurde dann in Siersleben ein Klosterhof zur Bewirtschaftung des dortigen Besitzes angelegt, welcher in der mansfeldischen Erbteilung des Jahres 1420 an den Mittelort fiel. Später wurde das Siersleber Vorwerk zum Vorderort geschlagen. 1560 sahen sich die Grafen vom Vorderort (die Namen siehe unter Burg-Örner) genötigt, das Vorwerk Siersleben nebst anderen Besitzungen mit der lehnsherrlichen Zustimmung des Erzbischofs Sigismund von Magdeburg wiederkäuflich an Caspar und Hans von der Schulenburg für 16,000 Thaler auf 15 Jahre zu verkaufen. Nach einem Einkommenverzeichnisse des Vorderorts vom Jahre 1563 hatte dies Vorwerk 14 Hufen 14 Acker Land, den Acker zu 8 Gulden Wert gerechnet. Der Garbenzehnt betrug jährlich 87 Schock, der Fleischzehnt 2 Kälber und 2 Lämmer. Nach mannigfachem Besitzwechsel innerhalb der v. d. Schulenburgischen Familie wurde das „freie Vorwerk Siersleben" mit Burgörner im Jahre 1652 von der geborenen und verwitweten Gräfin Barbara Magdalena von Mansfeld ausgeklagt und mit Wiederkaufsrecht an den Churfürstlich-Sächsischen Oberaufseheramts-Verwalter D. Adam Timaeus für 20,000 Thaler auf 15 Jahre cediert, kam von dessen Erben wieder an den Grafen Johann Georg von Mansfeld, dann an dessen Witwe Louise Christine, geb. Gräfin von Stolberg, von dieser an den Grafen Christian von Solms und von diesem 1712 an den Freiherrn Posadowsky von Postelwitz, von der Witwe des letzteren an den Präsidenten von Dacheröden, und von einer Nachkommin desselben an Wilhelm von Humboldt, nunmehr als „adelig freies Rittergut" bezeichnet. (Näheres siehe unter Burg-Örner.)

Im dreissigjährigen Kriege war das Dorf eine Zeitlang ganz verödet.

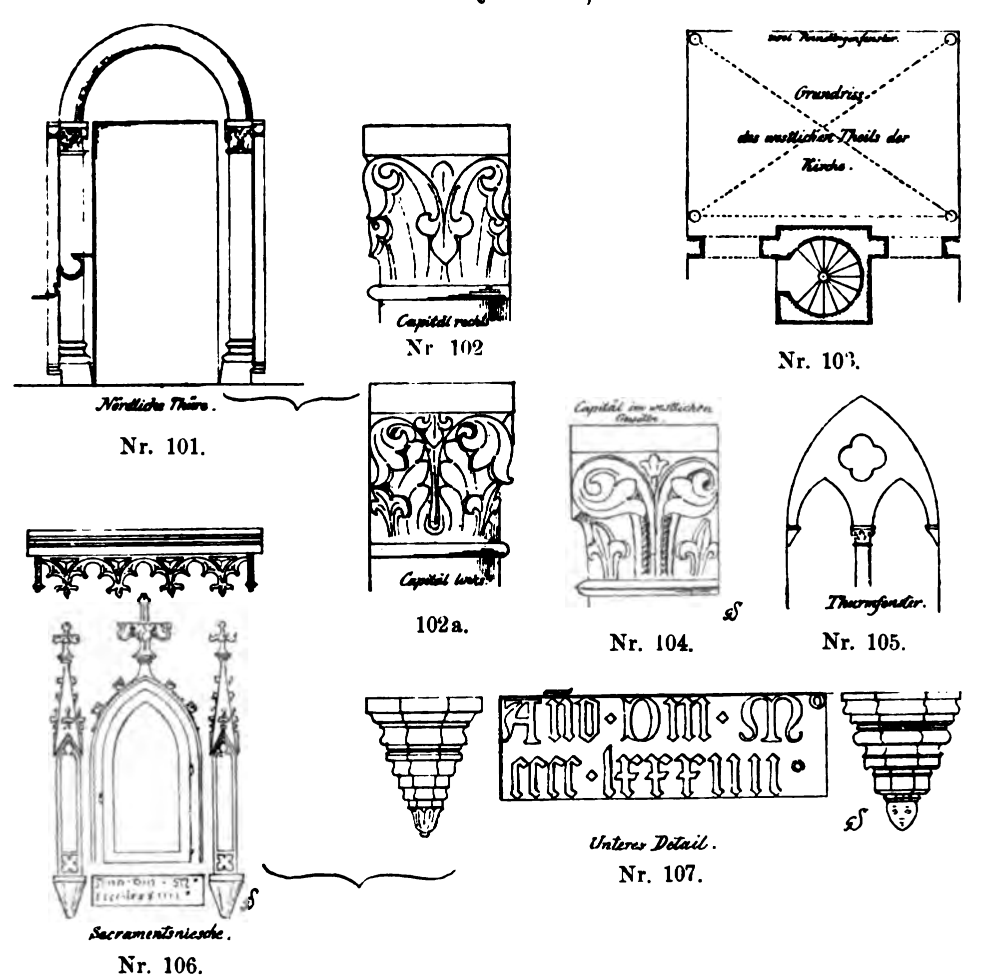
Die Kirche ist nach Ausweis eines alten Einnahmeregisters von 1662 dem Apostel Andreas geweiht, was sich bei den Beziehungen des Ortes zu dem Kloster Walbeck, welches gleichfalls den Apostel Andreas zum Schutzpatron hatte, leicht erklärt. Sie stammt teils aus romanischer, teils aus gotischer Zeit und ist ein höchst merkwürdiges Gebäude.

[S] Am ältesten erscheint der westliche Teil der Kirche, über welchem sich der Turm erhebt, wenn nicht die nördliche Eingangsthür des Schiffes noch älter als der Turm ist. (Siehe Nr. 101, 102 u. 102a auf S. 203.)

Diese Thür hat nämlich die reinsten romanischen Formen und die Capitäle mit Blattornamenten gehören zweifellos in die Zeit um das Jahr 1100, während die Turmpartie mehr dem Übergangsstile zuneigt. Auch hier, wie in so vielen alten romanischen Kirchen, fehlt ein westlicher Eingang und der Eintritt der

Gläubigen erfolgte durch eine der Langseiten der Kirche. Unter dem Turme, dessen Westwand 2 halb zugemauerte, altromanische Rundbogenfensterchen aufzuweisen hat, befindet sich ein Kreuzgewölbe in flachem Spitzbogen, in den Ecken und ausserdem zu beiden Seiten des gewaltigen Mittelpfeilers durch zierliche freistehende Säulchen und deren Kapitäle unterstützt. Nr. 103 u. 104 (Grundriss).

Der Aufgang nach dem Turme erfolgte mittels Wendeltreppe inmitten der an dieser Stelle bedeutend verstärkten Querwand, welcher weiter aufwärts eine



Nr. 101. Nr 102. 102a. Nr. 103. Nr. 104. Nr. 105. Nr. 106. Nr. 107.

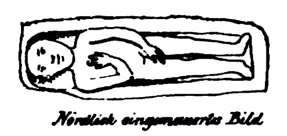
walzenförmige Umhüllung als Schale dient. Zur Seite des Mittelpfeilers bezw. der östlichen Querwand führen zwei Bogen nach dem gewölbten Turmerdgeschoss, welches 6 und $4^1/_2$ Meter im Lichten hat.

Der Turm hat oben frühgotische gekuppelte Spitzbogenfenster; s. Nr. 105.

[G] Innerhalb des Altarraumes am Ende der nördlichen Längswand ist ein schönes gotisches Tabernakel (Nr. 106) angebracht aus dem Jahre 1484, wie folgende Inschrift in gotischer Minuskel, mit einigen Majuskeln untermischt (Nr. 107), bekundet:

Año ∘ Dm̄ ∘ M°
cccc ∘ lxxxiiii°

An der Nordseite der der Kirche nördlich vorgebauten Vorhalle ist zur rechten Seite der in dieselbe führenden Thür ein ziemlich rohes steinernes Bildwerk eingemauert, welches G. Sommer als den Grabstein eines Kindes ansieht, ich dagegen als die Darstellung einer heidnischen weiblichen Gottheit, worauf schon die Haltung der Hände der offenbar nackt dargestellten Gestalt hindeutet, welche übrigens mit einer der an der Müllerdorfer Kirche im Saalkreise dargestellten und ebenfalls für heidnisches Bildwerk geltenden Gestalten eine auffallende Ähnlichkeit hat. (Nr. 108.)



Nördlich eingemauertes Bild

Nr. 108.

Der Taufstein stammt aus dem Jahre 1718. Über dem Altar befindet sich ein kleines in Öl gemaltes Abendmahl.

In der Glockenstube hängen 2 Glocken von 1,07 und 0,87 Meter Durchmesser, über deren grössere ich mich in der Zeitschrift des Harzvereins XI, 35 bereits ausführlich geäussert habe,[1]) und welche in Majuskeln aus gotischer Zeit den leonischen Hexameter

✠ · SIT · TEMPESTATUM · PER · ME ·
GENUS · OMNE · FUGATUM.

welcher im Mansfeldischen öfter auf Glocken vorkommt, trägt, und welchem ausser dem bekreuzten apokalyptischen Omega und Alpha noch die kleine Kreuzigung (Christus am Kreuz, mit Maria und Johannes zur Seite) folgt.

Die kleinere Glocke vom Jahre 1587 trägt die nachstehende Inschrift:

Aus dem Feuer bin ich entsprossen,
Eckhart Kucher hat mich in Erffurt gossen
Anno MDLXXXVII.

Sinsleben.

[G] Kirchdorf mit 1880: 548; 1890: 486 Einwohnern, 16 km nordwestlich von Hettstedt, unweit der Stadt Ermsleben, vormals im Schwabengau in der Grafschaft Falkenstein gelegen und in den Halberstädtischen Archidiakonatsbezirk Gatersleben gehörig. Der Ortsname (urk. 964 Sinsleve, 1045 Sinislebo, 1207 und 1227 Sinsleve, 1221 Sinesleve, 1296 Zinsleve und Sinsleve, 1583 Seinenszleben!) enthält den namentlich in Niederdeutschland nachweisbaren Personennamen Sini oder Sino, dessen Grundbedeutung vermutlich „Kraft, Dauer" ist (vgl. Sinflut = grosse, starke Flut, Singrün = dauerndes Grün) und bedeutet: Erbgut des Sini.

Das Dorfsiegel mit der Umschrift

Gemeinde · Siegel · z · Sinsleben 1817 ✶

zeigt als Siegelbild eine Kirche mit vorliegendem Turm, auf dessen Haube (im

[1]) Vgl. auch daselbst die Abbildung der Inschrift auf Tafel 1, Nr. 11.

Nest?) ein Storch steht undn beriederschaut. Der Storch soll wohl andeuten, dass sich diese Vogelart früher in der Flur von Sinsleben häufig aufgehalten hat.

Im Jahre 964 hatte das Kloster Gernrode a. Harz hier Grundbesitz. Im Jahre 1045 schenkte König Heinrich III. sein Gut zu Sinislebo der Reichsabtei Quedlinburg. Im Jahre 1221 vertauschte die Äbtissin Sophia von Quedlinburg ein Gut mit Leibeigenen nebst dem Vogteirechte in Sinesleve an den Grafen Hoyer von Falkenstein. 1296 besass hier das Kloster Frose zinspflichtige Leute (censuales homines in villa Sinsleve).

Die Kirche, deren Schutzheiliger unbekannt ist, ist im Jahre 1820 neu gebaut und hat daher gar nichts Altertümliches an sich. In derselben befindet sich ein Taufstein von unschönen Formen aus dem Jahre 1580.

[S] Auf dem Turme hängen drei Glocken von 1,22, 1,09 und 0,63 m Durchmesser. Die grösste von ihnen ist erst in den letzten Jahren von den Gebrüdern Ulrich in Apolda gegossen; die mittlere mit Buchstaben, welche die gotische Minuskel nachahmen, trägt folgende, aus zwei Zeilen bestehende, nicht völlig klare Inschrift:

I. **anno domini 1574 9xlv(?) merseldt.**
pfarher. cristof von heim ob elken(?)
II. **...uhardt wagener amptman andres diese**
glocke goss usterott von northausen.

Die kleine Glocke hat Joh. Jacob Hoffman in Halle 1670 gegossen.

Stangerode.

[G] Dorf mit 1880: 617; 1890: 609 Einwohnern, 16 km westlich von Hettstedt, vormals im Schwabengau im Burgbezirk Moseburg (wüst dicht bei Stangerode), bezw. in der Grafschaft Falkenstein, vielleicht aber auch in der Grafschaft Ballenstedt gelegen. Für die Zugehörigkeit zu Falkenstein spricht der Umstand, dass die Einwohner von Stangerode im Jahre 1430 auf Burg Falkenstein Frohndienste thun mussten. Auch die Sage von dem an das Kloster Konradsburg erst nach Konradsburg, dann nach Endorf zu entrichtenden Thomaspfennige oder Kuttenzinse[1]) scheint auf diese Zugehörigkeit zur Grafschaft Falkenstein hinzudeuten. In geistlicher Hinsicht gehörte das Dorf in den Halbersädtischen Harzbann (bannus nemoris). In späterer Zeit scheinen die Fürsten von Anhalt Stangerode besessen zu haben.

Der Ortsname (urk. 1216 Stangerod, 1543 Stangerode) enthält den aus anderen Zusammensetzungen (Stangolf, Stangart) sich ergebenden Personennamen Stango und bedeutet: Rodung des Stango. Das Dorfsiegel mit der Umschrift: „Gemeine zu Stangerode" zeigt als Siegelbild einen Stein, wohl den Bauerstein, zwischen zwei Laubbäumen (Linden?), vermutlich als Sinnbilder zweier mit einander vereinigten Gemeinden. Die zweite war vielleicht Moseburg oder das eingegangene Volkmannrode (urk. Fulkmeresroth).

Bis zum Jahre 1216 hatten die edlen Herren v. Hakeborn hier Grundbesitz. Sonst ist von der Geschichte des Dorfes so gut wie nichts bekannt.

---

[1]) Ausführliches darüber in Grössler, Sagen der Grafsch. Mansfeld etc. Eisleben 1880, bei O. Mähnert, Nr. 124.

Auch über das aus dem 17. und 18. Jahrhundert stammende Kirchengebäude ist nichts zu sagen; weder die Gründungszeit noch der Schutzpatron der Kirche ist bekannt.

Nicht einmal die beiden Glocken von 0,90 und 0,68 m Durchmesser sind irgendwie merkwürdig, denn die grosse ist 1776 von den Gebrüdern Ulrich in Laucha, die kleine 1821 von Engelke in Halberstadt gegossen.

Sylda.

[G] Hochgelegenes Kirchdorf mit 1880: 689; 1890: 744 Einwohnern, südöstlich von der Ruine Arnstein, vormals im Schwabengau in der Freiherrschaft Arnstein gelegen und zu dem Halberstädtischen Archidiakonate des Harzbannes (bannus nemoris) gehörig. Die urkundlichen Formen des Ortsnamens (992 Silithi, 1219 bis 1248 Silede, 1289 Silide, 1295 Silde, 1311 Seulede, 1347 Sylde, 1387 grossen Silda (grotin Silde), 1400 Sylde, 1583 grossen Silde, jetzt Sylda) zeigen sofort, dass die jetzige Endung —a verhältnismässig späten Ursprungs ist und also eine Zusammensetzung mit —aha nicht vorliegt. Wir haben vielmehr in diesem Namen den einzigen Vertreter der in Sachsen und Thüringen nicht sehr häufig erscheinenden, aber doch allgemein verbreiteten Namengruppe mit der Endung —ithi oder —ede, welche eine Örtlichkeit bezeichnen zu sollen scheint, wo sich irgend etwas in besonderer Häufigkeit findet, oder welche die Lage an einer durch den übrigen Teil des Wortes bezeichneten Stelle andeuten soll (vgl. Help - ede = Wohnstätte an der Helpe). Als Bestimmwort könnte man bei unserem Ortsnamen an sil Kanal, Wasserlauf, jedoch auch an ahd. sol, sul Kothlache denken; freilich könnte auch der beim Dorfe gelegene Solberg den Anlass zu der Benennung gegeben haben. Der Name würde also eine an einem Siel oder an einer Kothlache oder an dem Soolberge gelegene Ansiedelung bedeuten.

Die Bezeichnung Grossen-Sylde erhielt das Dorf zum Unterschiede von dem jetzt wüst unweit davon gelegenen Klein-Sylde (1383 lutteken Silde, 1486 Lutken Sylda).

Das Dorfsiegel mit der Umschrift:

Das ○ Gemeinde ○ Siegel ○ zu ○ Silda ○ 1801 ○

zeigt als Siegelbild auf einem Wappenschilde ein vasenförmiges Gefäss, gekrönt von einem offenen Pflug, und über demselben einen aus 5 Pfauenfedern bestehenden Wedel. Mindestens die Beizeichen dieses Siegels dürften dem Wappen eines einstmals zu Sylda gesessenen adeligen Geschlechts entlehnt sein.

992 war das Dorf ein Zubehör des kaiserlichen Hofes zu Walbeck. Im Jahre 1287 wurden dem Kloster Wiederstedt Zinsen aus Silde für die Feier der Jahreszeit des Grafen Heinrich v. Regenstein zugewiesen. Auch in Lutteken-Silde besass das Kloster Wiederstedt Zinsen.

In dem Dorfe sass ein Geschlecht von niederem Adel, dessen Mitglieder auf dem Schlosse Arnstein Burgmannen waren. Folgende erscheinen in Urkunden:
1241 Alwardus de Silede unter den milites de Arnenstein Zeuge des Grafen Walther v. Arnstein, 1248 Alwardus de Silede, castrensis noster (nämlich der Edlen Walther und Albert von Arnstein), 1274 dominus Alardus miles de Siledhe, Zeuge Alberts von Arnstein.

1264 Heino marscalcus de Silede, Zeuge der beiden Edlen Hoyer des Älteren und Hoyer des Jüngeren von Friedeburg zu Eisleben, 1294 Heino de Silede miles, Zeuge des Grafen Otto von Falkenstein.

Das Rittergut, welches im 16. Jahrhundert das Geschlecht derer v. d. Danne besass, ist jetzt im Besitze der Familie von Mahrenholz.

Die Kirche, deren Schutzheiliger unbekannt ist, ist jedesfalls schon im früheren Mittelalter gegründet worden, da bereits 1287 und 1289 der dominus Johannes plebanus (Pfarrer) de Silde erwähnt wird. Die ganz neu gebaute jetzige Kirche verrät von diesem hohen Alter der Gründung nichts und enthält auch sonst keine Merkwürdigkeit.

Auf dem Turme hängen 2 Glocken von 1,07 und 0,85 m Durchmesser, welche beide von Friedr. August Becker in Halle 1741 gegossen sind.

Thondorf.

[G] Pfarrkirchdorf mit 1784: 193; 1880: 347; 1890: 588 Einwohnern, 5 km südlich von Hettstedt, vormals in der Altgrafschaft Mansfeld im nördlichen Hosgau, bezw. im Banne des Archidiakonats Eisleben gelegen. Der Name des Ortes hat keineswegs, wie die Volkssage will, eine Beziehung auf die in der Schlacht am Welfesholze Gefallenen,[1]) sondern enthält, wie die urkundlichen Formen beweisen, (973 Duddendorf, 992 Dudendorf, 1288 und 1296 Dodendorp, 1333 Dodendorff, 1376 Totendorf, 1400 Dodendorp) den Personennamen Duodo, Dodo, bedeutet also „Dorf des Duodo oder Dodo.“ Das Gemeindesiegel mit der Umschrift: „G. M. S. Z. Dhondorf“ zeigt einen Laubbaum (mit pyramidaler Krone), also das Sinnbild der Dorfgemeinde. Im Jahre 973 wurden Güter in Duddendorf von der Abtei Fulda an das Erzstift Magdeburg vertauscht. Im Jahre 992 schenkte Kaiser Otto III. das zur Mitgift seiner Grossmutter Adelheid gehörige Dorf Dudendorf. In der mansfeldischen Erbteilung des Jahres 1420 kam Dodendorff an den Mittelort, 1501 aber an den Vorderort, der es später zu dem neu gegründeten Amte Leimbach schlug. Eine Zeitlang war das Dorf Sitz eines gleichnamigen Geschlechts von niederem Adel. (1217 ist Heidenricus de Dodendorp Zeuge des Erzbischofs Albert von Magdeburg, 1288 ist Günther von Dodendorp Zeuge des Edlen Burchard von Schraplau, 1333 wird Thydericus de Dodendorff miles erwähnt.) Nun wissen zwar die neueren Topographien nichts von einem Ritter- oder Freigute in dem Orte, aber die Überlieferung in der Gemeinde weiss von einem Sattelhofe, dessen Standort das jetzige Schneidewindsche Gut gewesen (dicht neben der Kirche). Die zu diesem Sattelhofe gehörigen Äcker waren zehntfrei, und noch in chursächsischer Zeit war dieser Hof frei von allen Abgaben, die chursächsischen Steuern ausgenommen. Dieses Haus führte den Namen „zum Ritter Georg;“ ja die Volksüberlieferung behauptet, in ihm habe der Ritter S. Georg gewohnt und der Kirche die grösste Glocke geschenkt, die darum auch seinen Namen trage. Jedoch, ganz abgesehen davon, dass keine Thondorfer Glocke S. Georgs Namen trägt oder vor ihrem Neuguss nachweisbar getragen hat, ist diese Volksüberlieferung

[1]) Vgl. Grössler, Sagen der Grafsch. Mansfeld etc. S. 90.

in allen ihren Teilen unhaltbar; nur das ist wahrscheinlich, dass eine Abbildung des mansfeldischen Lieblings- und Geschlechtsheiligen, welcher eben S. Georg war, an dem Hofe sich befunden hat, weshalb er Ritter S. Görge genannt wurde, ein Name, der überdies auch noch an einem Teile der Thondorfer Flur haftet, vermutlich weil derselbe zu dem Sattelhofe S. Görge gehörte.

Manche nehmen, vermutlich durch das besprochene Hervortreten des h. Georg bewogen, an, die Kirche des Dorfes sei diesem geweiht gewesen. Das ist jedoch nicht der Fall, denn nach Ausweis eines Kirchenbuches und der Agende war sie dem h. Laurentius geweiht, dessen Wahl jedoch ebenfalls auf ein verhältnismässig hohes Alter der ersten Gründung zurückweist.

Das Schiff der Kirche ist modern und bietet in baulicher Hinsicht nichts Beachtenswertes. Der westlich vorliegende Turm ist aus dem späten Mittelalter. Die Glocken haben 0,75 und 0,65 Meter Durchmesser. Auf dem Glockenstuhle steht eingeschnitten:

Den 17. Marti 1711 erbavet von M. Gorge Herman ·
cv der Zeit. Gemein und Bauher Bartol Gernitz.

Die grössere Glocke aus dem Jahre 1723 trägt folgende Inschrift:

Hans Wagener, Landschep, Emanuel Tetzner,
Christian Fuhrmann.
Gos mich Martin Heitze (Heintze?) aus Leipzig
Anno 1723.

Die kleinere Glocke, diejenige, mit welcher die oben angeführte Sage sich beschäftigt, ist im Jahre 1874 von den Gebrüdern Ulrich in Laucha umgegossen worden.

Angeblich reichen die Kirchenbücher nur bis 1787 zurück.

Ulzigerode.

[G] Kirchdorf mit 1880: 318; 1890: 286 Einwohnern, 11 km westnordwestlich von Hettstedt, ehemals zur Freiherrschaft Arnstein im Schwabengau, bezw. zum Archidiakonate des Harzbannes (bannus nemoris) gehörig. Der Name des Ortes, der erst verhältnismässig spät mit Sicherheit urkundlich bezeugt ist, denn das im Jahre 1019 erscheinende Ochciseroth (andere Lesart Ochtiresroth) dürfte doch wohl auf einen anderen Ort zielen, bedeutet nach den urkundlichen Formen (1381 Olczingerode, 1387 Oltzingherode, 1420 Olzingerode, 1486 Olzenrode, 1501 Ultschingerode) „zu der Rodung der Nachkommen oder Angehörigen des Olzo.“ (Diese Koseform für Odalrich kommt auch noch im 15. Jahrh. als Vorname vor. So gab es damals in Eisleben einen Bürger namens Oltcze Langehans.) Das Siegel der Gemeinde Ulzigerode zeigt einen breitästigen Laubbaum, vor welchem der Bauerstein steht; beide Gegenstände sind bekanntlich das Sinnbild der bäuerlichen Gemeinschaft. Ein anderer Abdruck zeigt den Bauerstein nicht, begnügt sich vielmehr mit der Darstellung der Dorflinde.

Die gegenwärtige Kirche, deren Schutzheiliger unbekannt ist, ist modern, besitzt also nichts, was den Altertumsfreund anziehen könnte, mit Ausnahme der hinter dem Altar befindlichen Überreste eines zerstörten Altarschreins, welche

das Dasein einer Kirche an dem Orte schon in katholischer Zeit bekunden. [S] Die Hauptbilder waren geschnitzt, die Rückseiten gemalt, letztere von einer geschickten Hand des 15. Jahrhunderts.

Auf dem Turme hängen 2 Glocken von 0,82 und 0,60 Meter Durchmesser. Die grössere ist 1701 von Peter Wildt in Halle, die kleinere 1651 von Hans Heinrich Rausch in Erfurt gegossen.

Vatterode.

[G] Pfarrkirchdorf mit 1784: 302; 1880: 450; 1890: 688 Einwohnern, 7,5 km südwestlich von Hettstedt an der Wipper, vormals in der Altgrafschaft Mansfeld im nördlichen Hosgau, bezw. im Banne des Archidiakonats Eisleben gelegen. Der Name des Ortes (urk. 973 Faderesrod, 1033 Vaddaroht, 1022 Vadderoth, 1023 Vaddaroht, 1051 Vadderoth, 1102 Wadderoth, 1298 Vadderode, 1337 Vaderode, 1415 Vatterode) bedeutet „Rodung des Fader." Das Siegel der Gemeinde Vatterode zeigt zwischen zwei gekreuzten Eichenzweigen das Wort Pace, ist also vermutlich jüngeren Ursprungs, wenngleich die Absicht des Bildes dunkel ist; dagegen zeigt das „Lehnssiegel der Pfarre zu Vatteroda" einen (herald.) nach links schreitenden Strauss (?), welcher in seiner linken Klaue ein Ei hält, mit der Überschrift: Vigilando. Warum Bild und Inschrift gewählt worden, bleibt noch aufzuhellen.

Im Jahre 973 ertauschte das Erzstift Magdeburg von der Abtei Fulda ausser anderen Besitzungen derselben im Mansfeldischen auch Ländereien in Faderesrod. Dieselben müssen nicht unbeträchtlich gewesen sein, denn die Erzbischöfe von Magdeburg haben sich wiederholt hier der Jagd und des Weidwerks wegen aufgehalten, wozu die Lage des Ortes dicht an dem wildreichen Harze Veranlassung gegeben haben mag. Im Jahre 1033 starb der Erzbischof Gero von Magdeburg zu Vaddaroht in der Halberstädter Diöcese. Da nun auch noch zwei Nachfolger Geros, die Erzbischöfe Hunfried († im Jahre 1051) und Hartwig († 1102) auf dem erzbischöflichen Gute in Vatterode verschieden sind, so ist klar, dass Vatterode neben der gewöhnlichen Residenz derselben, Giebichenstein bei Halle, als Sommeraufenthalt der Erzbischöfe gedient hat. Der Erzbischof Hartwig, ein sehr ungeistlicher Geistlicher, der von dem Gegenkönige Rudolf eingesetzt worden war und sich noch in der Nacht vor seinem Tode mit verschiedenen weltlichen Fürsten lustig gemacht hatte, starb ohne Sakrament. Einem Magdeburger Domherrn soll damals geträumt haben, er habe gesehen, wie der h. Mauritius den unwürgigen Erzbischof vor dem Hochaltar der Magdeburger Domkirche habe enthaupten lassen. Das Domkapitel schickte daher diesen Domherrn nach Vatterode, um den Kirchenfürsten zu warnen, aber schon auf halbem Wege kam ihm die Leiche des Erz-Bischofs entgegen.

Der ehemalige erzbischöflich-Magdeburgische Hof (das jetzige Giesslersche Gut), von dem weiter unten noch einmal die Rede sein wird, heisst im Volksmunde „der Ritterhof". Irgendwelche Überreste dieses ursprünglich sicherlich in romanischem Stil erbauten Hofes scheinen nicht bis auf unsere Zeit gekommen zu sein, was zu beklagen ist, da die wiederholt besuchte Sommerresidenz Magdeburgischer Erzbischöfe gewiss nicht ohne allen architektonischen Schmuck war.

Von der Familie v. Zeutsch, die um 1610 den Ritterhof besass, kaufte denselben die Familie von Einsiedel, die ihn bis Ende des Jahrhunderts besessen hat. Das wichtigste Glied dieser Familie ist der im Jahre 1690 hier geborene Gottfried Emanuel v. Einsiedel, nachmals General-Lieutenant unter Friedrich d. Gr., der 1744 Prag erobern half und zu Potsdam gestorben ist.

1298 empfing Graf Burchard III. von Mansfeld $2^1/_2$ von den Gebrüdern von Berg erkaufte und dem Erzstift Magdeburg in V. aufgetragene Hufen von diesem als Lehen zurück, 1337 schenkte einer seiner Nachkommen, Graf Burchard VI., einen Hof und eine halbe Hufe in Vaderode dem Kloster Wimmelburg. 1415 erhielten die Grafen von Mansfeld das Kirchenlehn in Vatterode von dem Erzbistum Magdeburg. (Über das Lehnssiegel der Pfarre s. o.) In der mansfeldischen Erbteilung des Jahres 1420 kam Vatterode an den Vorderort, bei dem es auch in der Teilung von 1501 verblieb. Im Jahre 1433 verkaufte Heinz von Saugerhausen Güter in V. an den Grafen Volrad II. von Mansfeld.

Die Kirche ist angeblich den beiden Heiligen Bonifatius und Nikolaus geweiht. Sicher ist, dass sie dem ersteren geweiht war, denn das Siegel der Vatteröder Kirche zeigt das Brustbild des Bonifatius mit Bischofsmütze und Krummstab und über demselben im Halbkreise die Überschrift: S. Bonifacius. Seine Wahl aber zum Schutzheiligen der Kirche gestattet die Annahme, dass der erste Bau schon in der Zeit stattgefunden habe, als das Kloster Fulda, dessen Schutzheiliger S. Bonifatius bekanntlich war, noch Besitz in Vatterode hatte, also vor 973. Ist S. Nikolaus wirklich Nebenpatron, so kann er erst später hinzugefügt worden sein.

Das jetzige Kirchengebäude stammt aus drei verschiedenen Zeiten: Das Schiff ist junges Ursprungs, der obere Teil des Turmes ist spätmittelalterlich, der untere Teil des Turmes, der Durchgangsbogen und die Kämpfer desselben, teils aus Schmiege, teils aus aus Hohlkehle bestehend, sind, wie auch die Absis, frühromanisch.

Über den in der Kirche befindlichen Altar giebt folgende Inschrift[1]) Auskunft:

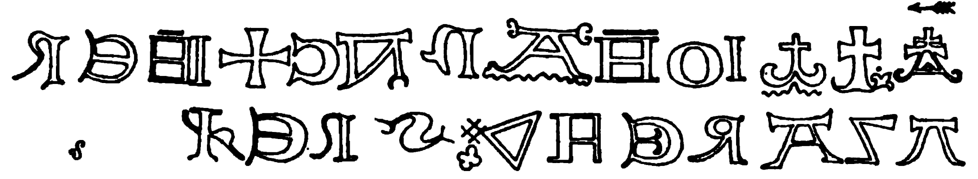
Auxiliante Deo!

M. Johannis Bartholomai Pietschii, huius loci pastoris cura, auditorum aliorumque amicorum sumptibus, hoc altare ligneum simul cum baptisterio exstruxit anno Christi MDCCXXXVI hermoglyphus Querfurtensis Joannes Andreas Baguhn, picturae vero elegantias utriusque simul ac lagei sacri duxit peniculus Joannis Michaelis Schaffhirts, pictoris Stolbergensis, anno MDCCLXI, ambabus manibus ad altare expensas largitus est amicus quidam peregrinus, ad lageum vero pia quaedam matrona, M. L. P. n. R., omnia in honorem Dei, qui beneficium hocce evergetis nostris large velit remunerare.

Sonst sind nur die Glocken beachtenswert, deren die Kirche drei mit 0,79,

[1]) Diese Inschrift verdanke ich der Güte des Herrn Realgymnasialoberlehrers Moyn in Eisleben.

0,74 und 0,59 Meter Durchmesser besitzt. Die grosse trägt zwischen platten Doppelstäben folgende nachstehend abgebildete, sehr alte Majuskelinschrift:



Nr. 108.

welche früher von Varges gelesen wurde: „Jehova dominus Jesus Nazarenus rex Judaeorum, Amen," und von Otte: Jhesus Nazarenus, S. Petr. Ā ✝ ω̄. Joha. DNC. ✠. — Aber beide Lesungen sind unrichtig, wie eingehende Betrachtung lehrt. Denn bei dieser ergiebt sich folgende Lesung:

✠ Jhē(svs) Nazarenvs Rex. Ā ✝ ω̄. Johanns

nur dass Sommer, der im übrigen mit mir übereinstimmt, der Meinung ist, die Reihenfolge müsse mit dem bekreuzten Alpha und Omega beginnen, dann müsse der Name Johanns folgen und zuletzt die Worte Jesvs(?) Nazarenvs Rex, während ich, wie es bei derartigen Inschriften üblich ist, nach dem einen Kreuze beginne, sodass die Inschrift erst den Titulus triumphalis, allerdings mit Auslassung des Wortes Judeorum, sodann das apokalyptische Alpha und Omega (= Christus) und zuletzt den Namen des Heiligen, dem die Glocke geweiht war, oder den Namen der Glocke selbst (der freilich selten ein männlicher war), oder auch den Namen des Giessers, Johanns, enthält.

Die Mittelglocke, im Jahre 1686 von Peter Wildt in Halle gegossen, hat folgende Umschrift:

Deo O. M. auxiliante patrono ecclesia-
rum nostrarum supremo ⁘
sub comite illustrisso̅ nunc in vivis
ah utinam usque ad nestoreos dn̄o ⁘
dn̄o Johanne Georgio comite ac dn̄o in
Mansfeld · nobili dynastra (sic!) in ⁘
Heldrung · S. et S. patrono huius eccles:
ordin: eiusdemque synend.

darunter:

Praeside Johan: Rösnero comitatꝰ
Mansf. superint. generali, huiꝰ it:
ECCLEISÆ (sic!) past. ord. Ad. Frid. Vm-
lavf. campana haec a Petro Wildten

HAL. SAX. ⁘ fusa est MDCLXXXVI.

mense Aŭgustus (sic!)
V. D. M. I. Æ. C. W.

Die kleine Glocke, von genau derselben Form, wie die aus Caldenborn stammende Beyer-Naumburger Glocke, hat keine Inschrift.

Die Kirchenbücher reichen zurück bis zum Jahre 1601. Das älteste von 1601—1617 enthält wichtige Nachrichten über die Familien, die in dem ehemals erzbischöflich Magdeburgischen „Ritterhofe“ (dem jetzigen Giesslerschen Gute) gewohnt haben, unter anderen über die Geburten, Kopulationen und Todesfälle der Familie von Zoetsch (Zeutsch), deren Ursitz seit dem Ende des 13. bis Anfang des 17. Jahrhunderts in dem Dorfe Zeutsch zwischen Kahla und Rudolstadt war,[1] aus welcher die Grossmutter der Kaiserin Katharina von Russland stammt.[2] Pastor Böttcher in Vatterode teilt hierüber folgendes mit:[3] Schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts finden wir die Familie von Zoitsch oder Zeutsch im Besitze jenes Gutes (Ritterhof); namentlich wird ein Junker Nikolaus von Zeutsch öfters erwähnt, der im 30jährigen Kriege, etwa um 1630, gestorben ist. Seine erste Frau, wahrscheinlich Ursula v. Clottra, starb in Vatterode nebst zwei Söhnen im Jahre 1611. Junker Nikolaus vermählte sich schon 1612 wieder mit Martha Amalie von Baust oder Bausse aus Gross-Örner. Im weitesten Sinne ist derselbe der Stammvater der Grossmutter der Kaiserin Katharina II. von Russland. Eine Urenkelin von ihm, Eleonore v. Zeutsch auf Hedersleben, vermählte sich 1687 als Hoffräulein mit dem Prinzen Joh. Ludwig von Anhalt-Zerbst, dessen zweiter Sohn Christian August, Gemahl der Prinzessin Elisabeth v. Holstein, preuss. Generalfeldmarschall und Gouverneur von Stettin war. Ihm wurde dort am 2. März 1729 eine Prinzessin Sophie Auguste Friederike geboren, welche sich mit Peter III. von Russland vermählte und 1762 als Katharina II. den russischen Kaiserthron bestieg.

Walbeck.

[G] Ein kleines Dorf mit 1880: 540; 1890: 652 Einwohnern, an der Walbke oder dem Wallbach, von welchem es den Namen hat, 4 km nordwestlich von Hettstedt (mit Rittergut und Schloss), vormals im Schwabengau in der Freiherrschaft Arnstein gelegen und in den geistlichen Bann des Halberstädtischen Archidiakonats Aschersleben gehörig. Der Ortsname (urk. 959 Walbiki, 985 Uualbechi in pago Suevon, 992 Uualbisci curtis regia in comitatu Caroli comitis sita, 999 Uualbiki in pago Suevon, 1115 Wallebeche, später meist Walbeke, 1436 Walbeck) wird auf Grund der urkundlichen Formen als Ort an einem Wellen schlagenden Bache zu deuten sein.[4] Dass der Ort im Mittelalter ein Pfarrkirchdorf war, beweist eine Urkunde des Bischofs Volrad v. Halberstadt vom 30. 9. 1259 aufs bestimmteste, da in derselben gesagt ist, dass der jeweilige Propst zu Walbeck den Pfarrer zu Walbeck bestellen solle (parochie ville Walbeke prepositus loci qui pro tempore fuerit, sacerdotem preficiet, qui ab archidiacono loci curam recipiet animarum), nur wird die Klosterkirche zugleich als Pfarrkirche gedient haben.

Von dem im Jahre 992 hier begründeten Kloster ist infolge des Missgeschickes, welches über dem Urkundenschatze desselben gewaltet hat, nur sehr

---

[1]) Vgl. Vikt. Lommer, Volkstümliches aus dem Saalthal, S. 120. [2]) Über diese Beziehungen giebt es eine Untersuchung des Herrn Pastor Stenzel in Lausigk bei Quellendorf in Anhalt. [3]) Allgemeiner Anzeiger f. d. Grafsch. Mansfeld, 1867, Nr. 7. [4]) Die nähere Begründung in Grössler, Erklärung der Ortsnamen des Mansfelder Gebirgskreises in der Zeitschrift des Harzvereins XIX, 1886, S. 326.

wenig bekannt. Was sich über dasselbe ermitteln liess, ist folgendes. Im Jahre 992 überliess die verwitwete Kaiserin Adelheid, die ehemalige Gemahlin Otto's I. des Grossen, ihrer Tochter Mechtild, der Äbtissin der Abtei Quedlinburg, den von ihrem Gemahl als Leibgedinge ihr überwiesenen königlichen Hof (curtis regia) Walbeck (Uualbisci) mit vielen dazu gehörenden Dörfern im nördlichen Hosgau und im Schwabengau zum Zwecke der Errichtung eines dem Apostel S. Andreas zu weihenden Benediktinerinnenklosters, und Kaiser Otto III., welcher diese Verfügung später genehmigte, bestimmte dabei, dass dieses Kloster zum immerwährenden Gedächtnis seines Grossvaters Ottos I., seines Vaters Ottos II., seiner Grossmutter Adelheid, seiner Mutter Theophano und seiner Tante Mathilde dienen sollte. 5 Jahre später war der Bau fertig und am 7. Mai 997, dem wiederkehrenden Todestage des Kaisers Otto I., wurde das Kloster durch den Bischof Arnulf von Halberstadt eingeweiht. Es sollte dem Reichsstift Quedlinburg und zugleich mit diesem laut einer Bulle des Papstes Silvester II. dem päpstlichen Stuhl allein, d. h. unmittelbar untergeben sein. Die Wahl der Äbtissin sollte mit Beirat der Äbtissin von Quedlinburg erfolgen, den Vogt sollte die Äbtissin des Klosters bestimmen, welches seinerseits Immunitätsrecht erhielt. Die Vogtei hat, wie man aus späteren Urkunden, aber auch schon aus dem Umstande, dass das Kloster inmitten der Freiherrschaft Arnstein lag, schliessen darf, den Edlen von Arnstein zugestanden. Länger als ein Jahrhundert nach der Einweihung wird dann weder Dorf noch Kloster Walbeck wieder erwähnt. Erst im Jahre 1114 fand es bei den Zeitgenossen eine unliebsame Beachtung. Denn in diesem Jahre wurde das Kloster von den gegen den Kaiser Heinrich V. aufständischen Sachsen zu einer Festung umgeschaffen, von welcher aus sie ihren gefährlichsten Feind, den Grafen Hoier II. von Mansfeld, bekämpften.[1]) („Principes Saxoniae ... castrum quod Wallebeche dicitur, ad iniuriam regis aedificaverunt, ex quo Hogerum comitem omnibus modis infestabant.")

In der wegen des Erbes der Grafen von Falkenstein, denen nach dem Aussterben der Edlen von Arnstein auch die Freiherrschaft Arnstein zugefallen war, zwischen den Grafen von Regenstein (den rechtmässigen Erben) und dem Bischofe von Halberstadt ausgebrochenen Fehde wurde das Kloster von den Regensteinern verwüstet und der Klosterpropst gefangen genommen. Infolge dieser Drangsale scheint das Kloster verarmt zu sein, da sich um 1350 die damalige Äbtissin genötigt sah, um der Armut des Klosters willen ein sehr wertgehaltenes Besitztum, den Schrein des h. Stephanus, für 7 brandenburgische Mark Silbers zu versetzen.

1387 verkauften die Grafen Burchard und Ulrich von Regenstein mit der Freiherrschaft Arnstein auch das Schirmvogteirecht über Walbeck an die Grafen Busso und Günther von Mansfeld, welche, wie auch ihre Nachkommen, des Klosters Vögte blieben bis zu dessen Säkularisation. Übrigens scheint die Kirche S. Eustachii in dem jetzt wüsten Wesenstedt (nordöstlich von Hettstedt) im Besitze der Abtei Walbeck gewesen zu sein. Denn nach einer Urkunde vom 15. 6. 1434 hatten der Pfarrer Konrad von Rossla in Hettstedt und der Rat daselbst

[1]) Annales Pegavienses in Mon. Germ. Scriptores XVI, 251. 252.

ihr „Almosen vnde gelt darvmbe gegeben," dass die wüste Kirche S. Eustachii zu Wesenstede mit ihrer Zubehörung der Hettstedter S. Jakobskirche „vereygent und incorporirt" werden durfte, obwohl vorher die Hettstedter Jakobikirche die filia der Kirche zu Wesenstedt gewesen war. Da nun aber in einer zweiten Urkunde vom 28. 9. 1436 die Äbtissin Kunigunde (von Zimmern) und der Konvent in Walbeck ihre Einwilligung dazu gaben, dass die durch den Tod des Johannes Steckeschilt erledigte Pfarre zu Wesenstede mit der Kirche S. Jakobi in Hestede vereinigt werde, so wird man annehmen dürfen, dass der Patronat über die Wesenstedter Kirche der Abtei Walbeck bis dahin zugestanden hatte. In dem Bauernaufstande 1525 wurde das Kloster nach ausdrücklichem Bericht mit anderen mansfeldischen Klöstern „gepucht und geplündert".[1]) Da nach dem Tode des Grafen Günther die Herrschaft Arnstein und mit ihr die Vogtei über Walbeck an seinen streng katholischen Bruder, den Grafen Hoyer von Mansfeld, fiel, so mag Walbeck, gleich Wiederstedt, abermals mit Nonnen besetzt worden sein, wenigstens bestellte Graf Hoyer am 28. 9. 1525 den Nicolaus Wueltrogk zum Vorsteher des Klosters auf 6 Jahre, mit der Verpflichtung, das Einkommen und die Güter des Klosters im Stande zu erhalten und Jahresrechnung zu legen; aber nach Hoyers Tode, welcher im Jahre 1540 erfolgte, wurde das Kloster säkularisiert und der gemeinschaftlichen Regierung der sechs gräflichen Brüder vom Vorderort unterstellt. Im Jahre 1561 kaufte Graf Haus Albrecht, der einstweilen das Amt Arnstein innegehabt hatte, das säkularisierte Klostergut (Walbeck mit dem Vorwerk Meisberg (= Eisberg, zu dem Eisberge) für 16,000 fl. Als ihm aber in der Erbteilung des Vorderorts vom 21. 6. 1563 das ganze Amt Arnstein zugefallen war, versetzte er Walbeck nebst Ritterode und Meisberg, die seitdem zusammen ein besonderes kleines Amt bildeten, an Ludolf v. Bortfeld und dessen Ehefrau, Margareta v. Mahrenholz für 14,000 fl. auf 9 Jahre. Weil aber weder Hans Albrecht noch seine Kinder zur gegebenen Zeit Zahlung leisten konnten, blieb das Amt bis 1603 im Besitze der Familie v. Bortfeld. Von diesem Jahre an wurde das Amt anderweitig verpachtet, indem die v. Bortfeldschen Erben ihre Ansprüche für 17,000 Thaler an den Grafen Johann Albrecht von Ronoff abtraten. Dieser schloss am 24. 1. 1663 mit dem Grafen Johann Georg III. einen Vergleich ab, nach welchem er für 39,317 Thaler 6 gl. 10 Pfg. Walbeck auf Wiederkauf übernahm. Doch schon 1677 ($\frac{3}{1}\frac{1}{1}$) sah er sich durch seine vielen Schulden genötigt, mit Zustimmung des wahren Eigentümers das Amt an Frau Barbara Margarete von Elz geborene v. Pfuhl, zu überlassen. Nach deren Tode fiel es an ihre beiden Söhne, Hans Christoph und Philipp Adam von Elz. Da beide kinderlos starben, so setzte der letztere zwar seinen Schwestersohn, Philipp Adam v. Hardenberg zum Universalerben ein, vermachte jedoch Walbeck den beiden Söhnen seiner andern Schwester Eleonore, nämlich den Gebrüdern Philipp Wilhelm und Johann Clamer August von dem Bussche. Im Besitze dieser Familie ist Walbeck bis in die neueste Zeit verblieben. 1742 wurde der Wiederkauf in einen eigentlichen Erbkauf verwandelt, und 1745 genehmigte Chursachsen, dass Walbeck zu einem altkanzleisässigen Rittergute erhoben wurde. Im Anfange des 19. Jahrhunderts legte der Schlosshauptmann von dem Bussche einen geschmackvollen Park um das Schloss an.

---

[1]) Grössler u. Sommer, Chron. Isleb. p. 4.

In neuerer Zeit ging Walbeck in den Besitz des früheren Landrates des Mansfelder Gebirgskreises Bartels über, in dessen Besitze es noch jetzt ist.

Die alte Klosterkirche, welche ein stattliches Gebäude in romanischem Stil gewesen sein soll, ist fast spurlos verschwunden; von altertümlichen Gegenständen oder Bauteilen ist nichts zu finden, was sich daraus erklärt, dass das Kloster auf der Stelle gestanden hat, welche jetzt das Schloss einnimmt, in welchem nur die alten, aus dem ehemaligen Kloster beibehaltenen Kreuzgänge sichtbare Kunde davon geben, dass hier vor Jahrhunderten ein Kloster gestanden hat. Vermutlich sind also manche wertvolle Bauteile aus dem romanischen Kloster in das moderne Schloss verbaut worden.

Die jetzige kleine Kirche ist erst in neuerer Zeit erbaut und hat gar keine Altertümer aufzuweisen. Ihre sehr kleine Glocke dient zugleich zu allgemeinem Gebrauche des Gutes.

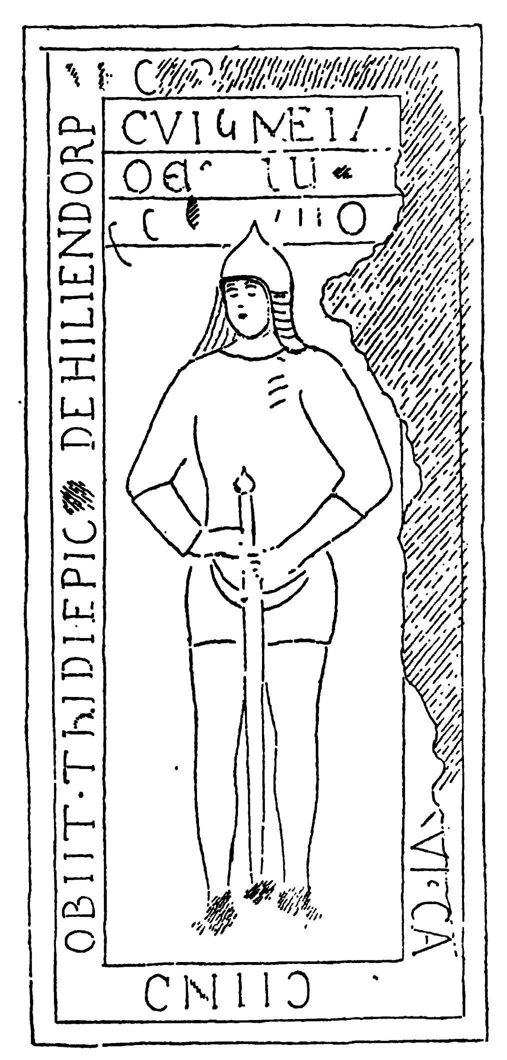
[B] In den mächtigen Umfassungsmauern, die terrassenförmig nach Nordosten sich erheben, hat sich, in einem Bogen vermauert, ein alter Grabstein (s. Nr. 109 auf S. 216) gefunden, der bei dem sonstigen Mangel aller Überreste aus dem Kloster und auch an und für sich von Bedeutung ist. Er trägt nämlich in eingeritzten Konturen die Gestalt eines Ritters, das Haupt bedeckt mit der oben spitz zulaufenden Eisenhaube mit gegliedertem Nackenschutz, beide Hände auf das Schwert gestützt. Die Art der Rüstung ist nicht deutlich mehr zu erkennen, doch kann es wohl nur ein Schuppenpanzer sein sollen. Um den Rand des Grabsteins läuft ringsherum eine schöne Majuskelinschrift, die aber nur noch teilweise zu entziffern ist. Den oberen und den rechten Rand wird die Jahreszahl und das Datum ausgefüllt haben. Von dem letzteren könnten die Zeichen herrühren VI · CA · also wohl (a. d.) VI. Cal. Das folgende ist wieder kaum zu lesen; der Monatsname müsste es sein, wenn das davorstehende richtig gedeutet ist; am nächsten läge wohl NOVEMB. Dann folgt deutlich: obiit · Thidieric (worin nur das R wie P aussieht) de Hiliendorp. Von den in der Bildfläche stehenden drei Zeilen ist nur das erste Wort Cui deutlich zu lesen. Man würde erwarten Cui(us) mens requiescat in pace, oder requiem obtineat. Die Spuren des Wortes mens scheinen vorhanden zu sein, das übrige ist auch nicht mehr annähernd zu ermitteln. Der Name Hiliendorp findet sich einmal in einer Urkunde von 1284 in der Form Heiligendorp; ein Kanonikus U. L. F. zu Halberstadt, Conradus de Heiligendorp, bezeugt mit anderen den Verkauf des Zehnten zu Wiederstedt seitens des Grafen Bernhard von Anhalt an das Kloster Wiederstedt. Die Formen des Grabsteines gehören derselben Zeit um 1300 an, so dass dieser Ritter ein naher Angehöriger jenes Kanonikus gewesen sein kann.

Auf dem Platze vor der neuen hässlichen Kirche steht ein taufsteinartiges Becken von muschelartiger Form; über sein Alter lässt sich nichts bestimmen.

Welbsleben.

[G] Kirchdorf im Einethal mit 1880: 905; 1890: 908 Einwohnern, 10 km nordwestlich von Hettstedt, ehemals im Schwabengau in der Freiherrschaft Arnstein gelegen und zum Halberstädtischen Banne Aschersleben gehörig. Das jetzige

Dorf hiess im Mittelalter Nieder-Welbsleben, im Gegensatz zu dem nordöstlich nicht weit davon gelegenen, jetzt wüsten Ober-Welbsleben (1400 superior Welpsleve). Der Ortsname (urk. 964 Welpsleue, 1073 Welpesleue, 1178 Welpesleue, 1241 Welpesleve, 1342 Welpesleben, 1382 Welpsleyben, 1387 Neder-Welpesleve, 1389 Neder-Volpesleben, 1400 inferior Welpsleve in banno Aschariensi, 1486 Nieder-



Nr. 109. (Grabstein in Walbeck.)

Welbsleben) enthält den Personennamen Hwelp, ahd. Hwelf (=junger Hund), bedeutet also Erbgut des Welpo oder Welfo.

Das ovale Gemeindesiegel mit der Inschrift:

Welbsleben V. S. B.

und desgleichen ein zweites mit der Inschrift:

Schulzen Amt zu Welbsleben. V. S. B.

zeigt als Siegelbild einen Laubbaum, sicherlich die Dorflinde als Sinnbild der Bauerschaft.

Über die bei Welbsleben in Menge gefundenen vorgeschichtlichen Altertümer giebt gute Auskunft die kleine Schrift: Beiträge zur Untersuchung der Alterthümer aus einigen bei Welbsleben vorgefundenen heidnischen Überbleibseln von M. Conrad Dietr. Franz Lehmann, Halle bei Joh. Christian Hendel 1789 (mit wertvollen Abbildungen). 8°.

Ob die Sage, dass dieses Dorf im dreissigjährigen Kriege zerstört und dann an einer anderen Stelle wieder aufgebaut worden sei, mit der Wirklichkeit übereinstimmt, ist zu bezweifeln. Vermutlich ist diese Überlieferung nur eine missverständliche Auffassung der Übersiedelung der Bewohner des jetzt wüsten Ober-Welbsleben nach Nieder-Welbsleben. Wenigstens legt die Bauart der Kirche Zeugniss davon ab, dass diese, deren Gründungszeit gewiss weit zurückreicht, ihren alten Platz beibehalten hat, und also wohl auch das sie umgebende Dorf.

Die Klöster Gernrode und Ballenstedt hatten eine Zeitlang hier Grundbesitz.

In dem Dorfe sass ein Geschlecht von niederem Adel, von welchem im 13. und 14. Jahrhundert zahlreiche Mitglieder urkundlich erscheinen, z. B. 1216 Thirricus de Welpesleve et Eilbertus frater suus; 1262, 1267 Dietrich de Welbsleben miles, 1267 Tilo de W., 1268 Bartholdus de W., 1307 Tilemannus aduocatus de W., 1308 Thileke de W., 1309 Conradus de W., 1312 Tilemann miles de W., 1332 Tileke de W. famulus, 1339 Tilo de W., 1342, 1343 und 1372 Heyse de W., 1382 Tyle von Welpesleyben.

Welchem Schutzheiligen die Kirche von Welbsleben geweiht war, ist bis jetzt noch nicht ermittelt worden. Die früheste urkundliche Spur ihres Vorhandenseins ist die Erwähnung des Pfarrers derselben, Heinrich (Heinricus plebanus de Welpsleue) in den Jahren 1228 und 1241. *[S]* Sie hat einen gewölbten, halbachteckig geschlossenen Altarraum, welcher in die Mitte des 14. Jahrhunderts zu setzen ist. Unter ihm befindet sich eine Krypta mit rippenlosen Kreuzgewölben um eine achteckige Mittelsäule, ziemlich roh ausgeführt, also wohl älter als der Altarraum. Welchen Zweck dieses unterirdische Gewölbe hatte, ist unbekannt. Das Schiff scheint um 1500 — an den Emporensäulen steht die Jahreszahl 1553 — und der Turm um 1560 ausgeführt zu sein. Ein besonderer Dachreiter sitzt über dem Altarraume.

Auf dem Altar steht ein geschnitzter Schrein, welcher inmitten den schlafenden Jakob, vier stehende Figuren und dreizehn andere zur Hälfte sichtbare enthält. Auf dem linken Flügel sind zwei Scenen dargestellt: Verkündigung Mariä und Besuch der Elisabeth; auf dem rechten: Krönung Marias und Geburt Christi. Die Gruppen sind zwar schön gearbeitet, aber leider mit weisser Ölfarbe überstrichen. Darunter erblickt man einen Crucifixus, zur Linken desselben eine mit dem Teufel kämpfende Heilige (S. Juliana?), zur Rechten einen Bischof. Die Ölbilder auf den Rückseiten sind weniger gut und bis zur Unkenntlichkeit verblichen.

Der in der Kirche befindliche Taufstein stammt aus dem Jahre 1754; an der Kanzel steht die Jahreszahl 1763; in einem der Felder der Brüstung erblickt

man einen vor einem Crucifix knieenden Ritter nebst einer knieenden Frau. Dabei steht die Inschrift in einem Distichon:

Hoc templum pietas et sedula cura Johannis
Brantini cathedram iussit habere novam.

Die drei Glocken haben 1,33, 1,13 und 0,83 m Durchmesser, von denen die grösste im Jahre 1720 durch Peter Becker in Halle gegossen worden ist. Sie trägt den Namen und das Wappen des Kirchenpatrons (Freiherrn v. Knigge). Die beiden andern Glocken stammen noch aus katholischer Zeit. Die mittlere aus dem Jahre 1523 trägt die Minuskelumschrift:

Anno domini millesimo quingentesimo
vicesimo tertio. o sancta Juliana doce
nos diabolum vincere.

Auf der einen Seite erblickt man das Bild der Heiligen mit Geissel, teuflischem Tier und Körbchen. Vermutlich ist es die S. Juliana Falconiera, welche, wie S. Antonius de Padua, von Teufels-Anfechtungen viel zu leiden hatte. *[G]* Doch kann ebensowohl an die Märtyrerin Juliana virgo aus Nikomedien († 16/2 304), welche mit dem an der Kette liegenden Teufel dargestellt zu werden pflegt, gedacht werden.

[G] Die dritte Glocke aus dem Jahre 1472 trägt folgende Minuskelinschrift:

anno domini mcccclxxij
o sancta Magdalena sona tuo averte
a nobis diabolos.

Zwar wird Magdalena gewöhnlich mit einer Salbenbüchse dargestellt, doch finden sich auch Darstellungen, in welchen sie von Teufelchen umflogen oder umgeben ist. (Otte, Kunstarchäologie V. Aufl. I, S. 584.) Vielleicht war die Welbsleber Kirche der h. Juliana, oder der h. Magdalena, oder beiden geweiht.

(Ober-) Wiederstedt.

[G] Kirchdorf mit 1880: 1010; 1890: 1271 Einwohnern, 2 km nördlich von Hettstedt, auf dem linken Ufer der Wipper im ehemaligen Schwabengau in der Freiherrschaft Arnstein gelegen, in kirchlicher Hinsicht aber dem Archidiakonus des Halberstädtischen Bannes Aschersleben, nicht aber dem des nahe gelegenen Unter-Wiederstedt untergeordnet. Der Name des Dorfes (urk. 944 Wederstede, 947 Uuidersteti, 960 Uuihterstedi, 1046 Widerstat, 1221 Widherstede, magnum (maior) Wederstede, 1256 Widerstede, 1270 alta Widerstede, 1284 maior Wedderstede, 1387 dat oberdorp Wederstede, 1486 das Oberdorf Wiederstedt) enthält als Bestimmwort den Personennamen Withar, Witheri oder Widar, bedeutet also „zur Wohnstätte des Widar."[1]) Die Bezeichnung Ober-, Hohen- oder Grossen-Wiederstedt soll das Dorf von dem weiter abwärts gelegenen, nur durch eine

---

[1]) Vgl. Grössler, Erklärung der Ortsnamen des Mansfelder Gebirgskreises (Harzzeitschr. XIX. S. 333, 1886), wo der Name eingehender besprochen ist.

Mauer von ihm geschiedenen, zu Anhalt gehörigen Schwesterdorfe Unter-, Ost- oder Wipper-Wiederstedt unterscheiden, während Klein-Wiederstedt nach einer handschriftlichen Angabe von Aug. Ahrens (1840) ein besonderes Dörfchen war, welches da gelegen hat, wo heutzutage die Schenkwirtschaft „der Stall", früher ein Zechenhaus, sich befindet. Einige Äcker daselbst führen noch den Namen „Kirchhof", weil dort die Kirche dieses Dörfchens gestanden hat.

Das Dorfsiegel von Ober-Wiederstedt mit fast völlig erloschener Umschrift zeigt als undeutliches Siegelbild zwischen zwei Laubbäumen zwei männliche Gestalten, welche in den Händen Stäbe oder Keilhauen halten und sich gegenseitig anschauen. Die beiden Bäume sollen wohl zwei vereinigte Bauerschaften andeuten, während die beiden Männer, falls sie Keilhauen tragen, auf den in der Flur betriebenen Bergbau hindeuten und also wohl Bergleute darstellen mögen, vielleicht gar die sagenhaften Erfinder desselben, Neucke und Nappian. Das Kirchensiegel dient nämlich nicht nur für Ober-Wiederstedt, sondern auch für die bei Hettstedt gelegene Vorstadt Kupferberg (1123 mons qui cupreus dicitur) mit, ein Verhältnis, welches aus der Geschichte seine Erklärung erhalten wird.

Die bereits 948 erwähnte, der h. Jungfrau Maria geweihte Kirche des Unterdorfes ist zweifellos die älteste der an der Wipper in der Freiherrschaft Arnstein erbauten Kirchen und Jahrhunderte hindurch die Hauptkirche des Halberstädtischen Archidiakonats Wiederstedt gewesen. Ihre Gründung ist mindestens auf die Zeit Karls des Grossen zurückzuführen, welcher nach einem Zeugnis des Königs Otto I. vom 26. Aug. 960 dem Kloster Hersfeld die Kapelle in Wiederstedt (Uuihteresteti) samt den dazu gehörigen Zehnten übereignet hat.[1] Sie muss also eine der Missionskirchen des Bonifatius oder seiner Schüler gewesen sein. Schon 948 wurde sie zugleich mit der Wormsleber Kirche von dem Könige Otto I. von der Abtei Hersfeld eingetauscht und dem S. Moritzkloster zu Magdeburg überwiesen. Dass auch das Dorf selbst eine uralte Ansiedelung ist, beweist die grosse Menge von Aschenurnen und vorgeschichtlichen Waffen, die man namentlich im Jahre 1765 aus dem zwischen dem Dorfe und der Kirche liegenden Küphügel u. a. a. Stellen ausgegraben hat. Pastor Meinecke (um 1790) hat dort wenigstens 30 besondere Arten an zerbrochenen Stücken gesammelt. Eine Urne muss nach seiner Annahme so gross gewesen sein, dass man sie wohl kaum mit einem halben Scheffel Korn hätte füllen können.

Die Gründung des Wiederstedter Klosters soll angeblich schon 1210, nach andern 1211, 1213, 1215 oder 1216 stattgefunden haben, doch ergiebt sich aus den uns erhaltenen Urkunden, dass dasselbe aus einer im Jahre 1123 bereits vorhandenen Kapelle auf dem Kupferberge bei Hettstedt, welche jedenfalls der Jungfrau Maria geweiht war, hervorgegangen ist als eine Schöpfung des Geschlechtes der Edlen von Arnstein. 1123 nämlich löste der Edle Albrecht von Arnstein den Kupferberg aus dem Hettstedter Pfarrverbande, um auf demselben ein Hospital zu errichten, welches offenbar den h. Gangolf zu seinem Schutzpatron erhielt, der auch anderswo als Patron von Hospitälern erscheint. Bald nachher fasste man beide Schutzheilige zusammen und bezeichnete (1241) das Hospital als das hospitale beate Marie et beati Gingolfi martiris in Hetstede; doch nannte man es (1248)

[1]) v. Heinemann, Cod. dipl. Anh. I, Nr. 30, p. 22.

auch bloss nach der Hauptpatronin das hospitale sancte Marie virginis in Hezstede. Etwa um das Jahr 1250 muss mit dem Hospital ein Kloster verbunden worden sein, denn bereits 1256 wird die Hospitalstiftung als das Kloster in Hettstedt (cenobium in Hezstede) bezeichnet. Fragt man, wer die Erweiterung des Hospitals zu einem Kloster bewirkt habe, so kann es keinem Zweifel unterliegen, dass die edle Frau Mechthild von Arnstein, die hinterbliebene Gemahlin des vorerwähnten, um 1241 gestorbenen Edlen Albert von Arnstein, als die Gründerin des Klosters zu betrachten ist, die somit wohl nur ein von ihrem Gemahl begonnenes Werk weiter führte. Denn schon 1256 wird dieselbe in Gemeinschaft mit der ihr nahe verwandten edlen Frau Luchardis von Wernigerode als die Vertreterin und 1262 allein als procuratrix des Klosters bezeichnet, ja sie wird 1267 geradezu die Gründerin desselben (fundator nostri monasterii) genannt, war auch mit der erwähnten Luchardis als Nonne in dasselbe eingetreten, wie sich aus dem der Urkunde von 1267 angehängten kleinen, parabolischen Gemeinschaftssiegel beider ergiebt, welches unter reich geziertem Spitzbogen die Mutter Gottes auf einem Throne und unter einem Dreibogen 2 knieende Beterinnen zeigt, nämlich die Stifterin Mechthild und ihre nahe Verwandte Luchardis. Die Umschrift lautet nämlich:

S.' MECHTILD.' D. ARNST.' ET. LVCHARD.'
D.' WERNGEROD.' ĀCILLAR. XPI.

Gleich hier sei bemerkt, dass das spätere mittelgrosse parabolische Klostersiegel in der Mitte B. Virgo Maria mit dem Christkinde stehend zeigte, mit der Umschrift:

✠ S.' PRIORISSE. ET. CŌVENT9. Ī. WEDDERSTEDE.

(Vgl. die Abbildungen bei v. Erath, C. D. Quedl. Tab. XXXIX Nr. 14 u. Mansf. Ukb. Tab. 5.)

Doch nicht lange verblieb das neugegründete Kloster auf dem Kupferberge. Vermutlich noch vor seiner Vollendung wurde es, da die Lage für einen dauernden Aufenthalt einer grösseren Gemeinschaft nicht geeignet erscheinen mochte, verlegt, wie ja fast um dieselbe Zeit auch das Kloster von Rothardesdorf nach Helfta verlegt worden ist. Die Verlegung vom Kupferberge nach Ober-Wiederstedt muss gleich nach dem Jahre 1256 stattgefunden haben, weil nach 1256 ein Kloster in Hettstedt nicht mehr erwähnt wird, wohl aber schon 1259 ein Kloster in Wiederstedt mit der schon erwähnten Mechthild von Arnstein an der Spitze, das auch im Besitze der dem Hettstedter (oder Kupferberger) Kloster übertragenen Güter erscheint. Strassburger (in der Zeitschrift des Harzvereins XX, 136) irrt demnach wohl, wenn er die Verlegung des Klosters erst in das Jahr 1261 oder 1262 setzt.

Die Schirmvogtei über das Kloster hatten zunächst die Edlen von Arnstein, nach ihnen ihre Rechtsnachfolger in der Herrschaft, die Grafen von Falkenstein, von Regenstein und von Mansfeld. Eigener Art war die Ordenszugehörigkeit des Klosters. Zweifellos waren die Nonnen Augustinerinnen, wurden aber von Brüdern des Dominikaner- oder Prediger-Ordens geistlich beaufsichtigt und versorgt, sodass bald beide Bezeichnungen zusammen (1262 und 1286 monasterium sororum de regula beati Augustini et secundum instituta et sub cura fratrum

ordinis praedicatorum in Wederstede), bald auch nur eine von beiden allein (1259 ordinis sancti Augustini; 1262 sorores ordinis predicatorum in Wederstede) sich findet. Die Bezeichnung als Schwestern vom Predigerorden wurde bald die überwiegende und volkstümliche, fast ausschliesslich gebrauchte, während die in dieser Hinsicht genauer verfahrenden päpstlichen Bullen die ältere Bezeichnung festhielten. Ganz unzutreffend ist die viel verbreitete Behauptung,[1]) dass das Wiederstedter Kloster aus der am Welfesholze erbauten Marienkapelle hervorgegangen sei, welche man nach Wiederstedt verlegt und zu einem Kloster erweitert habe, um den Greuel der Verehrung des Jodute vollends auszurotten; die Urkunden zeigen ja aufs klarste, dass die Sache sich anders verhält. Die Familien vieler benachbarten Grafen und Edlen begabten das Kloster, dem viele ihrer Töchter angehörten, sehr reichlich; gleichwohl geriet dasselbe schliesslich, wie alle Klöster, in Verfall. Wie gross derselbe gewesen, ergiebt sich aus der päpstlichen Bulle vom Jahre 1398. Darin wird berichtet, dass sämtliche Klostergebäude, selbst die Kirche und die Umfassungsmauern, so baufällig wären, dass bei Tag und Nacht wilden und zahmen Tieren der Eingang offen stünde, und dass Nesseln und vieles andere Unkraut in den inneren Räumen wüchse. Verschiedene edle Familien beabsichtigten sogar, ihre Töchter und Anverwandtinnen aus dem Kloster zu sich zu nehmen, damit diese ferner nicht mehr dem Hunger und Durst ausgesetzt wären. Wenn nun auch infolge der langjährigen Bemühungen des von Braunschweig herbeigerufenen, zum Administrator des Klosters bestimmten Propstes Sander gegen Ende des 14. Jahrhunderts vorübergehend eine Besserung eintrat, so konnte das Kloster doch nicht wieder zu dem früheren Ansehen gelangen. Im Jahre 1525 wurde es, wie die übrigen mansfeldischen Klöster auch, ein Gegenstand der Volkswut, sodass man sich genötigt sah, die zahlreichen Kleinodien des Klosters auf das Schloss Mansfeld zu retten, wo dieselben verschollen sind. Schon 1524 hatte eine Anzahl Nonnen das Kloster verlassen; nach dem Bauernlärme fand sich zwar der Rest des Convents nochmals in Wiederstedt zusammen, musste aber einen von den Grafen von Mansfeld dem Kloster vorgesetzten Aufseher dulden. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts wurde das Kloster säkularisiert und die Klostergüter wurden von den Grafen von Mansfeld eingezogen, welche seit Erwerbung der Freiherrschaft Arnstein die Schutzvogtei über das Kloster ausgeübt hatten.

Obwohl nun Ober-Wiederstedt von jeher ein Zubehör der Freiherrschaft Arnstein gewesen war und dieselbe auch nach der Sequestration chursächsisches Lehn blieb, so sahen sich doch die Grafen von Mansfeld genötigt, das etwa um 1550 sequestrierte Kloster-Amt schon im Jahre 1561 drückender Schulden halber an den chursächsischen Rittmeister Jakob v. Blankenburg, Erbherrn auf Hildebrandshagen, gegen 14,000 rheinische Goldgulden zu verpfänden, welcher bis zu seinem am 18. Febr. 1595 erfolgten Tode im Pfandbesitze blieb und am 4. März desselben Jahres in der Wiederstedter Dorfkirche, denn die Klosterkirche war schon längst eingegangen, begraben wurde.[2]) Als Erbinnen hinterliess er zwei

---

[1]) So in der Saxonia von Kranz u. a. a. O. [2]) Diese und mehrere der nachfolgenden Mitteilungen stützen sich auf eine handschriftliche „Historische Beschreibung des Klosters Ober-Wiederstedt von Aug. Ahrens 1840,“ der seinerseits wieder auf einer gleichen Geschichte

Töchter, von denen die eine, Liboria Ursula, an Ernst Ludwig v. Burgsdorf, die andere Catharina, die Witwe Ulrichs v. Weverling, seit 1609 an den Herzogl. Braunschweig-Lüneburgischen Obersten Hans Christoph von Hardenberg vermählt war. Wegen einer Schuldforderung an den Herrn v. Burgsdorf erhielt im Jahre 1634 Hans Christoph v. Hardenberg, obwohl seine Gemahlin Catharina bereits 1612 gestorben war, das Amt Wiederstedt nebst dem Kupferberge zugesprochen, welches der Erblasser eigentlich der verehelichten v. Burgsdorf zugedacht hatte, und seitdem ist bis jetzt die freiherrliche Familie von Hardenberg, welcher der Dichter Novalis entspross, im Besitze des Amtes geblieben[1]) und hat mit demselben das (1742) von dem Landrichter Bodenburg erkaufte Freigut, wie auch (1747) das Patronatsrecht über die Ortspfarre vereinigt. Der letzte Graf von Mansfeld, Fürst von Fondi († 1780), verzichtete auf die Wiedereinlösung des Amtes Wiederstedt, welches nun in das Eigentum der v. Hardenbergischen Familie überging.

Nach Meinecke, Ahrens und Siebold sind die übrig gebliebenen Klostergebäude und die Klosterkirche, an deren Mauern kein altertümliches Bildwerk und kein Denkstein zu erblicken ist, zu Scheunen und Kornhäusern umgewandelt worden. Doch sollen sich in der ehemaligen später als Scheune gebrauchten Klosterkirche mehrere schöne Grabdenkmäler befunden haben, unter denen besonders diejenigen einiger Fürsten von Anhalt durch Pracht und Kunst ausgezeichnet gewesen sein sollen. Sie waren ganz von Messing und mit künstlichem Bildwerk und Figuren reich geschmückt. Aber leider ist von diesen Denkmälern nicht die geringste Spur mehr vorhanden. Doch sind uns in älteren Werken einige Grabinschriften aus der Klosterkirche aufbewahrt worden. Zunächst ist zu erwähnen die Grabinschrift der Fürstin Helena von Anhalt, welche eine Tochter Wetzlavs III., Fürsten von Rügen, und Gemahlin des Fürsten Bernhard II. von Anhalt gewesen, am 9. Aug. 1315 gestorben ist und unter dem Taufsteine begraben sein soll. Die Inschrift lautete:[2])

Anno MCCCXV obiit Helena D(ucissa). Ruye.
(= Rugie), uxor illustrissimi principis Bernhardi
in vigilia Laurentii, cuius anima requiescat in pace.
Amen.

Das Grabmal des Fürsten Bernhard VI. von Anhalt, welcher am 2. Februar 1468 starb, trug folgende Inschrift:

In Nonis Februi, quartus fuit ille, recessit
Dum(?) comes ingenuus Bernhardus, qui hic requiescit.
Amen.[3])

Die Grabinschrift der einzigen Tochter Bernhards VI. und seiner Gemahlin

---

des Ober-Wiederstedter Pfarrers Meinecke (1751—1791) und einigen Hettstedter Annalen fusst, und endlich auf den Bericht des Predigers Siebold (1828) in Rosenkranz, Neue Zeitschr. f. d. Gesch. der german. Völker I, 1, 62 ff. Halle 1832. [1]) Vgl. Geschichte des Geschlechts von Hardenberg von Joh. Wolf, Kanonikus zu Nörten, Göttingen 1823. [2]) Lentz, Beckmannus enucleatus p. 513. [3]) Beckmann, Historie von Anhalt V, 81. Lucae, Fürstensaal S. 907.

Hedwig, einer geborenen Herzogin von Sagan, welche Mechthild hiess und mit ihrem Vetter, dem Fürsten Sigmund II. von Zerbst, vermählt war, lautete:[1])

Bernd comitis nata iacet hic Mechthildis humata,
Que sibi sit grata, genuit quem Virgo beata.

Auch Otto III. von Anhalt und seine Gemahlin Helena waren nach Ausweis einer Urkunde vom Jahre 1404 in der Klosterkirche an dem Altar begraben, welcher allen Engeln und S. Pancratius geweiht war, desgleichen der 1420 gestorbene Fürst Bernhard V. von Anhalt, aber ihre Grabinschriften sind uns nicht erhalten.

Doch gedenkt der Pastor Meinecke in seiner hinterlassenen Schrift noch eines anderen Leichensteines mit folgenden Worten: „Bei Nachsuchen in der alten Kirche (Klosterkirche) fand man eine Elle tief unter der Erde noch einen alten Leichenstein ohne Bild, bloss mit der Umschrift:

Anno MCCCCXXV vigilia ascensionis
divini (domini?) o(biit) providus Hans
— — (hier ist der Name weggebrochen)
— ter cuius aīa requiescat in pace."

Ahrens aber bemerkt dazu: „Welcher Person dieser Leichenstein angehört hat, lässt sich nicht mehr ausmitteln. Doch wäre möglich, dass derselbe sich auf den Johannes Waley, ordinis fratrum predicatorum professor, bezieht, welcher im Jahre 1401 von dem Papste Bonifatius IX. zum coadiutor des Propstes Sander ac director et administrator des Klosters Wiederstedt auf Lebenszeit ernannt wurde[2]) aber schon vor seinem Tode dem 1417 urkundenden Propste Johannes Wunsch Platz gemacht haben kann."

Besondere Beachtung verdient das „Inventarium der cleinot der monstrancien und der bilde und anders, so von Widderstedt aussm closter im aufrur (1525) anher gen Mansfelt kohmen und dem techent zu getrawen handen in die kirchen uberantwort," welches von mir in der Zeitschrift des Harzvereins VII, 418 ff. veröffentlicht worden und auch im M. U. S. 601—605 zu finden ist, da es einen genauen Einblick in den in der Folge völlig verschollenen Kleinodienschatz gewährt.

Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit der nach Siebold neben der vormaligen Klosterkirche stehenden Dorfkirche zu, welche, wie die Klosterkirche, ebenfalls der Jungfrau Maria gewidmet war, aber die letztere an Alter ganz bedeutend überragte, da sie bereits im achten Jahrhundert vorhanden und die Hauptkirche des Bannes Wiederstedt war. Das Recht des Archidiakonats verblieb der „unteren Kirche" auch, nachdem das Kloster vom Kupferberge nach Wiederstedt verlegt worden war, doch wurde „die Kirche der Schwestern" im Oberdorfe schon 1262 von der Gerichtsbarkeit des Archidiakons befreit.

Die jetzige Dorfkirche mit gerade geschlossenem Altarraum stammt natürlich nicht aus der Zeit der ersten Gründung. Nach der Meinung von Ahrens ist die ältere Kirche abgebrochen und die gegenwärtige ungefähr kurz vor dem

[1]) Beckmann, a. a. O. V, S. 86. — Lentz, Beckmannus enucleatus S. 583. [2]) Mansf. Urkundenb. S. 587 u. 588.

16. Jahrhundert an ihrer Stelle erbaut worden, da die Bauart und das Mauerwerk kein hohes Alter anzeigten, eine Ansicht, welcher durchaus beizupflichten ist.

[S] Der ehemalige Schnitzaltar ist zu Gunsten einer darauf angebrachten Kanzel nach links und rechts auseinander gerissen. Das Mittelbild, die Mutter Gottes, ist nicht mehr vorhanden. Rechts steht die h. Barbara, links die h. Katharina. Auf dem linken Flügel sieht man oben die Verkündigung, unten die Geburt Christi; auf dem rechten Flügel oben den Besuch bei Elisabeth, unten die Anbetung der h. drei Könige. Die Schnitzerei im Geschmack des ausgehenden 15. Jahrhunderts ist leidlich erhalten und von ausdrucksvoller Wirkung. Auf den Rückseiten sind die zwölf Apostel gemalt, darunter einer in der Tracht der angegebenen Zeit.

[G] An der Nordseite befindet sich das Grabdenkmal des am 18. Febr. 1595 verstorbenen Jakob v. Blankenburg. Der Ritter und seine Gemahlin knien zu beiden Seiten eines Crucifixes. Ausser verschiedenen Bibelsprüchen und den rechts stehenden Wappen derer v. Blankenburg, v. Falkenberg, v. Behren, v. Ruhlen und den links stehenden derer v. Arnim, v. Quitzow, v. Schlaberndorf und v. Finken erblickt man unterhalb folgende Inschrift:

Zu Ehren und Gedächtniß — — — — des Gestrengen Edlen und Ehrenfesten Jakob v. Blanckenburg weyland Churfürstlich Sächsischen bestalten Ritmeisters, Erbsaß auf Hildbrandshagen, Inhaber dieses Klosters, welcher Anno 1595 den 18. Februar, seines Alters 70 Jahr in Christo seelig entschlafen: haben die nachgelassenen Brüdere Joachim und Otto v. B. und Witbe Barbara, gebohr. v. Arnim dieses Epitaphium vorfertigen lassen. Gott wolle ihm eine fröhliche Auferstehung gnädiglich vorleihen.

Ein anderer, aufrecht stehender Leichenstein, welcher sich vermutlich auf eine Schwägerin des Jakob v. Blankenburg bezieht, trägt folgende zum grossen Teil verdeckte Inschrift:

Anno 1575 d. 15. October ist des edlen und ehrenfesten — — — — — — — — Jungfrau Catharina von Arnim, ihres Alters 18 Jahr, in Gott hier zu Wiederstedt — — — —

Nach der von Siebold mitgeteilten Ortsüberlieferung ist dieses Fräulein von Arnim vom Blitze erschlagen worden.

Auf dem Turme hängen drei Glocken von 1,01, 0,91 und 0,65 m Durchmesser. Die grosse und die kleine sind im Jahre 1826 in Wiederstedt in der Nähe des Kirchhofs gegossen worden. Auf der einen Seite der grossen steht:

Fromme ruf' ich zur Andacht, und freudig begrüß' ich, o Mensch, dich,
Lächelt das freundliche Licht irdischen Lebens dich an;
Aber verstummen dereinst des Herzens wallende Schläge,
Klag ich auch trostend mit dir über der Stätte der Ruh.

Auf der andern Seite steht:

Zur Zeit
des Patrons H. C. H. A. v. Hardenberg,
des Pastors F. C. W. Biebold,
des Schulzen J. Th. G. Theens
auf Kosten der Gemeinde umgegossen
von
Friedrich Bee aus Creuzburg.

Vor dem Umguss trug die grosse Glocke nach einer Aufzeichnung des Pastors Meinecke folgende Inschrift. Auf der einen Seite:

In Dei O. M. gloriam,
illustris ac generosissimi Domini Anton Gottlieb Christoph ab Hardenberg, in Hardenberg, Geismar, Lindau, Mockritz, Greissnitz et Döschutz Hereditarii ut et possessoris in Oberwiederstedt, qui maxime pii dispensatoris partes ad amussim supremi mortalium moderatoris exequi voluit, splendorem et memoriam posteritatis, incolarum denique reminiscentiam inter alia benignitatis documenta haud intermoritura ad campanam hanc ducentos thaleros extrema legavit voluntate dn9 Balthasar Scheffler Oeconomus Hardenber: mense Septembris Anno
MDCCXL.

Auf der andern Seite:

Quae campana tempore Johann Erhard Lippen Dni Pastoris, Tobiae Reinhardts Ludimagistri, Anthonii Grossens et Georgii Kühnens, templi curatorum, Halae formata, sonoro pulsu sonat,
resonet in Dei O. M. gloriam.
Fridrich Aug. Becker goss mich in Halle 1740.

Die kleine oder Feierabendsglocke hat auf der einen Seite dieselbe Inschrift, wie die grosse Glocke, auf der andern aber steht:

Ruhe künden freundlich meine Klänge,
Wenn der Abend mild hernieder sinkt;
Und erhebt die Andacht Festgesänge,
Feierlich mein Andachtsruf erklingt.

Vor dem Umguss hatte sie auf der einen Seite folgende Inschrift:

Soli Deo gloria.
Georg Anton v. Hardenberg, Inhaber des
gräfl. Mansfeld. Amts Oberwiederstedt.

Auf der andern stand:

M. Joh. Georg Hoffmann T. H. Pastor 1709.
Wenn diese Glocke wird zu deinem Dienst erklingen,
So las, o grosser Gott, die Andacht uns gelingen.
Frid. Aug. Becker goss mich um in Halle an. 1741.

Die alte Mittelglocke dagegen trägt folgende Umschrift:

Michael Ernestus Kranich Pastor. Laurentius Frank,
Andreas Baumburgk, Kirchväter.
Durch Gottes Hilff goss mich Hans Melchior
König von Erfurth in Brinrode
1657.

In einer Rundung stand:

Frid. Askano v. Hardenb. des Klosters Ober. W. Inhaber.

Ferner folgende Verse:

Crux Christum tulit ista, crucem Christus tulit istam.
Pro nobis illum crux tulit, ille crucem.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, dass im dreissigjährigen Kriege auch Wiederstedt grosse Drangsale hat erleiden müssen. In den Jahren 1634—1648 ist der Ort fast völlig wüste und unbebaut gewesen, denn im Jahre 1639 hat man nicht mehr als 3 Morgen Acker bestellt. Der damalige Pastor Hoffmann meldet in seiner gedruckten Wetterpredigt, im Kirchturmknopfe habe man sehr betrübte Nachrichten davon gefunden, dass damals kaum fünf bis sechs Paar Leute in Wiederstedt und auf dem Kupferberge gewesen; die Kirche sei von den Soldaten zu einem Pferdestall, der Kirchturm zu einem Wachtturm gemacht, alle Stühle und Bänke seien verbrannt, das Pfarrhaus gänzlich abgebrochen, alle übrigen Häuser demoliert worden, und alles sei wild mit Sträuchern und Unkraut bewachsen gewesen. Erst nach erfolgtem Frieden hätten sich Obrigkeit und Unterthanen wieder eingefunden.

Wieserode.

[G] Kirchdorf mit 1880: 199; 1890: 210 Einwohnern, 13,5 km westnordwestlich von Hettstedt, im Mittelalter im Schwabengau in der Grafschaft Falkenstein gelegen und zu dem Halberstädtischen Harzbanne (bannus nemoris) in geistlicher Hinsicht gehörend. Der Name des Ortes (urk. 964 Witserod, 1227 Wicsederode, 1287 Widizerode (auch Witzerode), 1292 und 1295 Widzerode, 1339 Wizerode, 1343 Wizzerode, 1367 Wydzerode, 1400 Vieserode) enthält den sehr altertümlichen Personennamen Witiza, bedeutet also = Rodung des Witiza. An eine Zusammensetzung mit dem Worte Wiese, die ohnehin keinen Sinn gäbe, ist nach Ausweis der urkundlichen Formen also nicht zu denken. Das Gemeindesiegel mit der Inschrift: „**Gemeinde · Siegel · zv · Wieserode**“ zeigt als Siegelbild zwischen der Jahreszahl 1817 einen Laubbaum, also sicher die Dorflinde als Sinnbild der Dorfgemeinde.

In Wieserode sass ein Geschlecht vom niedern Adel, als dessen Mitglieder 1295 Borchardus de Widzerode und 1339 bis 1343 der discretus vir Busso Wizzerode marscalcus bezeugt sind.

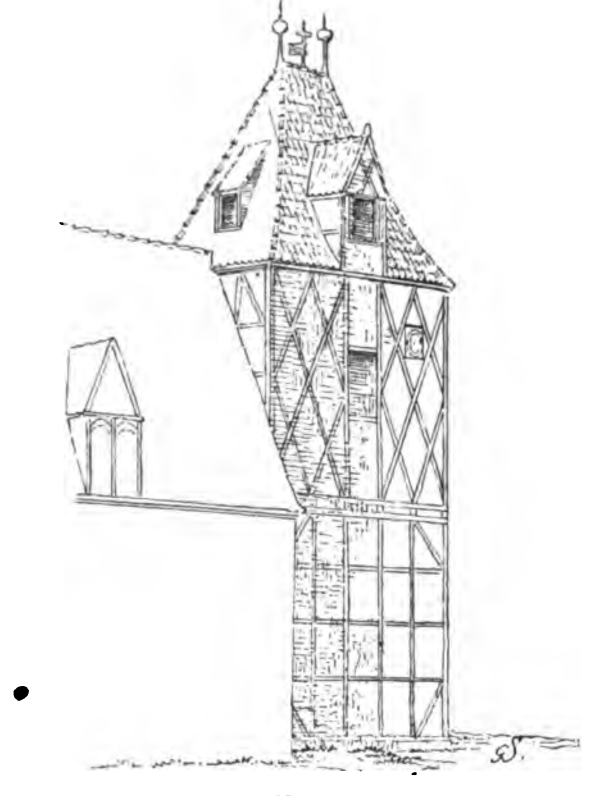
[S] Die alte, einem nicht bekannt gewordenen Heiligen geweihte Dorfkirche, über deren Gründungszeit kein Zeugnis vorliegt, welche aber über dem (südlichen) Eingange die Jahreszahl 1617 zeigt, ist im östlichen Teile erneuert, dagegen

hat der im Westen stehende Turm (Nr. 110) die alte, malerische Form behalten.

Über dem Altar befindet sich ein ziemlich gut erhaltener, geschnitzter Schrein mit der Anbetung der drei Könige inmitten, deren einer bei abgenommener Krone vor dem Christkinde kniet; die beiden andern stehen. Darunter befindet sich mit der Jahreszahl 1615 die anscheinend aus einem altkirchlichen Hymnus entnommene Inschrift:

Reges de Saba veniunt,
Aurum Thus Myrrham offerunt.

Links und rechts erblickt man je vier Heilige in zwei Etagen. Auf dem linken



Nr. 110.

Flügel stehen 2×4 Heilige, unter ihnen S. Laurentius und einer mit seinem Kopf in der Hand. (S. Alban oder S. Dionysius?) Auf der Rückseite befindet sich eine gemalte Verkündigung Mariä. Auf dem rechten Flügel sind die Heiligen ebenfalls kaum bestimmbar.

Die zwei Glocken auf dem Turme haben 0,59 und 0,39 m Durchmesser. Die grössere ist 1858 von Engelcke in Halberstadt, die kleinere von Hans Heinrich Rausch in Erfurt 1653 gegossen.

Wippra.

[G] Ein Marktflecken von geringer Grösse und durch das enge ungleichmässig geformte Thal des gleichnamigen Flusses mannigfach zerrissen, mit 1880: 1106; 1890: 1066 Einwohnern, liegt 19 km südwestlich von Hettstedt, unweit der Vereinigung der „alten" und der „schmalen" Wipper. Ursprünglich war es der Hauptort einer zum grösseren Teil im Friesenfelde, zum kleineren im Schwabengau gelegenen Freiherrschaft bezw. Grafschaft, welche den gleichnamigen, schon um 1045 urkundlich erwähnten Edelherren von Wippra gehörte und nach einem Lehnbriefe des Erzbischofs Albrecht v. Magdeburg vom Jahre 1523 ausser dem Flecken Wippra die Dörfer Popperode, Hilkenschwende und die wüst gewordenen Dörfchen Haselbach, Luttenheim (1718 Lüttgenhain), Nuendorf, Gerenschwende, Atzenschwende, Bodenschwende und die Gretenmühle umfasste.

Später werden zu Wippra gezählt: Braunschwende, Königerode, Biesenrode, Abberode, Hermerode, Ritzkerode, Steinbrücken und Friesdorf. Dies geschah nach der Vereinigung mit der Herrschaft Rammelburg.

Der bisher noch nicht erklärte Name des Flusses und Fleckens, welcher letztere ohne Zweifel nach dem ersteren benannt ist, und der auch noch in andern jetzt oder doch ehemals deutschen Landschaften (so die Wipper oder Wupper, ein Zufluss des Rheins; die Wipper, ein Zufluss der Unstrut; die Wipper in Pommern, die Wipper im thüringischen Osterlande, und vermutlich auch die Wjeprz, ein von rechts kommender Zufluss der Weichsel, der wohl schon in der Urzeit von germanischen Anwohnern seinen später slavisch umgestalteten Namen erhalten hat,) vorkommt und im 8. Jahrhundert Uuipparacha, 964 Wippere, 1135 Wippera, 1154 Wippere, 1376 Wyppere, 1382 Wippera, Wipfera, 1523 Wippra geschrieben wird, bedeutet ein in zitternder Bewegung befindliches, eilendes, wippendes Wasser. (Vgl. unser weifen und wippen, Wipfel und Wimpel.[1])

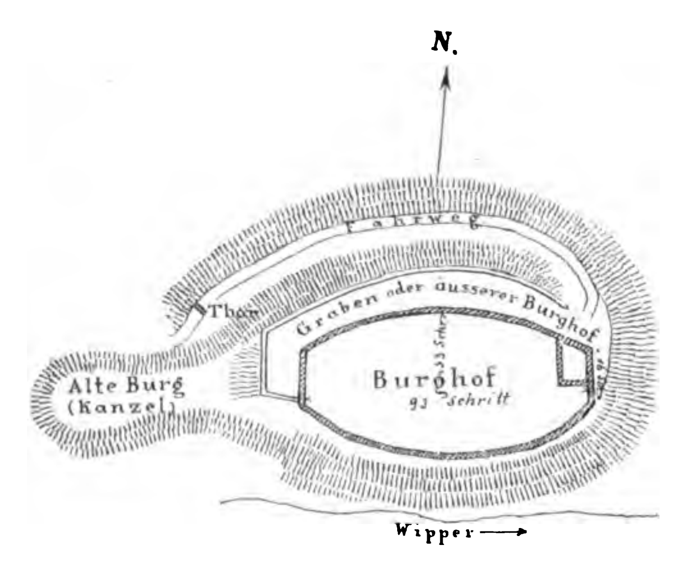
Die Edelherren von Wippra, welche zeitweilig auch als Grafen von Wippra bezeichnet werden, und deren Wappen leider nicht bekannt geworden ist, hausten auf dem nördlich dicht über dem Flecken gelegenen Schlosse (siehe Nr. 111 auf Seite 229), einem der ältesten am Harze, von welchem nur spärliche Überbleibsel noch erhalten sind, welches aber einen bedeutenden Umfang gehabt haben muss, wie nicht nur die Ausdehnung des Schlosshofes, sondern auch der Umstand beweist, dass in einer Urkunde vom Jahre 1321 vier Burgmänner (castellani) des Schlosses Wippra aufgezählt werden. Den Kern des Schlosses bildet ein in der Richtung von W. nach O. längs der Wipper sich erstreckender und hoch über dieselbe sich erhebender Rücken aus Thonschiefer, dessen Scheitelrand von einer aus sehr alten Backsteinen grossen Formats erbauten Mauer eingefasst war, welche der Ausdehnung des Rückens sich anschloss. Die Länge des Burghofs innerhalb der Mauer beträgt 90—95 Schritt, die Breite an der breitesten Stelle des Rückens 50—55 Schritt, während die beiden etwas kurz ausfallenden Schmalseiten nur

---

[1]) Grössler, die Ortsnamen des Mansfelder Gebirgskreises. (Zeitschrift des Harzver. XIX, S. 323. 1886.)

je 16—20 Schritt Länge haben. Die Mauer und zumteil auch der Burghof ist mit Gesträuch stark bewachsen, sodass die Verhältnisse nicht bequem erkennbar sind. Nach der Südseite, welche steil zur Wipper abfällt, desgleichen nach Osten hin, wo ein tiefer anscheinend natürlicher Einschnitt den befestigten Rücken von einem andern weiter nordöstlich gelegenen scheidet, bemerkt man keine weitere Befestigung, da hier die Steilheit des Absturzes genügenden Schutz bot. Nach Norden dagegen liegt der Umfassungsmauer ein breiter Graben vor, der vermutlich einen äusseren Burghof bildete, dessen Umfassung nach aussen eine noch deutlich hervortretende wallartige Erhöhung bildet. Von dieser aus fällt der Berg auch nach Norden steil ab, dessen Fuss ein allmählich höher steigender, im Westen beginnender, an der Nordseite emporführender und von Osten her in den Burghof tretender Fahrweg umschlingt, dessen Aussenseite ebenfalls durch einen wallartigen Aufwurf geschützt war.

Westlich vom Schlosse liegen noch die sogenannte Kanzel und die Alten-



Nr. 111.

burg, vermutlich kleine Vorburgen des Hauptschlosses oder — wenigstens die letztere — die älteste, noch bescheidene Wohnstätte des edlen Geschlechtes, welches seit dem Anfange des XI. Jahrhunderts in den Urkunden erscheint. Poppo v. Wippra, welcher um 1045 starb, eröffnete ihre Reihe, soweit dieselbe bekannt ist, und war vermutlich der Gründer des seinen Namen tragenden Dörfchens Popperode. Am angesehensten war Graf Ludwig II. von Wippra, der Stiefvater des Erzbischofs Wichmann von Magdeburg und Gemahl der Gräfin Mathilde von Wettin, welcher mit der letzteren das Nonnenkloster Rossleben a. U. gründete und im Jahre 1151 starb. Nach dem Erlöschen seines Geschlechts, welches etwa um das Jahr 1175 mit Cuno III. ausstarb, kam die Herrschaft Wippra durch die Erbtochter Kunigunde, eine Tochter Ludwigs II. und Gemahlin des Edelherren Friedrich von Hakeborn, an dieses aus dem Nordschwabengau stammende edle Geschlecht, welches gleichzeitig die Herrschaft Helfta durch diese Heirat erlangt

hatte und dessen Wappen einen meist achtstrahligen Stern enthielt. In der Folge wurde über die Herrschaft Wippra von den Edelherren von Hakeborn durchweg so verfügt, dass der älteste Sohn die Herrschaft Helfta, der zweite dagegen die Herrschaft Wippra bekam. Nachdem der jüngere Bruder Ludwig I. von Hakeborn seine Herrschaft Wippra bereits im Jahre 1269 dem Erzstift Magdeburg übergeben, d. h. wohl nur zu Lehen aufgetragen hatte,[1]) da er auch später noch im Besitze von Wippra erscheint, wurde dieselbe (vermutlich von seinem Sohne Albert V. von Hakeborn) im Jahre 1328 völlig an das Erzstift Magdeburg verkauft und erscheint daher seitdem nicht mehr im Besitz der Edlen von Hakeborn.[2]) Der Verkäufer, der, wie schon sein Vater, in engen Beziehungen zu östlichen Fürsten stand, scheint das Kaufgeld dazu angewandt zu haben, sich im Osten neue Besitzungen zu kaufen und so der Gründer der märkischen bezw. schlesischen Linie der Hakeborne geworden zu sein. Etwa um das Jahr 1370 belehnte Erzbischof Albrecht von Magdeburg die Grafen Dietrich, Ulrich und Heinrich v. Hohnstein mit dem Schlosse Wyppere nebst Zubehör.[3]) Aber schon bald nach der dritten Hohnsteinschen Erbteilung vom Jahre 1373 erhielt der jüngere Spross der jüngeren Linie, Graf Ulrich v. Hohnstein, unter anderm auch die Hälfte der Burg Wippra nebst Zubehör.[4]) 1382 verkaufte Graf Ulrich seine „Hälfte des Huses und Slosses Wippera" für 450 Mark wieder an den Erzbischof Albrecht, und nun belehnte dieser 1384 mit derselben seinen Bruder Bruno von Querfurt und den Grafen Busso von Mansfeld. Die andere Hälfte scheint aus dem Besitz des Grafen Heinrich von Hohnstein vorübergehend — vermutlich pfandweise — in den Besitz der Brüder Hans und Bethmann von Tilkerode gekommen zu sein, da diese Mittwoch vor Palmarum 1385 bekennen, von den Grafen Busso und Günther von Mansfeld 275 Mark Silber für die von ihnen verkaufte Burg Wippra erhalten zu haben.[5]) 1418 nennt Protze v. Querfurt in einem Tauschvertrage mit dem Hallischen S. Moritz-Kloster das Schloss Wippra das seinige,[6]) doch kann nach wie vor nur die Hälfte des Schlosses querfurtischer Besitz gewesen sein, da 1440 Erzbischof Günther von Magdeburg die von dem Grafen Bruno von Mansfeld und dessen bereits verstorbenem Bruder Gebhard bewirkte Verpfändung des Schlosses Wippra an die Edlen von Morungen für 2700 rheinische Gulden genehmigte,[7]) ein Zeichen, dass die Mansfelder seit 1384 den Mitbesitz behauptet hatten. Am 18. Juni 1440 verkaufte Bruno IX. v. Querfurt die Herrschaft Wippra (bezw. seinen Anteil an derselben) für 6000 Gulden an die Grafen Volrad, Gebhart

---

[1]) v. Mülverstedt, Reg. Magd. II, Nr. 1793. [2]) Vgl. H. Grössler, Die Geschlechtskunde der Edelherren v. Wippra (Mansfelder Blätter, 1890. IV. Jahrg. S. 15—29; und die Geschlechtskunde der Edelherren v. Hakeborn (Ebenda IV. S. 30—84), wo die urkundlichen Belege über die Abstammung und die Besitzungen beider edlen Familien zu finden sind. [3]) Demgemäss steht auch in dem Lehnbuche des Erzbischofs Albrecht von Magdeburg: „Theodericus, Vlricus et Henricus comites de Honsteyn habent .... castrum Wyppere cum omnibus pertinentiis et Badenswende." Im Lehnbuche Erzbischofs Albrecht IV. (1383—1403) aber steht: „Bosse vomme Hartze habet j allodium in castro Wipper, jjjj mansos in campis ibidem et j curiam liberam. (Hertel, die ältesten Lehnbücher der Magdeburgischen Erzbischöfe. Bd. XVI der Geschichtsquellen der Provinz Sachsen p. 115 u. 293.) [4]) Karl Meyer, Festschrift, Nordhausen 1877, S. 59. [5]) Urkundenabschrift in der Plümickeschen Samml., Mappe I, Nr. 4, p. 185. [6]) v. Dreyhaupt, Saalkreis I, 755 [7]) Harzzeitschr. 1874, S. 167.

nnd Günther von Mansfeld, sowie an den Grafen Bodo von Stolberg, entband die Vorsteher der Gemeinheiten des Gerichts zu Wippra ihrer Unterthanenpflicht und verwies sie an ihre neuen Herren, die Grafen von Stolberg und Mansfeld,[1] und am 26. Oktober desselben Jahres belehnte Erzbischof Günther v. Magdeburg die genannten vier Grafen mit Burg Wippra nebst Zubehörung. 1441 errichteten die Grafen von Mansfeld mit ihrem Mitbesitzer, dem Grafen Bodo v. Stolberg, einen Burgfrieden über Wippra, um Streitigkeiten für die Zukunft zu verhüten.[2] Etwas vereinfacht wurden diese verwickelten Besitzverhältnisse dadurch, dass (am Sonnabend vor purificacionis Mariae) 1443 Graf Günther von Mansfeld nicht nur seine Hälfte am Schlosse Morungen, sondern auch seinen Drittelanteil am Schlosse Wippra an seine Vettern Volrad und Gebhart von Mansfeld für 5850 fl. verkaufte,[3] wie auch Graf Bodo von Stolberg am Freitag nach Quasimodo geniti 1445 das ihm gehörige Drittel des Schlosses und der Herrschaft Wippra an den Grafen Volrad von Mansfeld gegen Überlassung von Gebharts Drittelanteil an Morungen abtrat. Da sich nun im Jahre 1448 (Montag nach Michaelis) die Grafen Volrad und Gebhart von Mansfeld in verschiedene Burgen, welche ihnen gemeinschaftlich gehörten, derart teilten, dass Graf Volrad in den Besitz aller Anteile an dem Schlosse Wippra kam, so hatte seit 1448 Wippra in der Person des Grafen Volrad v. Mansfeld nach langer Vielherrschaft wenigstens wieder einen einzigen Herrn erlangt. Bei der mansfeldischen Erbteilung im Jahre 1501 kam Wippra zunächst an den Vorderort, doch tauschte bald nachher Graf Albrecht vom Hinterort Wippra von dem Vorderort ein und verband es mit seiner unmittelbar angrenzenden Herrschaft Rammelburg.[4] Infolge dieser Verbindung verschwand nunmehr der Name „Schloss und Herrschaft Wippra", weil die letztere seitdem unter Rammelburg mitbegriffen war. Durch die Lehnspermutation des Jahres 1579 ging die Lehnshoheit über beide Ämter von Magdeburg auf Chursachsen über.

Wann die Burg zerstört worden oder verfallen ist, ist nicht bekannt; doch wird das in der Zeit geschehen sein, wo Graf Albrecht von Mansfeld Rammelburg als Sommeraufenthalt und Jagdschloss bevorzugte, während die Häupter der übrigen Linien bereits ihre besonderen Residenzen hatten und überdies Graf Albrecht es vorzog, sich den Hinterort auf Schloss Mansfeld neu zu erbauen. Übrigens scheint das Schloss Wippra mehrmals belagert, zerstört und neu erbaut worden zu sein, da in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts der freiherrliche Gutspächter, Amtsverwalter Sturm, bei Abräumen des Schuttes vom Schlossplatze die Wahrnehmung machte, dass die auf den Felsen gesetzten ursprünglichen Grundmauern von einer Schicht Schutt und Asche überdeckt waren, auf welcher dann wieder eine neue Grundmauer, gleichfalls Spuren gewaltsamer Zerstörung tragend, errichtet war.[5]

Älter als die Burg ist jedesfalls das Dorf, der spätere Flecken Wippra, welcher bereits im achten Jahrhundert und dann wieder 964 urkundlich erwähnt

---

[1]) v. Dreyhaupt, Saalkreis I, 123. [2]) v. Mülverstedt, Regg. Stolberg. p. 404. [3]) Urkundenabschrift in der Plümickeschen Sammlung zu Eisleben, Mansf. 4, Mappe I, S. 174 Nr. 122. [4]) Krumhaar, die Besitzungen der Grafen v. Mansfeld S. 107. [5]) Rosenkranz, Neue Zeitschr. f. d. Gesch. d. german. Völker I, 2, S. 59.

wird, in letzterem Jahre als einer der Orte, in welchen Markgraf Gero seinem neugegründeten Stifte Gernrode Besitz zuwies. 1523 wird der Ort in einem Lehnbriefe des Erzbischofs Cardinal Albrecht zuerst als Flecken bezeichnet, doch nennt schon eine Urkunde des Grafen Ulrich von Hohnstein vom Jahre 1382 neben dem Schlosse das Städtlein Wippra, ein Ausdruck, aus welchem jedoch noch keineswegs die Eigenschaft als kleine Stadt zu schliessen ist, da auch solche Orte, die niemals Städte geworden sind, ja ganz kleine Dörfer, im 14. Jahrhundert als „stetichen“ bezeichnet werden. Ein vor dem Jahre 1738 bereits in Gebrauch gewesenes Siegel des Städtchens führt die Umschrift:

Sigillum oppidi Wippera.

und zeigt im Schilde ein schloss- oder kirchenartiges Gebäude, vermutlich eine misslungene Darstellung des bekannten Stadtzeichens, hier einer mit drei Türmen besetzten Mauer. Einer der Türme ist ohne Haube oder Spitze. Darunter befindet sich das längsgeteilte Mansfeld-Querfurter Wappen (Rauten und Balken). Es wird demnach dieses Siegel vielleicht der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts seinen Ursprung verdanken. Ein anderer, sehr undeutlicher Stempel hat die fehlerhafte Umschrift:

Sigilum opedi Wipprae.

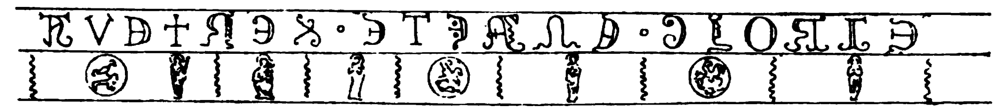
[S] Die der h. Jungfr. Maria geweihte Kirche, in deren Siegel das Kirchengebäude mit links vom Beschauer stehendem Turme abgebildet ist, ist zumteil sehr alt, neuerdings aber durchgreifend restauriert, wobei sie geschmacklose Neuerungen sich hat gefallen lassen müssen. Namentlich ist die stark zopfige Umrahmung des schönen, an einigen Stellen ebenfalls ausgebesserten Altarschreins zu tadeln. Inmitten desselben steht die Schutzpatronin der Kirche, eine 2 m hohe Maria mit dem Kinde, links in zwei Fächern über einander je zwei Heilige; rechts desgleichen. Alle Figuren sind etwa 4' hoch, sauber geschnitzt und zumteil vergoldet; unter ihnen sind zu erkennen S. Veit, S. Margareta, S. Barbara, S. Anna selbdritt, S. Elisabeth. Als Predella dient eine Grablegung. Das Sakramentshäuschen ist neu vergoldet.

Auf dem mit Fachwerkaufsatz versehenen Turme hängen zwei sehr alte Glocken, jede von 1,05 m Durchmesser. Die eine hat in gotischen Majuskeln folgenden leonischen Hexameter als Aufschrift:

HEC · VBI · CANPANA · RES
ONET · SIT · OIA · SANA · S.

Nr. 112.

Die andere, wohl erheblich ältere, trägt ebenfalls in gotischen Majuskeln nebst Medaillons und Heiligenbildern zwischen geschlängelten lotrechten Abteilungszeichen, wie solche sich auch auf der älteren Glocke in Piscaborn und andern Glocken finden, die Aufschrift:



Nr. 113.

[G] Die Inschrift der ersterwähnten Glocke (Nr. 112) lautet also:

Hec ubi campana resonet, sint omnia sana

Zu deutsch:

Allen ergehe es wohl, die den Schall der Glocke vernehmen!

Die Inschrift der zweiten aber (Nr. 113), deren Buchstaben zum grossen Teil verkehrt gestellt sind, ist zu lesen:

Ave rex eterne glorie.

Hierzu ist zu bemerken, dass in dem Wort Eterne die auf einander folgenden Buchstaben R und N in der Zeichnung nicht genau wiedergegeben zu sein scheinen. Zu deutsch:

Sei gegrüsst, ewiger König der Ehren.

Ein Graf von Wippra soll der Kirche des Ortes den alten Kelch geschenkt haben, der noch jetzt in ihrem Besitze ist, in Erfüllung eines Gelübdes, das er auf einem Zuge nach Jerusalem abgelegt habe. Gleichwohl kann diese Überlieferung nur einen Grafen von Mansfeld meinen, da die Form des Kelches und die Aufschrift: „hilf Jesvs Maria" auf das 15. oder 16. Jahrhundert als die Zeit der Anfertigung deuten.[1])

Ziegelrode.

[G] Kirchdorf mit 1784: 200; 1880: 800; 1885: 1165; 1890: 1014 Einwohnern, 11 km südlich von Hettstedt, vormals im nördlichen Hosgau in der Grafschaft Mansfeld gelegen und während des Mittelalters in den Halberstädtischen Bann Eisleben gehörig, Filial von Ahlsdorf.

Die erste urkundliche Erwähnung des Ortes (1311 villa Rodh prope Helbere ubi lateres decoquuntur, 1480 Czigelrode, 1526 Ziegelrode) zeigt ganz deutlich, dass der Name eine Rodung bezeichnet, auf welcher Ziegel gebrannt wurden, ja welche vielleicht nur einer Ziegelei halber angelegt worden ist. Das Dorf dürfte daher verhältnismässig junges Ursprungs sein, obwohl es bereits unter den Halberstädter Lehnstücken der Grafschaft Mansfeld genannt wird.

Das ältere Gemeindesiegel mit der Umschrift: Gemeine Ziegelrode 1756 (?) zeigt als Siegelbild einen strauchartigen Busch, über welchem die Sonne strahlt, (will also vielleicht auf das gerodete Gesträuch anspielen, wenn nicht etwa ein misslungenes Bild der Dorflinde vorliegt) und ausserdem die Buchstaben I A H, darunter I G K.

---

[1]) Die Überlieferung selbst berichtet Hobohm in: Rosenkranz a. a. O. II, S. 59.

Die angeblich namenlose, hoch über dem Dorfe liegende Kirche rührt jedesfalls noch aus dem Mittelalter her, wie deren halbachteckiger Altarschluss beweist, welcher in der nordöstlichen Wand ein schlankes, nach innen stark abgeschmiegtes Spitzbogenfenster enthält, und auch der Turm, dessen Erdgeschoss früher — wie in der Mutterkirche zu Ahlsdorf — mit einem mächtigen Rundbogen nach dem Kirchenschiffe zu geöffnet war. Möglicherweise ist die Kirche im Jahre 1726 umgebaut worden, da am linken Gewände des Eingangs die Inschrift steht:

874 m
1726.

Sicher aber ist die Kirche laut Nachricht der Pfarrakten im Jahre 1837 erneuert worden, weil man dieselbe damals nur noch mit Lebensgefahr betreten konnte. Am 11. April 1838 wurde sie eingeweiht und „Bergkirche“ benannt, „da sie vorher keinen Namen führte.“ Letzteres dürfte jedoch zu bezweifeln sein, da ihre Gründung sicher in die katholische Zeit zurückreicht; der Name des Heiligen ist eben, wie an so vielen andern Orten, schliesslich in Vergessenheit geraten.

Die einzige Merkwürdigkeit des Innern ist ein Kirchengestühl, an welchem 6 Wappen mit folgenden Sinnsprüchen befindlich sind:

1. **Amare ast amore.**
2. **sanguine parfo** (!)
3. **Victoriae testes.**
4. **forti obediunt.**
5. **florent inter arma.**
6. **decus in iusto.**

Im Turmgewölbe sollen wurmstichige Figuren von einem früheren Altarschreine liegen, ein Umstand, der ebenfalls für das vorreformatorische Alter der Kirche Zeugnis ablegt.

Auf dem Turme hängt nur eine einzige Glocke von 0,88 m Durchmesser aus dem Jahre 1475, welche folgende Minuskelinschrift trägt:

anno dni m° cccc° lxxv°.
Consolor · viva · fleo · mortua · pello nociva.

Das letzte Wort dieser Inschrift steht unter dem Schriftkranze. Unter demselben ist auch die Majuskel T angebracht, wahrscheinlich der Anfangsbuchstabe des Glockengiessernamens. Man könnte an Hans Tyme denken, welcher um diese Zeit wirkte. Neben diesem T erblickt man eine Maria mit dem Kinde in erhabener Arbeit, neben welcher auf dem Mantel der Glocke steht:

ave maria gracia plena.

Bemerkt mag noch werden, dass v. Dreyhaupt zum Jahre 1738 2 Freigüter in Ziegelrode anführt, das Langische und das Thomasiussche; eine andre Quelle nennt nur eins, welches die Familie Türpe besass.

Nachtrag.

[G] Zu dem Artikel Mansfeld ist teils berichtigend, teils ergänzend, Folgendes nachzutragen:

Zu S. 150: Das Siechenhaus S. Johannis an der Siebigeröder Strasse ist erst seit den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts ein Siechenhaus des Johanniter-Ordens. Das Alter des Hospitals wird durch diesen Umstand nicht beeinträchtigt.

Zu S. 153: Das Gewölbe im südlichen Anbau der S. Georgenkirche zu Thal-Mansfeld birgt 12 Särge von Grafen und Gräfinnen von Mansfeld. Drei davon stehen zu ebener Erde, die übrigen in dem unterirdischen Gewölbe.

Auch in einem Gewölbe des nördlich gegenüber gelegenen Ausbaues befinden sich viele zerfallene Särge, deren Zugehörigkeit aber unbekannt ist.

Zu S. 153–156: Da die Beschreibung der drei Altäre in der Mansfelder Stadtkirche aus dreierlei Quellen geflossen war, so ist eine Verwirrung in der Beschreibung derselben die fast unvermeidliche Folge gewesen. Nach einer erneuten Besichtigung in Gemeinschaft mit Herrn Landrat Freih. v. d. Reck, dem mancher wertvolle Hinweis verdankt wird, ist Folgendes festgestellt worden:

1. Auf dem Altar steht ein geschnitzter Schrein mit zwei Seitenklappen. In der Mitte erblickt man einen grossen Crucifixus am T-Kreuz mit dem INRI-Zettel, dessen Kopf über dem Kreuzpunkt sich befindet und dessen Füsse übereinander geschlagen sind. Früher sollen dieselben auf dem Totenkopfe geruht haben, der jetzt am Fusse des Kreuzes liegt. Maria und Johannes stehen wehklagend zur Seite; Maria Magdalena umklammert den Fuss des Kreuzes, ihre Salbenbüchse halb geöffnet unter den Füssen Christi haltend. Die Formen sind edel, die Ornamentstreifen schön. Auf dem rechten Seitenflügel erblickt man oben die h. Margareta und h. Barbara, unten Anna selbdritt und Johannes den Täufer mit dem Lamm. Auf der linken Seite stehen oben die h. Katharina und h. Elisabeth, unten die Apostel Andreas und Jacobus. Die Rückseite zeigt die Legende des h. Georg in 4 gemalten Scenen, welche schon stark verblasst sind.

Die Predella zeigt in einer wenig vertieften Nische, welche von einem mit spätgotischen Rankenwerk verzierten Flachbogen überdacht ist, die barbarische Peinigung Christi. Vier Gestalten mit ausdrucksvollen, zumeist rohen Gesichtern kreuzen zwei schlanke Baumstämme über dem Haupte Christi und drücken die Dornenkrone, die er trägt, mit Gewalt nieder. Ein möglichst widerwärtig dargestellter Mann, dessen rechte Hand ein Rohr gehalten zu haben scheint, kniet vor dem Herrn und verhöhnt ihn. (Fig. Nr. 90.)

Auf den Aussenflächen der Predella-Flügel erblickt man gemalt S. Barbara mit Kelch, Hostie und Turm, S. Katharina mit Schwert und zerbrochenem Rad. Auf die inneren Flächen der Predella-Flügel sind die Heiligen Georg (links) und Moritz (rechts) gemalt. Zu beiden Seiten der Predella ist je ein Engel oder geflügelter Genius gemalt. Jeder von ihnen hält in der Hand ein Wappen mit derselben Marke, aus gekreuztem Schlüssel (oder Zainhaken?) und Gabel bestehend, welche vermutlich den Stifter des Altars andeuten soll, oder auch die Körperschaft, die ihn gestiftet.

2. Der links vom Hauptaltar stehende Schnitzaltar (Nr. 88) enthält in seinem Mittelfelde die Darstellung der Geburt Christi. Maria und Josef beten; das Christkind liegt auf dem Mantelsaum der Maria nackt am Boden; neben ihm

knieen zwei Engel; über ihm singen drei andere, welche auf Wolken schweben, von einem Notenblatt einen Lobgesang ab. Auf dem linken Flügel erscheint S. Anna selbdritt mit lieblichem Gesicht, die in einer Bergmannsstadt an solcher Stelle nicht wohl fehlen darf, und S. Ottilia, welche durch die auf das Buch gelegten Augen gekennzeichnet ist, auf hohlgeschnitzten Ornamentkonsolen. Auf dem rechten Flügel erblickt man zwei heilige Frauen; die eine hält in der rechten Hand einen kleinen glatten Stab, völlig einem Taktstock gleichend, in der linken ein grosses dünnes Buch, welches einem Notenhefte ähnelt; offenbar die h. Cäcilia. Die andere führt in der Rechten ein Schwert und hat das Bruckstück eines Rades zu ihren Füssen, ist also die h. Katharina. Auch dieser Schrein ist mit grosser Sorgfalt und auch mit Geschmack gearbeitet. Reiches vielverschlungenes spätgotisches Rankenwerk umrahmt doppelt die dargestellten Figurenpaare; besonders üppig ist das Rankenwerk, welches sich am Fusse des Schreines in stattlicher Breite hinzieht. Die Figuren zeigen durchweg edle und anmutige Gesichter, und die Gewänder umwallen die Gestalten in würdigen, geschickt angeordneten Falten. Die Erhaltung dieses und der übrigen Schreine ist im ganzen eine vorzügliche; übrigens sind die Farben in neuer Zeit nicht ungeschickt aufgefrischt.

Betreffs des zur rechten Seite des Hauptaltars stehenden Klappaltars (Nr. 89 auf S. 155) ist hier nur zu bemerken, dass die Apostel in etwas anderer Ordnung als geschehen, zu verteilen sind, wie sich unwiderleglich daraus ergiebt, dass man bei der letzten Reparatur die Namen auf der Rückseite der Figuren angeschrieben gefunden hat. Die Verteilung gestaltet sich hiernach wie folgt:

Jacobus minor.	*Petrus.*	*Philippus.*	*Krönung Mariä.*	*Bartholomaeus.*	*Jacobus maj.*	*Matthias.*
Thomas.	*Paulus.*	*Simon.*		*Matthaeus.*	*Andreas.*	*Johannes.*

Philippus trägt hier den üblichen Kreuzstab, Simon die Säge, Bartholomäus das Messer, Matthäus den Geldbeutel, Jakobus der Ältere hat Pilgerstab und Muschelhut, Matthias das Beil, Andreas das Schrägkreuz, Johannes den Kelch, Jakobus der Jüngere eine Kreuzfahne, Petrus den Schlüssel, Thomas nur ein Buch, und Paulus das Schwert.

Zu S. 160: Unweit der Kanzel — unter dem v. Trebraschen Denkmal — hängt eine Auferstehung von Kranach aus dem Jahre 1545. Die Jahreszahl und das Künstlerzeichen Kranachs ist in der untern Ecke ganz deutlich zu sehen. Gleich daneben folgt dann nach Norden zu das treffliche Luther-Porträt aus dem Jahre 1540, und noch weiter nordwärts das Porträt des im Jahre 1673 zu Mansfeld verstorbenen Pastors Martin Rösner.

Kunstgeschichtliche Übersicht.

[B] Der Mansfelder Gebirgskreis hat zahlreiche und bedeutende Baudenkmäler aufzuweisen in Stein und Holz, aus der romanischen Zeit und der gotischen, einige auch aus der der Renaissance und des Barockstils. Eine alte, nie unterbrochene Kultur hat hier ihre Spuren in den mannigfaltigsten Formen zurückgelassen. Stattliche Kirchen, zahlreiche Burgen und Schlösser von den kleinsten aus ältester Zeit an bis zu den Riesenwerken, die man am Ausgang des Mittelalters gegen die niemals unterschätzte Zerstörungskraft der Feuergeschütze auftürmte. Liegt auch vieles, ja das meiste davon, in Trümmern, so ist doch das Erhaltene noch so bedeutend, dass der Mansfelder Gebirgskreis mit zu den denkmälerreichsten der Provinz gehört, eine wahre Fundgrube für den Archäologen.

Von den Denkmälern aus der romanischen Zeit sind aufzuführen:

1. Die Kirche von Kloster-Mansfeld. Sie hat den Charakter der altsächsischen Kirchen an der Nordseite des Harzes. Das Langhaus des Mittelschiffes hat aber nur zwei ziemlich streng angeordnete Quadrate, die zwar dem Vierungsquadrate leidlich entsprechen, nicht aber dem Altarquadrate, woraus vielleicht auf eine Änderung der ursprünglichen, wahrscheinlich noch ins 11. Jahrhundert zu setzenden Anlage geschlossen werden kann.

Die beiden Quadrate werden von einem freistehenden und zwei Wand-Pfeilern begrenzt; zwischen je zwei Pfeilern steht eine Säule; die so entstehenden vier Scheidbogen jeder Seite sind nicht von Blendbogen überspannt. Sonst aber findet man manche Ähnlichkeit mit der Drübecker Klosterkirche. Die Abaken der Pfeiler bestehen z. T. aus mehreren nach oben verjüngten Platten von ungleicher Stärke, ähnlich wie in Drübeck. Auch ein Kapitäl mit Gesichtsmaske erinnert an Drübeck. Der Turm war dreiteilig.

2. Die Klosterkirche auf der Conradsburg, ein Muster des romanischen Stiles in seiner höchsten Blüte nach dem Schema der Benediktinermönche in Hirsau; Blendbogen über den Arkaden des Altarraums, der von Seitenschiffen flankiert wird (ganz wie in Paulinzelle, Sangerhausen, Breitenau, Wimmelburg u. a.).

Die Krypta dreischiffig; die drei Scheidbogen auf Pfeilern mit Ecksäulchen ruhend; zwischen Mittelschiff und Absis reiche Bündelpfeiler, im Mittelschiff selbst Kapitäle und Abaken von nie übertroffener Schönheit. Die Aussenwände, durch breite Lisenen gegliedert, haben keinen Bogenfries.

3. Die Dorfkirche S. Andreae in Siersleben, deren westlicher Teil romanisch ist; Kapitäle von edlen, nicht überladenen Formen; die Basen ohne Eckblätter.

4. Die Dorfkirche St. Wigberti in Creisfeld. Ein Teil des Schiffes ist romanisch; Tympanon und Kämpfer von grosser Schönheit.

Romanische Türme sind ausserdem noch erhalten in: Ermsleben (zwischen Chor und Langschiff, dreiteilig), Thal-Mansfeld (einteilig; erhalten ist ein aus Platte und Schmiege bestehender Kämpfer); Gorenzen, Grossörner, Vatterode, (Unterbau), vielleicht auch in Abberode.

Sonstige romanische Reste sind erhalten in: Vatterode (frühromanische Absis, Bogen und Kämpfer); in Lichtenhagen, wo die halbrunde Chornische der „wüsten Kirche“ noch sichtbar ist.

Vielleicht gehört hierher die merkwürdige „Krypta“ in Welbsleben (rippenlose Kreuzgewölbe um eine achteckige Mittelsäule).

Romanische Burganlagen sind:

1. Altmorungen (nur Grundmauern erhalten, geringe Ausdehnung),
2. der alte Falkenstein (nur in wenigen Trümmern erhalten),
3. Schloss Falkenstein um 1118 erbaut (Bergfried aus romanischer Zeit, vielleicht auch die Mauern),
4. vielleicht der alte viereckige Turm in Meisdorf als Überrest einer alten Wasserburg, 4 Räume über einander, der obere ist Wohnung),
5. vielleicht Trutz-Mansfeld in Leimbach (Keller und Gewölbe noch erhalten),
6. Schloss Wippra (nur Ringmauer erhalten; grosse Ausdehnung),

Die Akkeburg an der Selke (nur noch ein wallartiger Erdhaufen erhalten),
die Altenburg bei Alterode (noch Ruinen erhalten),
das sog. Neue Schloss bei Braunschwende (ein uraltes Erdwerk),
die Sachsenschanze bei Alt-Morungen
lassen sich nicht näher bestimmen; sie gehen wohl zumteil in die vorgeschichtliche Zeit zurück.

Ein ganz erhaltenes romanisches Schloss hat also der Kreis nicht aufzuweisen.

In die Zeit der Frühgotik gehört

1. Das obere Turmgeschoss mit gekuppelten Spitzbogenfenstern in Siersleben,
2. der Altarraum der Kirche in Creisfeld,
3. der Chor der Kirche in Piskaborn (merkwürdiger Übergang in die spitzbogige Thürrundung durch Bänder und Akanthusblätter).

Der Zeit der Hochgotik gehört nur der halbachteckig geschlossene Altarraum der Welbsleber Kirche an.

Um so häufiger sind spätgotische Bauten.

Der Hochgotik nahe steht die Jakobskirche in Hettstedt in ihren älteren Teilen. Dahin gehört der Altarraum mit seinen zierlichen, eigenartig geformten Strebepfeilern. Im Masswerk der Fenster überwiegt jedoch durchaus das Fischblasenmuster. Ein Querschiff hat die Kirche nicht; ein solches findet sich, abgesehen von den romanischen Kirchen, überhaupt nicht im Kreise; (in Thal-Mansfeld scheint es nur so). Ausser der Hettstedter sind spätgotische Kirchen oder Teile davon in folgenden Orten vorhanden: In Ahlsdorf, Annarode (1520, halbachteck. Schluss), wahrscheinlich gehört die Arnsteiner Schlosskapelle noch hierher; ferner die Kirchen in Bräunrode (1517), Creisfeld (Turm und Schiff), Dankerode (Altarraum gewölbt), Endorf (halbachteckig geschlossen, Turm neu), Hergisdorf (1472

begonnen), Kupferberg (gerader Chorschluss) Schloss Mansfeld (bedeutende Höhe, ganz gewölbt, halbachteckiger Altarraum), Grossörner, Thal Mansfeld, (zweischiffig geplant; Querschiffähnliche Anbauten) und Wiederstedt (um 1500, mit geradem Chorschluss). Von Kirchtürmen gehören hierher die in Biesenrode (1424), Quenstedt (1448), Thondorf und Vatterode.

Von Burgen und Schlössern gehören in die gotische Zeit die Ruinen Neu-Morungen, Burgörner, Leinungen — von allen dreien fast nur noch je ein Turm übrig —, ferner einige Teile des Falkensteins; wenn nicht sämtliche Umfassungsmauern, die vielleicht noch in die romanische Zeit hineinreichen, so doch sicher der Holzbau an der Nordwestseite, der in das letzte Viertel des 15. Jahrhunderts fällt. Das Schloss Arnstein ist zwar schon in romanischer Zeit vorhanden gewesen, die jetzt noch stehenden bedeutenden Überreste gehören aber in die gotische Zeit; ein bedeutender gotischer Bau ist auch Schloss Hettstedt; die Stadtmauern stammen ebenfalls samt den Mauertürmen aus gotischer Zeit. Vom einstigen Schlosse Leimbach sind noch Keller und Gewölbe vorhanden.

In die Renaissancezeit gehören nur wenige Kirchen; nämlich die Schlosskapelle des Falkensteins, wo freilich von baulichen Formen nur wenig zu sehen ist, und die Schlosskapelle in Rammelburg (1575).

Die Schlossgebäude von Rammelburg gehören alle dieser Zeit an; desgl. das Schloss bei Möllendorf, Neu-Asseburg genannt, und das Schloss in Ermsleben. Auf Schloss Falkenstein gehört der nordwestliche Flügel in die Renaissancezeit, und zwar in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts; die Formen dieses Fachwerkbaues haben jedoch mit der Renaissance nichts gemein, sondern sind rein deutsch und ursprünglich. Die Oberbauten des westlichen Schlossflügels, ebenfalls aus Fachwerk, sind etwas später.

Von bürgerlichen Profangebäuden sind nur zwei zu nennen, ein Fachwerkbau in Thal-Mansfeld aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts und einer in Ermsleben etwa aus derselben Zeit, die Formen beider haben noch Anklänge an die gotische Stilperiode. Hierher gehört schliesslich eine Emporenstütze in der Endorfer Kirche von 1556, deren Balkenkopf eine Walze bildet.

Eine grosse Anzahl Kirchen verdanken den letzten beiden Jahrhunderten ihre Erbauung; sie haben zwar keinerlei Kunstformen aufzuweisen, mögen aber doch hier aufgezählt werden:

Stangerode (17. u. 18. Jahrh.), Blumerode (1715), Arnstedt (1725, jetzt neu), Meisdorf, Turm (1728—30), Königerode (1748—49), Rotha (1759), Leimbach, Petri-Pauli-Kirche (1776), Neuplatendorf (1781, Fachwerkbau), Sinsleben (1820), Siebigerode (1851).

Moderne Bauten sind auch die Kirchen in Thondorf, Ulzigerode, Vatterode, Leinungen, Meisdorf, Morungen, Pansfelde (Turm mit Fachwerkaufsatz), Molmerschwende(Fachwerkbau, Turm vielleicht älter), Braunschwende. Ganz neu ist auch die schöne Kirche in Quenstedt (Turm alt.) Demnach ist der aus der Zeit vor dem Neubau herrührende Text (Seite 189) zu berichtigen. Wie die Baukunst, so sind auch Plastik und Malerei reich vertreten.

Einige plastische Arbeiten reichen sogar in die heidnische Zeit zurück, sind also älter, als alle Werke der Baukunst. Hierher gehören die merkwürdigen Flachbildwerke von Quenstedt, vielleicht auch die uralte Gestalt in Siersleben.

Aus frühromanischer Zeit stammt das Königspaar in Conradsburg, ebenfalls ein Flachbildwerk. Auch das Gesichtskapitäl in Kloster Mansfeld mag hier genannt werden. In der Hergisdorfer Kirche ist ein Bild Luthers von 1571 und ein roh gearbeiteter Christuskopf, beide in Flach-Relief, erhalten geblieben.

Sonst sind plastische Figuren in Stein meist auf Grabdenkmälern und Grabsteinen erhalten. Aus romanischer Zeit ist aber nichts mehr vorhanden. Aus frühgotischer Zeit stammen die Figuren des Johannes und der Maria über dem Kirchenportal in Piskaborn; sonst mag aus gotischer Zeit der Grabstein in Walbeck erwähnt werden, obgleich die Zeichnung nur in den Stein eingeritzt ist.

Nur die Renaissance- und Barock-Zeit ist ziemlich reich vertreten. Aus dem 16. Jahrhundert stammen: die wertvolle Hochrelieffigur des Grafen Albrecht VII. von Mansfeld († 1560) auf Schloss Mansfeld und die figurenreiche Kreuzigungsgruppe in Flachrelief in der Schlosskirche Mansfeld zum Gedächtnis des Grafen Günther v. Mansfeld († 1526.) Sehr gute Arbeiten sind die beiden lebensgrossen Figuren in Hochrelief in der Kirche von Ermsleben von 1561 und 1602. Von gewöhnlicher Arbeit ist das Grabdenkmal des Rottdorfschen Ehepaares in der Mansfelder Klosterkirche (nach 1564). Ein kleineres Grabdenkmal von 1578 findet sich in der Kirche zu Endorf. Dem 16. Jahrhundert gehören ferner an der Drachsdorfsche Grabstein in Ahlsdorf und der Grabstein eines Grafen von Mansfeld in Gross-Leinungen.

Hervorragend ist — wahrscheinlich aus dem Ende des 16. Jahrhunderts — das schöne Grabdenkmal in der Ermsleber Kirche, auf dem in lebensgrossen Figuren ein knieendes Ehepaar dargestellt ist; Flachreliefs zieren den architektonischen Aufbau. Eine gute Arbeit aus der Rokokozeit (1759) ist der Obelisk in Endorf.

Weniger wertvoll sind die Marmorarbeiten: das Grabdenkmal des Hennrichschen Ehepaares in der Klosterkirche zu Mansfeld (nach 1700) — wo nur die männliche Figur (Hochrelief) eine ziemlich gute Arbeit ist, — und das prunkvolle Marmordenkmal in der Kirche von Thal-Mansfeld vom Jahre 1708. Eine Grabplatte aus Bronze von 1569 hat die Kirche ebenfalls aufzuweisen; es ist die einzige grössere Bronzearbeit im Kreise. Eine Grabplatte von 1623 ist in Creisfeld.

Von Stuckarbeiten findet sich auf Schloss Arnstein in einer Fensternische eine weibliche Figur in Hochrelief, wohl dem 17. Jahrh. angehörig; in der Mansfelder Klosterkirche steht ein wenig Kunstwert besitzendes Grabdenkmal von 1680; flache Stuckornamente haben sich in Schloss Falkenstein vom Jahre 1557 erhalten. Reiche Stuckverzierungen hat auch die Schlosskapelle in Rammelburg.

Reichen ornamentalen Schmuck haben mehrere Portale. Aus romanischer Zeit stammt das schöne Tympanon der Kirche in Creisfeld. Gotisch ist das Spitzbogen-Portal der Mansfelder Stadtkirche mit dem Reliefbild des Ritters Georg, sowie das mit Masswerk ausgefüllte rundbogige Tympanon des Nordportals der Mansfelder Schlosskirche. Die beiden Portale der Hettstedter Stadtkirche haben keine Tympana, sind aber der Erwähnung wert.

Wertvoll sind die Portale aus der Renaissance- und Barockzeit. In erster Reihe sind hier zu nennen die Rundbogenfelder der Weinkellerthüren auf Schloss Mansfeld, die besten plastischen Werke des ganzen Kreises. Eigen-

artig phantastisch ist ebendaselbst ein Turmportal, über dem das mansfelder Wappen prangt. Die Thür zur Lutherschule in Thal-Mansfeld ist durch das Reliefbild des heiligen Georg ausgezeichnet. Ein ansprechendes Portal hat ferner der Treppenturm im Schlosshofe des Falkensteins vom Jahre 1601.

Von rein ornamentalen Stein-Sculpturen sind aus romanischer Zeit vor allen bemerkenswert die kostbaren Kapitäle der Gruftkirche in Conradsburg, die nie übertroffen sind, sodann die sehr geschmackvollen Kämpferkapitäle der Creisfelder Kirche, desgleichen die schönen Kapitäle der Siersleber Kirche. Aus gotischer Zeit gehören hierher die eigenartigen Strebepfeiler des Chores der Hettstedter Pfarrkirche von 1429.

Spätgotische Emporenbrüstungen mit ausgearbeitetem Masswerk enthält die Mansfelder Schlosskirche. Aus der Renaissancezeit stammt der anmutige Altan am goldenen Saale auf Schloss Mansfeld-Mittelort, dessen Brüstungsfelder Relieffiguren tragen.

Von Taufsteinen sind zu erwähnen: ein altromanischer von roher Arbeit in Creisfeld, der Rest eines romanischen in Gross-Örner. Spätgotische sind vorhanden: auf Schloss Mansfeld vom Jahre 1522, an dessen Schale im Blendmasswerk noch Vierpässe und Dreipässe vertreten sind. Ferner in Thal Mansfeld (ganz gleich dem in der Nikolaikirche in Eisleben) und in Hergisdorf Die meisten übrigen sind barock: so in Ermsleben (von 1567), Sinsleben (von 1580, unschön), Kloster Mansfeld (von 1582, mit Evangelisten und Wappen), Ahlsdorf (von 1582, mit 4 Figuren), Kupferberg (stark zopfig), Alterode (1600), Burg-Oerner (1617, unschön), Siersleben (1718), Welbsleben (1754). Der muschelförmige in Walbeck dürfte dem 16. Jahrhundert angehören.

Merkwürdige Taufbecken sind vorhanden in Ahlsdorf (mit reicher Verzierung und Inschrift), in Leimbach (mit getriebenem Mittelfeld und der bekannten rätselhaften Inschrift), in Gorenzen. Sakramentshäuschen finden sich in Creisfeld und Hergisdorf aus gotischer Zeit, in prachtvoller Renaissance in Holz geschnitzt in der Kirche auf Schloss Mansfeld. Sakramentsnischen hat dieselbe Kirche sogar zwei, eine gotische vom Jahre 1484 mit reichem Figurenschmuck und eine in barocken Formen. Eine sehr schöne gotische Sakramentsnische von 1484 hat auch die Siersleber Kirche aufzuweisen. Ein steinernes Bildhäuschen, das einzige seiner Art, findet sich am Wege vom Gasthof zum Falken zum Schlosse Falkenstein.

Von Steinaltären ist nur der sehr alte in der Mansfelder Klosterkirche zu erwähnen mit altromanischer Schmiege und mit Weihekreuzen. Sehr zahlreich sind dagegen die erhaltenen Schnitzaltäre. Auch hier wiederholt sich die Erscheinung, dass sie, soweit sie der katholischen Zeit angehören, sämtlich kurz vor Ausbruch der Reformation gefertigt sind, also in spätgotischen Formen. Es giebt solche in Ahlsdorf, Alterode (1517), Arnstedt, Biesenrode, Creisfeld, Endorf, (hässliche, flach erhabene Figuren), Hergisdorf (auch mit gemaltem Reliefbilde), Kupferberg, Kloster Mansfeld (Reste von drei z. T. künstlerisch bedeutenden Schreinen), Thal-Mansfeld (zwei prächtige Schreine), Welbsleben (schöne Arbeit). Die zahlreichen z. T. nicht wertlosen mächtigen Figuren in der Sakristei der Mansfelder Schlosskirche werden wohl einem in seiner Gesamtwirkung sicher sehr bedeutenden Altarwerke angehört haben, doch sind die Figuren

von verschiedener Arbeit. Einen Crucifixus von 1595 ohne Kunstwert birgt die Kapelle auf Schloss Falkenstein.

Aus evangelischer Zeit stammt der Altar in Vatterode (1736), von Andreas Baguhn (Raguhn?) aus Querfurt gefertigt, während die Malerei erst 1761 durch Johann Michael Schaffhirt aus Stolberg hinzugekommen ist. Ein nüchternes Werk von 1755 ist der Altar in Ermsleben.

Andere Holzsculpturen sind die Reste der Chorstühle in der Ermsleber Kirche in schönen spätgotischen Formen und die mit Rankenwerk und Bandinschriften geschmückten Chorstühle in Hergisdorf (vielleicht 1518) und Thal-Mansfeld. Von schöner Arbeit sind die Kirchenstühle auf Schloss Falkenstein, Renaissance, vielleicht 1595. Kanzeln treten wenige hervor; von künstlerischem Werte ist keine. Erwähnt mögen nur werden die ganz einfache in Hergisdorf von 1515; die in Thal-Mansfeld besonders wegen der sie tragenden Figur des heil. Georg, die besser ist als die Kanzel selbst; ferner die in Ermsleben, nüchtern barock; in Creisfeld von etwas besserer Arbeit (1620); und die wappengezierte in Welbsleben von 1763. Holz-Emporen finden sich viel, aber die meisten sind völlig kunstlos. Erwähnenswert ist nur die in der Schlosskapelle des Falkensteins, in reichem, aber ausgeartetem Barockstil.

Gemälde, meist in Temperafarben ausgeführt, finden sich viele, nur wenige jedoch von Wert. Meist sind sie auf den Aussenseiten der Altarschreine angebracht, so in Abberode, Alterode (1517), Endorf, Thal-Mansfeld, Welbsleben. Die Predella ist mit Gemälden geschmückt in Kupferberg und Schloss Mansfeld, wo auch die Innenflächen des Schreines mit grossen Gemälden bedeckt sind, die das Künstlerzeichen Cranachs tragen.

Sonstige Gemälde giebt es in Kloster Mansfeld, Blumerode, Creisfeld, Gross Leinungen, Thal-Mansfeld (von Hans Krause 1572), Rotha (von E. G. Orth 1761 gemalt), Siersleben und (wohl neu) in der Rammelburger Schlosskapelle. Die zumteil sehr wertvollen Gemälde auf Schloss Falkenstein sind für sich zu betrachten und vorn im Texte nachzusehen. Nur das prächtige Porträt Friedrichs des Weisen und seiner Mutter von Cranach mag hier besonders erwähnt werden. Wohl das wertvollste aber ist das lebensgrosse Oelgemälde Luthers in der Mansfelder Stadtkirche (1540).

Glasgemälde fehlen auch nicht, wenn auch nur in Resten vorhanden. Auf dem Falkenstein sind solche erhalten mit der Jahreszahl 1585; die Kirche in Thal-Mansfeld hat Reste von drei Glasgemälden; die Gross-Leinunger Kirche hat Wappen aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. Das gemalte Fenster in der Schlosskapelle von Rammelburg stammt erst aus dem Jahre 1868.

Von Werken der Kleinkunst und des Kunstgewerbes kommen zunächst die Kirchengeräte in Betracht. Spätgotische Kelche, zumteil aus Silber giebt es in Hergisdorf (mit 6 Gesichtsmasken verziert), Hettstedt, Thal-Mansfeld, Piskaborn (1497), Rotha. Neuer sind vier Kelche in Thal-Mansfeld (1531) und Hettstedt (1651, 1665, 1681, 1702). Eine Weinkanne von 1607 ist in Hergisdorf, eine Oblatenschachtel von 1684 in Hettstedt; eine gotische Monstranz von 1513 in Rotha, Altarleuchter in Horla (1687) und zwei in Creisfeld (1688); Blumenkelche (von 1626, 1652, zwei von 1779), in der Hettstedter Kirche.

Von Eisenarbeiten ist der spätgotische Thürbeschlag in Creisfeld zu

erwähnen. In der Mansfelder Schlosskirche ist eine figurenreiche Gusseisenplatte erhalten; auch die eisernen Chorschranken sind hier erwähnenswert. Manches wertvolle Stück befindet sich auf Schloss Falkenstein; Eisen- und Bronceguss, Silberfiligran und getriebene Arbeit sind hier beachtenswert, ganz besonders aber Elfenbeinschnitzereien, die zumteil Benvenuto Cellini zugeschrieben werden und seiner würdig sind. Auch einige schön geschliffene und bemalte Gläser befinden sich auf dem Schlosse. Alle diese Einzelheiten wolle man unter Artikel Falkenstein nachsehen. Die eingelegten Holzarbeiten sind aus neuer Zeit.

Glockenschau.

[G] Der Mansfelder Gebirgskreis hat — ausschliesslich der umgegossenen — im ganzen 130 Glocken. 8 Glocken hat die Stadt Hettstedt, 3 Glocken haben Ahlsdorf, Alterode, Arnstedt, Bräunrode, Creisfeld, Dankerode, Endorf, Ermsleben Gorenzen, Harkerode, Hergisdorf, Königerode, Leimbach, Gross-Leinungen, Kloster-Mansfeld, Thal-Mansfeld, Meisdorf, Morungen, Pansfelde, Piscaborn, Quenstedt, Sinsleben, Vatterode, Welbsleben, Ober-Wiederstedt.

Nur eine Glocke haben: Biesenrode, Blumerode, Burg-Örner, Neu-Platendorf, Walbeck, Ziegelrode. Alle übrigen Kirchen haben je 2 Glocken.

Nach dem Durchmesser ihrer Öffnung geordnet, folgen die Glocken des Gebirgskreises so aufeinander:

m		m	
1,91	Hettstedt I	1,08	Endorf I
1,72	Thal Mansfeld I	1,08	Ermsleben II
1,65	Hettstedt II	1,08	Hettstedt III
1,47	Thal-Mansfeld II	1,08	Meisdorf I
1,42	Biesenrode (1)	1,07	Annarode I
1,38	Königerode I	1,07	Siersleben I
1,33	Ermsleben I	1,07	Sylda I
1,33	Welbsleben I	1,06	Alterode I
1,29	Piscaborn I	1,05	Wippra I
1,22	Sinsleben I	1,05	Wippra II
1,18	Gross-Leinungen I	1,04	Gross-Leinungen II
1,17	Leimbach I	1,03	Gorenzen I
1,15	Thal-Mansfeld III	1,01	Kloster-Mansfeld I
1,13	Creisfeld I	1,01	Piscaborn II
1,13	Dankerode I	1,01	Ober-Wiederstedt I
1,13	Quenstedt I	0,99	Bräunrode I
1,13	Welbsleben I	0,98	Friesdorf I
1,11	Gross-Örner I	0,97	Quenstedt II
1,09	Ahlsdorf I	0,95	Annarode II
1,09	Arnstedt I	0,95	Dankerode II
1,09	Sinsleben II	0,95	Harkerode I
1,08	Abberode I	0,95	Königerode II

m
0,93 Hettstedt IV
0,93 Leimbach II
0,92 Alterode II
0,92 Braunschwende I
0,92 Pansfelde I
0,91 Ober-Wiederstedt II
0,90 Stangerode I
0,89 Arnstedt II
0,88 Ziegelrode (1)
0,87 Gross-Leinungen III
0,87 Siersleben II
0,86 Creisfeld II
0,86 Möllendorf I
0,86 Gross-Örner II
0,85 Endorf II
0,85 Meisdorf II
0,85 Sylda II
0,84 Rotha I
0,83 Bräunrode II
0,83 Gorenzen II
0,83 Welbsleben III
0,82 Siebigerode I
0,82 Ulzigerode I
0,80 Horla I
0,79 Ahlsdorf II
0,79 Harkerode II
0,79 Vatterode I
0,77 Abberode II
0,77 Friesdorf II
0,76 Braunschwende II
0,75 Königerode III
0,75 Molmerschwende I
0,75 Thondorf I
0,74 Arnstedt III
0,74 Kloster-Mansfeld II
0,74 Vatterode II
0,73 Dankerode III
0,72 Quenstedt III
0,69 Alterode III

m
0,69 Kupferberg I
0,68 Gorenzen III
0,68 Meisdorf III
0,68 Stangerode II
0,67 Endorf III
0,67 Horla II
0,67 Möllendorf II
0,67 Pansfelde II
0,65 Bräunrode III
0,65 Rotha II
0,65 Thondorf II
0,65 Ober-Wiederstedt III
0,64 Burgörner (1)
0,63 Sinsleben III
0,62 Harkerode III
0,61 Hermerode I
0,60 Ahlsdorf III
0,60 Ulzigerode II
0,59 Kupferberg II
0,59 Neu-Platendorf (1)
0,59 Vatterode III
0,59 Wieserode I
0,58 Morungen I
0,56 Pansfelde III
0,54 Kloster-Mansfeld III
0,54 Siebigerode II
0,53 Hettstedt V
0,53 Leimbach III
0,53 Piscaborn III
0,49 Ermsleben III
0,48 Molmerschwende II
0,45 Morungen II
0,42 Creisfeld III
0,42 Falkenstein (1)
0,42 Hermerode II
0,39 Wieserode II
0,38 Morungen III
0,37 Blumerode (1)

Keine Schrift tragen folgende zumeist sehr alte Glocken:

	Seite
Creisfeld III	36
Falkenstein (hölzerner Treppenturm) . . .	62
Königerode III	94
Leimbach III	98

	Seite
Gross-Leinungen III	100
Kloster-Mansfeld III	116
Möllendorf II	169
Morungen II und III	170
Vatterode III	211

Gotische Majuskelinschriften, sämtlich ohne Angabe des Jahres, in welchem sie gegossen sind, haben folgende Glocken:

	Seite
Annarode I	7
Gorenzen (umgegossen)	66
Horla I	93
Gross-Örner I	181
Piscaborn II	185
Siersleben I	204
Vatterode I	211
Wippra I	232
Wippra II	233

Die bienenkorbähnliche Glocke Alterode III, welche vertieft in den Mantel geritzte Cursivbuchstaben getragen haben soll (S. 6.), ist inzwischen leider umgegossen, ohne dass die Inschrift entziffert oder abgebildet worden wäre.

Gotische Minuskelinschriften tragen oder trugen folgende 14 Glocken, auf welchen sämtlich auch das Jahr des Gusses angegeben worden ist:

		Seite
1426	Hergisdorf II (umgegossen)	71
1472	Welbsleben III	218
1475	Ziegelrode (1)	234
1487	Hergisdorf I (umgegossen)	71
1491	Gross-Leinungen I	100
1494	Königerode I	94
1497	Thal-Mansfeld II	162
1497	Thal-Mansfeld III	162
1501	(?) Schloss Falkenstein	62
1516	Biesenrode (1)	19
1516	Gross-Leinungen II	100
1517	Piscaborn III	186
1518	Ahlsdorf I	5
1523	Welbsleben II	218

Inschriften in neurömischer Majuskel, zugleich mit der Angabe des Jahres des Gusses, tragen folgende 96 Glocken:

		Seite
1557	Kloster-Mansfeld I	116
1559	Ermsleben III (zumteil noch gotische Minuskel!)	44
1574	Sinsleben II	205
1587	Siersleben II	204
1588	Siebigerode I	201
1588	Gross-Örner II	181
1602	Pansfelde II	182
1610	Creisfeld I	36
1612	Molmerschwende I	169
1612	Molmerschwende II	169
1615	Ahlsdorf II	5

Von vorerwähnten 96 Glocken mit Inschriften in neurömischer Majuskel gehören also an:

6 dem 16. Jahrhundert
23 „ 17. „
32 „ 18. „
35 „ 19. „

Selten erscheinen besondere Glockennamen. Nur folgende treten bestimmt hervor:

		Seite
Hergisdorf I (umgegossen):	Sancta Maria	71
„ II („):	Michiel	71
Horla I:	Campana	93
Gross-Leinungen I: . . .	Maria	100
„ II: . . .	Johanna	100
Piscaborn III:	Katherina	186
Vatterode I:	Johanns	201

Nur durch sein Giesserzeichen hat sich bemerklich gemacht der Urheber der Glocke Gross-Leinungen Nr. I im Jahre 1491, S 100.

Mit Namen werden auf den Glocken des Gebirgskreises folgende Glockengiesser genannt.

1426 Jan Franz op de hoe strate to Woent. Hergisdorf II, umgegossen, S. 71.
1501 (?) Herbort von Harderwieck. Schloss Falkenstein, S. 62.
1516 Henrick Becker. Biesenrode, S. 19.
1516 Hans von Cassel, der junger, Mench. Gross-Leinungen II, S. 100.
1574 Noterott von Northausen. Sinsleben II, S. 205.
1588 Eckhardt Kucher in Erfurt. Gross-Örner II, S. 181.
1588 Ekhart Kucher in Erfurt. Siebigerode I, S. 201.
1602 Heinrich Borstelmann in Magdeburg. Pansfelde II, S. 182.
1612 Heinrich Borstelmann in Magdeburg. Molmerschwende I, S. 169.
1612 Heinrich Borstelmann in Magdeburg Molmerschwende II, S. 169.
1610 H. Möring zu Erfurt. Creisfeld I. S. 36.
1615 Melchior Möringk zu Erfurt. Ahlsdorf II, S. 5.
1651 Hans Heinrich Rausch in Erfurt. Bräunrode II, S. 20.
1651 „ „ „ „ „ Ulzigerode II, S. 209.
1652 „ „ „ „ „ Abberode II, S. 2.
1652 „ „ „ „ „ Hermerode II, S. 72.
1653 „ „ „ „ „ Wieserode II, S. 227.
1662 Simon Wild in Halle. Siebigerode II, S. 201.
1666 Joachim Janken in Gross-Salze. Quenstedt I, S. 192.
1670 Johann Jakob Hoffmann in Halle. Sinsleben III, S. 205.
1694 „ „ „ „ „ Annarode II, S. 7.

1700 Johann Jakob Hoffmann in Halle. Endorf I, S. 38.
1700 „ „ „ „ „ Endorf II, S. 38.
1677 Jakob Wenzel in Magdeburg. Ermsleben I, S. 44.
1686 Peter Wildt in Halle. Vatterode II, S 211.
1701 „ „ „ Naumburg (Halle?) — Alterode II, S. 6.
1701 „ „ „ Halle. Ulzigerode I, S. 209.
1698 Jobst Wilhelm Horneman von Zeiz. Hettstedt I, S. 90.
1698 „ „ „ „ „ „ II, S. 90
1698 „ „ „ „ „ „ V, S. 91.
1698 „ „ „ „ „ „ VI, S. 91.
1702 „ „ „ „ „ „ III, S. 91.
1702 „ „ „ „ „ „ IV, S. 91.
1715 J. Georg Ulrich in Laucha. Bräunrode I, S. 20.
1755 Joh. George Ulrich in Laucha. Rotha I, S. 199.
1755 „ „ „ „ „ „ II, S. 199.
1756 J. Georg Ulrich in Laucha. Abberode I, S. 5.
1716 Peter Becker in Halle. Blumerode (1), S. 20.
1720 „ „ „ „ Welbsleben I, S. 218.
1723 Martin Heintze aus Leipzig. Thondorf I, S. 208.
1723 „ „ „ „ Hettstedt } Uhrglocken S. 91.
1723 „ „ „ „ „ }
1726 Arnhold Geyer in Nordhausen. Dankerode II, S. 37.
1726 „ „ „ „ „ III, S. 37.
1740 Friedrich August Becker in Halle. Ober-Wiederstedt, umgegossen, S. 225.
1741 Friedrich August Becker in Halle. Ober-Wiederstedt, umgegossen, S. 225.
1741 Friedrich August Becker in Halle. Sylda I, S. 207.
1741 „ „ „ „ „ Sylda II, S. 207.
1748 „ „ „ „ „ Pansfelde I, S. 182.
1751 „ „ „ „ „ Thal-Mansfeld I, S. 162.
1782 „ „ „ „ „ Leimbach I, S. 98.
1782 „ „ „ „ „ Leimbach II, S. 98.
1770 Friedrich Brackenhoff in Halberstadt. Endorf III, S. 38.
1791 Brackenoff in Halberstadt. Ermsleben II, S. 44.
1791 Gottlieb Brackenhoff in Halberstadt. Möllendorf I, S. 169.
1797 Friedrich Gottlieb Brackenhoff in Halberstadt. Piscaborn, umgegossen, S. 185.
1785 Joh. Wilh. Felbinger in Halberstadt. Neu-Platendorf (1), S. 187.
1790 Zeitheim in Naumburg. Alterode I, S. 6.
1792 Joh. Georg Getwerth in Halberstadt. Hermerode I, S. 72.
1776 Gebr. Ulrich in Laucha. Stangerode I, S. 206.
1796 Ulrich in Laucha. Morungen I, S. 170.
1816 H. Engelcke in Halberstadt. Königerode II, S. 94.
1817 „ „ „ Quenstedt II, S. 192.

1817 H. Engelcke in Halberstadt. Quenstedt III, S. 192.
1821 „ „ „ Stangerode II, S. 201.
1831 „ „ „ Harkerode I, S. 67.
1831 „ „ „ „ II, S. 67.
1831 „ „ „ „ III, S. 67.
1819 Heinrich Bartoly in Halberstadt. Ahlsdorf III, S. 5.
1826 Friedrich See in Kreuzburg. Kupferberg I, S. 96.
1826 „ „ „ „ Kupferberg II, S. 96.
1826 „ „ „ „ Ober-Wiederstedt I, S. 224.
1826 „ „ „ „ Ober-Wiederstedt III, S. 225.
1839 C. H. Stützer in Benneckenstein. Dankerode I, S. 37.
1845 C. H. Gettwert in Halberstadt. Friesdorf II, S. 64.
1832 Gebr. Ulrich in Laucha. Gorenzen I, S, 66.
1847 „ „ „ „ Hergisdorf III, S. 71.
1858 „ „ „ Apolda und Laucha. Kl.-Mansfeld II, S. 116.
1860 Gebr. Ulrich in Laucha. Hergisdorf II, S. 71.
1861 „ „ „ „ Braunschwende I, S. 20.
1861 „ „ „ „ Braunschwende II, S. 20.
1861 „ „ „ „ Gorenzen II, S. 66.
1862 „ „ „ „ Friesdorf I, S. 64.
1862 „ „ „ „ Burg-Örner (1), S. 180.
1863 „ „ „ „ Piscaborn I, S. 185.
1864 „ „ „ Apolda. Bräunrode II, S. 20.
1868 „ „ „ „ Meisdorf I, S. 168.
1868 „ „ „ „ Meisdorf II, S. 168.
1870 „ „ „ „ Horla II, S. 93.
1871 „ „ „ „ Meisdorf I, S. 168.
1871 (?) „ „ „ „ Sinsleben I, S. 205.
1871 „ „ „ Laucha. Hergisdorf I, S. 71.
1872 „ „ „ „ Gorenzen III, S. 66.
1874 „ „ „ „ Thondorf II, S. 208.
1877 C. F. Ulrich in Laucha. Pansfelde II, S. 181.
1881 G. A. Jauck in Leipzig. Creisfeld II, S. 36.

Die Legenden der Glocken mit gotischer Majuskelschrift sind folgende:

1) O REX XPE GLORIE VENI CUM PACE ✠ h (Annarode I, S. 7. 3 Engelfiguren mit Heiligenschein).

2) AVE . MARIA . GRACIA . PLENA . DOMINVS . TECV̄ . SC̄E . NICOLAE ⊙ (Gorenzen, S. 66, umgegossen).

3) ✠ CAMPANA . STE̅ . NICOLAI . SONITV . NOST . PATER . AVDI (Horla I, S. 93)

4) ✠ O . REX . GLORIE . XPE . VENI . C̄ . PACE . Gross-Oerner I, S. 181.

5) ✠ B ✠ E ✠ A ✠ TINI (Piscaborn II, S. 185. Die Glocke hat ausser 4 lotrechten Schlangenlinien das Querfurter Wappen und verschiedene bildliche Darstellungen.)

6) SIT . TĒPESTATVM . PER . ME . GENVS . OMNE . FVGATVM. (Siersleben I, S. 204. Die Glocke zeigt ausserdem das bekreuzte A und J und eine bildliche Darstellung.)

7) ✠ IHE(SVS) NAZARENVS REX . A ✠ J . ICHANNS . (Vatterode I, S. 211. Die Schrift ist Spiegelschrift.)

8) HEC . VBI . CANPANA . RESONET . SIT . OĪA . SANA (Wippra I, S. 232).

9) AVE ✠ REX . ETERNE . GLORIE . (Wippra II, S. 233. Die Glocke trägt lotrechte, geschlängelte Linien, Medaillons und Heiligenbilder.)

Die Legenden der Glocken mit gotischer Minuskelschrift sind diese:

1426 (?) (Hergisdorf II, umgegossen, S. 71):

Michiel es meen name
minen laut do gode bequame
Jan Franz mackte mir de Druele (?)
op de hoe strate to Woent in
mcccc en xxvi.

1472 (Welbsleben III, S. 218):

anno domini mcccclxxij
o sancta Magdalena sono tuo averte
a nobis diabolos.

1475 (Ziegelrode (1), S. 234):

anno dnī m° cccc° lxxv°
consolor . viva . fleo . mortua . pello . nociva
ave maria gracia plena.

1487 (Hergisdorf, umgegossen, S. 71):

sancta maria . anno domini
mcccclxxvii.

1491 (Gross-Leinungen I, S. 100):

Anno ✠ dni ✠ m° cccc° lxxxxi ✠
o rex ✠ glorie ✠ x̄pe ✠ veni ✠ cum ✠ pace ✠
maria ✠ vocatur.

1494 (Koenigerode I, S. 94):

° anno ° dni ° m ° cccc ° lxxxxiiii °
hilf ° got ° maria ° berot °
sanctvs ° andrevs

1497 (Thal-Mansfeld II, S. 162):

anno dni mi cccc lxxxxvii hilf got maria
berot clama ne cesses exalta vocem tuam
sicut tuba ihs xps ame.

1497 (Thal-Mansfeld III, S. 162):

Anno dni . mio . cccc . lxxxxvii . hilf got maria
berot jhesvs nasarenos (sic!) rex ivdeorvm.

1501 (Schloss Falkenstein, S. 62):

anno ° domini ° m ° v . li herbort de . harderwieck me fecit.

1516 (Biesenrode (1), S. 19):

° ° ° ° ° lando deum verum plebem voco congrego clerum °
defunctos ploro pestem fugo festa decoro °
post ter quingentos annos sum fusa decem sex °

1516 (Gross-Leinungen II, S. 100)

Anno + domini mcccccxvi + hilf + got +
anna + selb + dritte + jhesvs + maria + o rex
glorie + xpe + veni + cum + pace +
iohanna vocatur
+ lvcas + marcvs + iohanes + mathevs
+ casper + melchior + balthasar + a + b + h
. . . g hans von cassel der iunger mench

1517 (Piscaborn III, S. 186):

Erea ° sum ° facta ° Katheninaque ° nomine ° dicta ° 1517.

1518 (Ahlsdorf I, S. 5):

Als ⊙ man ⊙ tzalthe ⊙ nach ⊙ crist ⊙ gebvrt ⊙ thvsent ⊙
vndt ⊙ fvnf ⊙ hvnderdt ⊙ vndt ⊙ achczen ⊙ iar ⊙
hilf ⊙ heilige ⊙ frave ⊙ sanct ⊙ AnnA ⊙ sulf ⊙
dridt ⊙ hesus (so!)

1523 (Welbsleben II, S. 218):

anno domini millesimo quingentesimo
vicesimo tertio . o sancta Juliana doce
nos diabolum vincere.

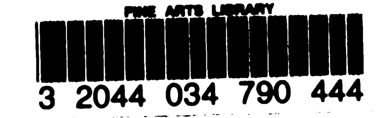
Die Reihe der Glocken mit neurömischen Majuskellegenden eröffnet

1557 (Kloster Mansfeld I, S. 116) die den Umschwung der religiösen Anschauungen kennzeichnende Legende:

VERBVM △ DOMINI △ MANET △ IN ETERNVM △

Die in der Zeit zunächst folgende von 1559 zu Ermsleben (III, S. 44) ist dadurch merkwürdig, dass in ihr die Worte anno domini trotz der späten Zeit noch in gotischer Minuskel dargestellt sind. Auch die Buchstaben der nächstfolgenden Glocke von 1574 (Sinsleben II, S. 205) ahmen noch die Form gotischer Minuskeln nach. Alle folgenden aber zeigen entschieden die neurömische Majuskel. Auf ihre Zusammenstellung dem Wortlaute nach wird hier verzichtet; es wird genügen, auf das oben gegebene Verzeichnis derselben (S. 245 u. 246) zu verweisen.


Zeichen-Erklärung:
Bestehende Oerter
Eingegangene „
Burgen
Warten
Klöster
Klausen
Alte Heerstraßen
Jetzige Landesgrenzen
„ Kreisgrenzen
Alte Gaugrenzen
„ Archidiakonatsgrenzen
„ Herrschaftsgrenzen
Gaugerichtsplätze.
Ploetzkau
Gr. Wirschleben
Besedau
Poplitz
Beesen
Laublingen
Isleben
Mukrena
Dorf
Alsleben
Trebnitz
Wiesendorf
Naundorf
Grube
Nelben
Zellewitz
Jlewitz
Brücke
Rothenburg
Hohndorf
Thaldorf
Cönnern
Kirch
Etlau
Golbitz
Garsena
Dalena
Dornitz
Katzena


FINE ARTS LIBRARY
3 2044 034 790 444